This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

1. Germany - Civilization, 16th cent.

2. Reformation - Germany.

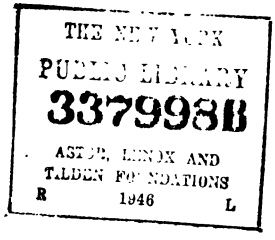
Die Kulturaufgaben der Reformation.

Einleitung in eine Lutherbiographie

von

Arnold E. Berger,
Privatdozent an der Universität Bonn.

Berlin.
Ernst Hofmann & Co.
1895.


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
337998B
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1946 L

Die in der Weltchronik
Als groß verzeichnet steh'n und mächtig wirkten,
Sie haben ihr Jahrhundert wohl begriffen,
Doch die Ideen nimmer selbst gezeugt.
Nicht auf den Hahnenschrei fängt's an zu tagen,
Sondern der Hahn kräht darum, weil es tagt.

Madách, Die Tragödie des Menschen.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Printed in Germany.

Vorbemerkung.

Die vorliegende Schrift ist nicht als eine selbständige Arbeit entworfen worden, aber sie kann gleichwohl als eine solche betrachtet werden, wofern man nur dem einschränkenden Zusatz auf ihrem Titel Beachtung schenkt, welcher die Eigentümlichkeit ihrer Anlage rechtfertigt. Die Schrift war ursprünglich als das „erste Buch" meiner gleichzeitig in demselben Verlage erscheinenden Lutherbiographie gedacht und trug die Überschrift „Die Erbschaft des sechzehnten Jahrhunderts." Da sie indessen, auf ihren Umfang wie auf ihre Darstellungsweise angesehen, aus dem Rahmen der biographischen Sammlung, in der sie Platz finden sollte, allzu augenfällig heraustrat, haben die Herren Herausgeber und Verleger der „Geisteshelden" oder „Führenden Geister" sich mit dem Verfasser dahin verständigt, sie als eine gesonderte Monographie der eigentlichen biographischen Darstellung voraufgehen zu lassen. Dadurch wurde eine neue Fassung des Titels erforderlich; und diese kurze Aufklärung des Sachverhaltes möchte lediglich etwaigen unzutreffenden Erwartungen begegnen, zu denen die gewählte Aufschrift möglicherweise Anlaß geben könnte. Als Einleitung zu einem kulturgeschichtlichen Lebensbilde Luthers wünscht der Verfasser seine Arbeit aufgefaßt zu sehen; nachdem ihr die Fügung der Umstände nunmehr eine selbständige Existenz zugebilligt hat, wird er darum bitten müssen, daß auch die Nachsicht der Leser sie als solche gelten lasse und nichts anderes von ihr verlange, als sie unter den bezeichneten Voraussetzungen geben kann.

Bonn, im Oktober 1894.

Arnold E. Berger.

Inhalt.

Einleitung.

Die Aufgabe. S. 1.

Die Mittleraufgabe des Genies 1—4. Luthers Mittlerstellung in ihrem Wesen, ihren Aufgaben, ihrer geschichtlichen Notwendigkeit 4—12. Grundlinien der mittelalterlichen Weltbetrachtung 12—28. Der leitende Gedanke der mittelalterlichen Kultur und die Mittel seiner Verwirklichung 28—32. Überwindung der mittelalterlichen Kulturideale durch vier Entwicklungsreihen: Nationalbewußtsein, Laienkultur, individualistische Weltanschauung, Laienreligion. Die Reformation als Kulturkampf 33 f.

Erstes Kapitel.

Die Ausbildung des Nationalbewußtseins. S. 35.

Warum in Deutschland sich kein Nationalbewußtsein entwickeln konnte 35—41. Langsames Wachstum des Nationalgefühls seit dem 13. Jahrhundert, der nationalstaatliche und der landeskirchliche Gedanke im Auslande und in Deutschland 42—45. Einsetzen der nationalen und landeskirchlichen Reformbewegungen in Deutschland 46—50. Ursachen ihrer Scheiterung 50 f. Das Nationalgefühl, keiner positiven politischen Schöpfung fähig, wirft sich auf das kirchliche Gebiet, seine treibende Kraft der Haß gegen Rom 51 f. Steigt aus den aristokratischen Kreisen in die untern Stände hinab, Weissagungen großer gesellschaftlicher Katastrophen 52 f. Luther deshalb als Volksbefreier und sozialer Revolutionär begrüßt 53. Luthers Stellungnahme, weitere Schicksale

des Nationalgedankens 54 f. Die Kirchenspaltung nimmt den nationalen Gedanken zu Hilfe, aber ihre Voraussetzungen greifen weiter: Auseinandersetzung der mittelalterlich-kirchlichen und der national-weltlichen Laienkultur in einem religiösen Medium 55 f.

Zweites Kapitel.

Der Sieg der Laienkultur. S. 57.

Die Herrschaft der kirchlichen Kultur ermöglicht durch den lehensstaatlichen Organismus 57 f. Durchbrechung der mittelalterlichen Gesellschaftsordnung, des Feudalismus und der Naturalwirtschaft durch die städtische Kultur und das Emporkommen der Geldwirtschaft im Zeitalter der Kreuzzüge; die neuen Stimmungen, Strebungen, Zweck- und Wertanschauungen der geldwirtschaftlichen Kultur 59—72. Wirtschaftliche Voraussetzungen der Renaissancebildung, Überwindung der hierarchisch-asketischen Weltanschauung durch eine realistische Bildung laienhaften Charakters 73—82. Widersprüche und Zwiespältigkeiten dieser Kultur, Luther als ihr religiös-sittlicher Höhepunkt und ihr Vollender 83 f. Schicksale des Bauernstandes, sein soziales Aufstreben im Zusammenhange mit den individualistischen Stimmungen des geldwirtschaftlichen Zeitalters 84—88.

Drittes Kapitel.

Der Durchbruch des Individualismus. S. 89.

Die „Rückkehr zum Zeichen" als Grundzug der Renaissancebildung; ihr neues Menschenideal und seine Voraussetzungen. Wissenschaftliche Renaissance: Empirismus und Realismus, Anknüpfung an das klassische Altertum. Religiöse Renaissance: Biblicismus, Patristik, apostolisches Kirchentum. Deutschlands Rolle in diesem internationalen Prozeß 89—95.

I. Die Zersetzung der mittelalterlichen Wissenschaft. S. 95.

Entstehung der mittelalterlichen Wissenschaft und Verhältnis der Kirche zu ihr 95—101. Voraussetzungen, Aufgaben und Ziele der Scholastik 101—105. Die Unlösbarkeit ihrer Aufgabe 105—107. Ihre Zersetzung durch die Mächte der Vernunft, des Willens, der Erfahrung und durch die Stimmungen der Laienkultur 107—111. Durchbruch der Mystik als Reaktion der psychologischen Erfahrungsbedürfnisse gegen den In-

tellektualismus der Scholastik 111—117. Das Prinzip der Erfahrungswissenschaften, entwickelt mit Hilfe der griechisch-arabischen Aufklärung, Hindernisse seiner Durchführung und erste Erfolge 117—129. Endergebnis der Scholastik, Wendung zum Humanismus 129 f.

II. Der humanistische Individualismus. S. 130.

Kulturgeschichtliche Bedeutung des Humanismus 130 f. Seine Vorgeschichte im Mittelalter, die klassische Altertumswissenschaft und die Kirche 132—142. Seine Entstehungsbedingungen und Ziele 142—144. Seine Stellung zur Kirche 145—151. Gegensätze des deutschen und des italienischen Humanismus 151—156. Die Reformationsideale des Erasmus und ihre kosmopolitischen Ziele 156—161. Ihr doktrinärer Charakter und ihre Verkennung des Zeitgeistes 162—165. Humanismus und Reformation 165—168.

Viertes Kapitel.

Das religiöse Leben des Mittelalters. S. 169.

Das Christentum als mittelalterliches Kulturproblem und die Reformation als dessen erster selbständiger Lösungsversuch 169—173.

I. Kirche und Mönchtum. S. 173.

Übernahme der römischen Kirche als überlegener Kulturmacht 173—175. Kirche und Mönchtum als die Grundmächte der mittelalterlichen Religiosität 175—178. Beide im Urchristentum nicht begründet, sondern Teilerscheinungen des Verschmelzungsprozesses von Christentum und griechisch-römischer Weltkultur 178—183. Deutschlands Stellung in dem Aneignungsverlauf des kirchlichen Christentums 183 f.

II. Augustin. S. 184.

Individualistischer Charakter des Augustinismus; hat den Romanismus nicht überwunden, aber in ihm als Ferment gewirkt 184—189. Seine Bedeutung für die Renaissance des Paulinismus 189 f. Fortleben des Augustinismus in der mittelalterlichen Kirche 190—192.

III. Die drei Epochen des mittelalterlichen Christentums. S. 192.

Kirche, Mönchtum und Augustinismus im Mittelalter 192 f.

A. Die zivilisatorisch-missionelle Epoche. S. 193.

Die Kirche als Kulturmacht und Erziehungsanstalt 193—198. Erzieherische Bedeutung des Mönchtums 198—200. Verknüpfung der fränkischen Kirche mit der moralisch-religiösen Autorität Roms 200 f. Karl der Große und Bonifatius 201 f. Fortschritte der Askese 203. Erste Versuche eines religiösen Verständnisses des Christentums, seine Schwierigkeiten und Schranken 204—210. Getrennte Entwicklung des Dogmas und der Frömmigkeit 210 f. Wachsende Vertiefung der religiösen Ideen, Asketik und Wundergläubigkeit, magische Religiosität 211 f. Druck der religiösen Ideen auf die Klöster: die lothringische Klosterreform und ihre Überholung durch die cluniacensische 213 f. Wendung der Kirche von ihren religiös-sittlichen und zivilisatorischen Erziehungsaufgaben zu der juristisch-politischen Ideenerbschaft des Romanismus 214 f.

B. Die politisch-hierarchische Epoche. S. 216.

Die Kirche nicht bloß eine religiöse, sondern auch eine politisch-soziale Macht, ihre Einfügung in die germanische Staatsverfassung und die Gefahren dieser Einfügung 216—218. Die Weltherrschaftsdoktrin der Kirche und die vier Stufen zu ihrer Realisirung 218—222. Die verderblichen Wirkungen des politisch-hierarchischen Kirchentums auf das sittlich-religiöse Leben und ihre Beurteilung durch die Zeitgenossen 223—232. Warnungen und Heilungsversuche der kirchlichen Korruption 232—236. Reaktion der Laienreligion, zunächst in den Kreisen der Aristokratie. Wendung zur demokratischen Religiosität 237—239.

C. Die christlich-soziale Epoche. S. 239.

Der religiöse Massengeist des ausgehenden Mittelalters 239—247. Die Sektenbildungen als Werkzeuge der Laienreligion, Verknüpfung der religiösen mit der sozialen Frage unter dem Zeichen des apostolischen Armutideals 247—260. Die Kirche reagiert mit den Bettelorden; deren Bedeutung und die Ursachen ihres Verfalls 260—265. Der christliche Sozialismus und die hussitische Revolution 266—272. Wirkungen des hussitischen Geistes auf Deutschland, „Kaiser Sigmunds Reformation" 273 f. Revolutionsaufstände im 15. Jahrhundert, der Pfeifer von Niklashausen 274—279. Abwendungsversuche und Förderungen der sozialen Revolution 279 f.

Schlußbetrachtungen. S. 280.

Die Kulturprobleme des ausgehenden Mittelalters, demokratischer Zeitgeist 280—283. Luthers Reformation als Kulturwendepunkt 283—285. Typische Bedeutung von Luthers Jugendgeschichte 285 f. Seine norddeutschen, insbesondere thüringischen Kulturvoraussetzungen 286—300.

Einleitung. Die Aufgabe.

Was ein guter Mensch erreichen kann,
Ist nicht im engen Raum des Daseins zu erreichen.
Drum lebt er auch nach seinem Tode fort
Und ist so wirksam, als er lebte.

Goethe.

Dem Genie gehört das Amt des großen Mittlers. Wo entscheidende Wandlungen der Welterkenntnis durch Generationen langsam sich vorbereiten, wo neue Ideale, dem Bewußtsein noch verborgen und doch schon erregende Mächte der Seele, sehnlich nach Erlösung ringen, da wecken sie einzelne gewaltige Menschen auf, die die geistige Energie ihres Zeitalters gleichsam in Einem Brennpunkt sammeln und die ganze Wucht des Konfliktes, um den es sich handelt, vorbildlich in sich durchleben und auskämpfen. Wie viele solcher genialen Mittler sind zu Grunde gegangen unter der Last dieser ungeheuren Aufgabe, den feindlichen Zusammenstoß einer alten und einer neuen Weltanschauung im eigenen Busen auszutragen! Jede neue Weltanschauung fordert ihre Opfer, und das Königsdiadem des Genies ist zugleich eine Dornenkrone. Aber was es geleistet, wird zum Paradigma, und aus seinem schmerzlichen Ringen springt die erlösende Zauberformel hervor, die den Nachkommenden ein Geheimnis der Geschichte aufschließt und neue Bahnen, neue Ziele finden lehrt. Dann strömt die Schar der kleineren Geister geschäftig heran, das Kapital der Genies in Fluß zu bringen und fruchtbar zu machen; durch tausende arbeitsamer Hände rollt es hindurch, es mehrt sich beständig und wird ausgemünzt in zahllosen Prägungen, bis es zum Gemeingut einer ganzen Nation, der gebildeten Welt geworden ist. Wenn diese Erfahrung schon den altklugen Gemeinplatz einer

banausischen Geschichtsbetrachtung Lügen straft, daß wir's heute auch ohne die Genies herrlich weit gebracht hätten und sie aus der allgemeinen Entwicklungsreihe uns getrost hinwegdenken dürften, so widerlegt ihn noch schlagender die weitere Beobachtung, daß ganze Zeitalter durch das gewaltige geistige Übergewicht genialer Persönlichkeiten in Bahnen gedrängt wurden, die sie ohne solche lenkenden Individualkräfte nicht betreten hätten, ja die sich nicht einmal durchaus als heilsame, geschweige denn als ausschließlich notwendige und folgerichtige erweisen lassen. Das Genie versteht das Sehnen und Träumen seines Zeitalters am Tiefsten, es weist ihm die Pfade und löst ihm die Zunge, es hebt ihm seine Ideale heraus aus dem gährenden Dunkel ungewisser Ahnungen und richtet sie auf in beglückender Greiflichkeit: darin beruht das Geheimnis seiner massenbezwingenden Wirkungen. Aber Genies mit universalem Gesichtskreis sind seltene Geschenke, zahlreicher und durchgreifender jene, die an Einem Punkte gewaltig einsetzen, von hier aus die tiefsten Bedürfnisse ihrer Zeit erfassen und, mitreißend in überzeugender Naturkraft, einem Lustrum, einem Menschenalter, einem Jahrhundert ihre Einseitigkeit aufprägen können. Dann bedarf es der Arbeit vieler Generationen, das verschobene Gleichgewicht der Bildungsmächte wiederzugewinnen, das, was der persönlichen Komplikation des Genies gehört, von dem verbleibenden Geisteserbe scheiden zu lernen und dieses mit den Forderungen einer neuen Zeit in fruchtbaren Einklang zu stellen.

Einen deutschen Geisteskämpfer von solcher Art möchten die folgenden Blätter hinstellen in lebendiger, wirkender Gestalt: unser religiöses Genie, Martin Luther. Nicht eine biographische Erzählung ist beabsichtigt, sondern ein kulturgeschichtliches Lebensbild. Wer vermöchte die ungeheuren Wirkungen dieses Mannes zu begreifen ohne eine Anschauung von der Psychologie seines Zeitalters, von den Problemen, die es bewegten, von den Erwartungen, die es ihm entgegentrug, die auf ihn eindrangen und ihn emporhoben; wer Luthers erschütterndes Seelenringen ohne das Nachempfinden des gewaltigen Kampfes zweier Weltanschauungen, die auf Leben und Tod in ihm zusammenstießen;

wer die immer ſtarrer und eigenſinniger werdende Haltung des Reformators ohne eine Prüfung der Zeitverhältniſſe und Lebenszuſtände, welche über ihn Macht gewannen und ihn in die Schranken ſeiner temporären Bedingtheit zurückdrängten, über die er, hingenommen von dem Sturmdrang des revolutionär geſtimmten Jahrhunderts, in den Frühlingstagen ſeines Wirkens ſo völlig hinausgewachſen ſchien! Wir verſuchen ſein Bild aufzufangen im Spiegel der Geſellſchaft, der Litteratur, der Wiſſenſchaft und der Kunſt, des politiſchen, des rechtlichen, des wirtſchaftlichen und des religiöſen Lebens; im 16. Jahrhundert begegnen wir an allen Enden ſeinen Spuren, er ſcheint die Alles überherrſchende Geſtalt, an der Niemand vorüber kann: mag man ihn verehren oder ſich an ihm ärgern, jedenfalls ſchweigen läßt ſich nicht von ihm, ſein Name drängt ſich auf jede Lippe, und in den abliegendſten Erörterungen begegnen uns oft ganz unvermutet Beziehungen auf ihn. Und wieviel von der geiſtigen Artung der Folgezeit liegt in Luther ſchon vorgebildet, im Guten wie im Schlimmen! Eine große Perſönlichkeit vermag ihren Zauber über Jahrhunderte zu bewähren, wenn das, was ſie gewirkt und gelehrt, wirklich aus den tiefſten Wurzeln ihres Weſens, aus dem Urquell inneren Eigenlebens naturgewaltig hervorgetrieben ward. So war es bei ihm; und immer wieder ſind Geiſter aufgetreten, die aus dem nie verſiegenden Jungbrunn ſeiner mächtigſten Schriften ſich evangeliſche Frömmigkeit, Stärkung zu ſittlicher Großthat, Schöpfergefühl und Weltverbeſſerungsfreude getrunken haben! Wieviel hat nicht Luther bis heute mit ſeinem Namen decken müſſen! Man hat den jungen Luther gegen den alten und den alten gegen den jungen ausgeſpielt, man hat in ihn hineingeleſen und herausgeholt, was man zu verſchiedenen Zeiten je für das Notwendigſte hielt, von gar vielen Seiten hat man ihn ins Auge gefaßt, und der Standpunkt der Betrachtung hat nicht nur mit dem Fortſchritt der Zeiten, ſondern zuweilen bei einem und demſelben Beobachter ſich gründlich verändert, die mannigfaltigſten Strebungen und Meinungen haben ſich auf ihn berufen

oder doch Verbindungslinien zu ihm gesucht. Diese Macht der Persönlichkeit ist noch heute ungebrochen, Luthers Geist wohnt noch mitten unter uns, und die folgenden Blätter wollen es versuchen, ihn festzuhalten in dieser lebenweckenden, überdauernden Kraft; sie wollen aber auch die Schranken dieser einzigen Natur mit voller Schärfe betonen und kein Hehl daraus machen, daß diese Schranken der Persönlichkeit, gleichsam objektiviert in den Epigonen, zu hemmenden Schranken unsrer geistigen Kultur geworden sind, die den herrlichen Besitz des protestantischen Prinzips durch Blut und Thränen, durch Verarmung nach außen und nach innen lange Zeit allzu teuer hat bezahlen müssen. Doch auch der Historiker, wenn er seines Amtes nach allen Seiten gewaltet, mag einer verweilenden Betrachtung des Gegenwärtigen, sofern er in seiner Aufgabe dazu Anlaß findet, schließlich gerne Raum gönnen.

Der nachwirkende Zauber einer Persönlichkeit liegt ja nicht in ihrer Schranke, sondern in der Kraft des Lebens, die von ihr ausgeht. Nicht an die Schranke mehr wollen wir Heutigen uns halten, nicht an das, was sie „im engen Raum des Daseins nicht erreichen" konnte, sondern an das, was in ihren größten Offenbarungen an schöpfungskräftigen Keimen aufbehalten blieb; und ihr Geist, in uns lebendig, mag uns helfen, solcher Fülle würdig zu werden und das große Werk, das sie begonnen, aber nach gewaltigen Anläufen nicht zur Vollendung zu führen vermochte, seiner genialen Konzeption im höchsten Sinne getreu bleibend zu Ende zu fördern.

Diesen einzigen Geist aber in seiner Eigenart treuen Verständnisses zu erfassen, betreten wir nunmehr die Vorhalle seines Zeitalters, das gewaltige Wehen, welches ihn ankündigt, alsbald deutlich kommen zu hören.

Luther war ein Säkularmensch, insofern er als die beherrschende Gestalt seines Jahrhunderts dasteht; nicht jedoch in dem andern Sinne, daß sich das geistige Kapital seiner Zeit in seiner Persönlichkeit etwa erschöpfend zusammengeschlossen, zur harmonischen Summe vereinigt hätte. Auch in Luther wirkte allerdings

die gesammelte geschichtliche Macht einer geistigen Entwicklung von mehr als drei Jahrhunderten; wenn sich gleichwohl Zeitgenossen nennen ließen, die ihn in umfassender, wirklich säkularer Bildung beträchtlich überragten, so war es doch seine einzige Größe, daß er für das Suchen und Fragen, Begehren und Ringen, für das leidenschaftliche Trachten der Besten und den unsteten Drang der Massen das erlösende Wort fand, daß er nicht bloß die Krankheit seiner Zeit verstand, ihre Symptome wehklagend oder mit Spott und Bitterkeit beschrieb, um dann die längst verbrauchten Heilmittel zu empfehlen, sondern daß er die Offenbarung eines neuen Lebensideales brachte, einer selbständigen sittlichen Ursprünglichkeit auf dem Grunde des Evangeliums, verkündigt mit der ganzen Inbrunst eines Menschen, der seine eigensten inneren Erfahrungen erschütternd offen legt, daß Er ganz allein mit dem Instinkte des Genies den Punkt aufzeigte, von dem aus sich die seit Jahrhunderten ersehnte Erneuerung des Lebens wirklich in Angriff nehmen und für die neuen Ideale auch neue Daseinsformen erschaffen ließen.

Denn der Reformation kann unmöglich eine geschichtliche Betrachtung völlig gerecht werden, welche sich auf den religiösen Gesichtspunkt einschränkt, ohne die ganze Breite des gesellschaftlichen Lebens am Ausgange des Mittelalters zum Hintergrunde zu nehmen und auf der ganzen Linie die Umwandlung aller Lebensgefühle nachzuweisen, welche mit den äußeren Ordnungen des gesellschaftlichen Daseins und den mit ihnen traditionell verbundenen Ideenzusammenhängen mehr und mehr in einen unerträglichen, die gesunde Einheit der persönlichen Bethätigung beständig durchkreuzenden Konflikt geraten war. Die religiöse Entwicklung in der Betrachtung zu isolieren ist deshalb ganz unmöglich, weil nicht nur der eigentliche Schauplatz ihres Verlaufes, sondern auch das Objekt, an dem sie sich durchweg orientierte, die Kirche war, und weil wiederum die Kirche nicht nur eine religiöse, sondern noch mehr eine politische, soziale und wirtschaftliche Kulturmacht war, also mit allen Theilen des gesellschaftlichen Organismus, mit allen Äußerungen des Lebens

durch ideelle und vor allem durch reelle, dingliche Beziehungen tausendfach verknüpft, eine Kulturmacht von solcher Einheitlichkeit und Geschlossenheit, daß alle Strebungen, die nicht aus ihrem Schoße entsprangen oder mit ihr in Widerspruch traten, vereinzelt bleiben mußten, des Zusammenhanges und der dauernden Stützpunkte entbehrend, somit der Kirche gegenüber ohnmächtig, leicht von ihr überwältigt und aufgesogen. Aber diese einheitliche Kulturmacht, welche in der Kirche sich verkörperte, war andrerseits auch ein Organismus, der bei aller Entwicklungsfähigkeit im Einzelnen doch als Ganzes, seiner wesentlichen Artung nach, als eine fertige Größe dastand, nicht etwa als das Produkt eines spontanen Wachstums hervorgegangen aus dem selbeignen Grunde mittelalterlichen Lebens, den er doch nach allen Seiten überherrschte, sondern aus der Sphäre einer fremden Kultur auf ihn überpflanzt: als die Universalerbschaft des altrömischen Reiches, durchdrungen und bestimmt von den Idealen und Stimmungen, den Zweck- und Wertanschauungen der antiken Gesellschaft und eben darum von so überwältigender geschichtlicher Mächtigkeit, daß die mittelalterliche Menschheit sich auf die bloße Aneignung dieser fertigen Kultur und ihrer Organe verwiesen sah, infolgedessen den gesunden, sicheren Gang der eignen, national und instinktiv-natürlich bedingten Lebensentwicklung einbüßte und eine der wichtigsten Aufgaben einer solchen darüber versäumte: einen einheitlichen Vorstellungszusammenhang zu schaffen, der, abstrahiert von den eigentümlichen Thatsachen des jeweiligen nationalen Kulturlebens, das Verhältnis des Menschen zur unsichtbaren Welt, zur menschlichen Gemeinschaft und zu sich selbst, seine sittlichen Ziele und Pflichten, seine diesseitigen Aufgaben und jenseitigen Hoffnungen in gemeinverständlichen Symbolen und Gedankenreihen hätte ausdrücken müssen, welche geeignet waren, das Alltägliche durch höhere geistige Beziehungen zu verklären und für die Beurteilung des sittlichen Handelns die der jedesmaligen Zeitlage entsprechenden Maßstäbe zu bilden. Jene Symbole und Ideen, diese sittlichen Maßstäbe, ohne die das Gemeinschaftsleben schlechterdings nicht auskommt, hat nun

die mittelalterliche Gesellschaft, von einigen rasch verkümmerten Ansätzen abgesehen, nicht aus eigenen Mitteln geschaffen, sondern einfach aus dem geistigen Erbe der römischen Gesellschaft übernommen, hiermit jedoch der Entfaltung des eigenen, natürlichen Lebens Fesseln aufgelegt, die mit dem allmählichen Fortschreiten zu größerer geistiger Freiheit als immer schmerzhafter lastende empfunden werden mußten, gleichwohl aber, auch als die Natur und die eingeborene Volksart ihre eigene Rechte sehr dringlich geltend zu machen und ihre eigenen Ideale zu formen begannen, nicht abgeworfen werden konnten, ohne zugleich die Kirche umzustürzen, die jene fremde Kultur einst gebracht hatte und, untrennlich mit ihr verwachsen, noch fort und fort als den unerschütterlichen Machttitel ihres Daseins mit allen Mitteln behauptete. Dieser unnatürliche Zustand eines immer unversöhnlicher werdenden Gegensatzes zwischen den ideellen und sittlichen Anforderungen der herrschenden Religion, Philosophie, Moral und den praktischen Idealen, sittlichen Werten und Zielen des natürlichen Weltlebens hat das eigentümliche Gepräge der mittelalterlichen Gesellschaft bestimmt, die seltsamen Utopieen und Zwiespältigkeiten, das Sprunghafte und romantisch Phantastische ihrer geistigen Arbeit verschuldet, ihre halb großartigen, halb wunderlichen Versuche, das Unmögliche möglich zu machen, das Unvereinbare zu vereinigen, ihr merkwürdiges Auf und Nieder von höchster Selbstbehauptung zu tiefster Selbstverleugnung, von leidenschaftlichem Genuß zu ingrimmiger Selbstpeinigung, von gläubigster Andacht und opferwilligster Hingabe zu allen Stimmungen der Frivolität und des Nihilismus: zuletzt war die Gesellschaft bis in ihre untersten Schichten wie von einer heillosen Krankheit ergriffen, welche hie und da schon zu fiebernden Ausbrüchen einer ungeduldigen Verzweiflung führte, zu keiner Zeit aber härter und grausamer empfunden wurde, als in jenem 15. Jahrhundert, welches ein neues Persönlichkeitsideal, das der untrennbaren Einheit und unendlichen Bildungsfähigkeit aller sinnlichen und geistigen Kräfte, entdeckt hatte und nun doch in dieser Sehnsucht nach der schönen Einheit des Individuums dem

furchtbaren Schnitt nicht auszuweichen vermochte, mit dem die kirchliche Weltanschauung den sinnlichen Menschen von seiner spirituellen Hälfte trennte, das Göttliche von dem Natürlichen, die übersinnlichen Gedanken und Zielbestimmungen von den Trieben und Fähigkeiten der sündigen Kreatur.

Wie dieser unselige Zwiespalt zweier gewissermaßen widernatürlich zusammengeschweißten Kulturspären entstanden, wie er mit dem Fortschritt der natürlichen civilisatorischen Kräfte ins Unerträgliche gewachsen ist, welche Heilungsversuche man an ihn gewendet hat und warum diese Versuche vergeblich sein mußten, — das sind Fragen, mit denen sich zunächst jeder auseinanderzusetzen hat, der über die Notwendigkeit der Reformation sich klar werden will. Nicht etwa bloß die Kirche als solche galt es zu reformieren, sondern vor allem die alte, fremdherrschaftliche Kultur, deren vorbildliche Trägerin und Hüterin die kirchliche Zwangsanstalt war, galt es abzuschütteln und mattzusetzen, um Raum und Kraft zu gewinnen für die breiten Flügelschläge der neuen, freiheitlichen, von individualistischen und realistischen, nicht mehr metaphysischen, sondern diesseitigen Tendenzen bestimmten Kultur, die nicht von Gott, sondern vom Menschen ihren Ausgang nahm, die ihre Ideale nicht mehr entlehnen und sich vorschreiben lassen wollte, sondern sie frei erwachsen ließ und den unseligen Dualismus des Mittelalters siegreich überwand, indem sie mit dem Einsatz einer unvergleichlichen Geistes- und Gemütsarbeit die große Aufgabe in Angriff nahm, welche das Mittelalter unter dem übermächtigen Druck der antikrömischen Bildungshinterlassenschaft hatte liegen lassen müssen: die Auseinandersetzung der modernen Nationen und des modernen Individuums mit dem geistigen Erbe des Altertums, wie es die römische Kirche überliefert hatte, die organische Vermittlung von praktischer Lebensanschauung und theoretischer Weltbetrachtung, den gesunden Einklang und das fruchtbare Gleichgewicht der idealen und der materialen Kulturmächte, die sich gegenseitig stützen und tragen müssen, aber niemals dauernd gegeneinander wirken können, ohne geradezu die Existenz der Gesellschaft in Frage zu stellen. An

diesem unhaltbaren Verhältnis, daß man sich zu einer Weltanschauung bekannte, welche, abstrahiert von einer fremden Gesellschaft, die praktischen Bedürfnisse, die religiösen und sittlichen Antriebe, die Ideale und Stimmungen des eigenen Kulturlebens in einer völligen Verzerrung zum Ausdruck brachte, dennoch aber schlechthin als normengebend auftrat, infolgedessen die Praxis des sittlichen Lebens um ihre natürlichen Ideale betrog, eine gedeihliche Wechselwirkung der ideellen und der praktischen Zweck- und Wertbegriffe von vornherein abschnitt, aber umsomehr zu rücksichtsloser Vergewaltigung der thatsächlichen Daseinsmächte, zu einem überspannten Doktrinarismus und einer erstaunlichen Verarmung des Wirklichkeitssinnes Anlaß gab, — an diesem unnatürlichen Zwiespalt ist die mittelalterliche Gesellschaft im letzten Grunde untergegangen: man vermochte sich einzubilden, daß die altrömischen Universalgedanken, die Metaphysik und die Ethik des Romanismus immer noch reale Größen seien, ja daß das Leben sogar mit Gewalt nach ihnen geregelt werden müsse, ohne zu bemerken, wie himmelweit man sich in Wirklichkeit von ihnen schon längst entfernt hatte.

Um diese große Krankheit der Gesellschaft überhaupt verstehen und das Problem, das mit ihr gegeben war, begreifen zu können, dazu bedurfte es einer Höhe und Reife des Persönlichkeitslebens, einer Fülle der psychologischen Erfahrung, eines so vertieften Nachdenkens der Menschen über sich selbst, die Zustände und Bedingungen ihres äußern und innern Daseins, eines so energisch reflektierenden Lebensgefühles, daß dem früheren Mittelalter zu jenem Verständnis noch alle Voraussetzungen fehlten. Seit dem 12. Jahrhundert stieg das große Problem langsam im mittelalterlichen Bewußtsein empor. Es war von internationaler Art, wie die Kirche, in der es sich mit Notwendigkeit entwickeln, in der es darum auch seine Lösung finden mußte. Und weil die stärkste Kraft der Kirche nicht in ihren weltlichen, sondern in ihren geistlichen Aufgaben gegründet lag, weil die Kultur, welche die Kirche vertrat, allein von innen her überwunden werden konnte, aus der Mitte der Kirche heraus, so war es nicht anders

möglich, als daß die Lösung jenes Kulturproblemes in einem religiösen Medium stattfand: mit der Grundfrage aller Religion nach dem Verhältnis des Menschen zu dem unsichtbaren Gott, nach den Mitteln, wie er der göttlichen Gnade und des Heils gewiß werden könne, nach den irdischen Aufgaben, dem Zweck der Welt und den zukünftigen Dingen mußte die Reformation beginnen. Erst von hier aus, indem sie gleichsam in die Anfänge der Kirche zurücklenkte und hinter der mittelalterlichen Entwicklung ihren Ausgangspunkt nahm, war sie in den Stand gesetzt, die Berechtigung dieser Entwicklung zu prüfen, sie in ihre Faktoren zu zerlegen, die Aufgaben der Religion und ihrer Trägerin, der Kirche, neu zu formulieren und sie mit den Aufgaben des weltlichen Kulturlebens in einer Weise zu vermitteln und auseinanderzusetzen, welche ihr wechselseitiges Zusammenwirken möglich machte, den spirituellen und den sinnlichen Menschen nicht als gegensätzliche Hälften, sondern als eine lebendige Einheit begriff, und die Religion nicht mehr als eine satzungsmäßig gebundene und abgesonderte Bethätigungssphäre neben anderen ansehen lehrte, sondern als den freiwilligen und unermüdlichen Gottesdienst der täglichen Arbeit an dem besonderen Platze, auf den der Einzelne sich gestellt sieht, des freudigen Fortschreitens und Mitschaffens im Dienste und zum Wohle der großen Gemeinschaft, der man angehört, mit dem beständigen Hinblick auf die göttlichen Dinge, die Verpflichtungen gegenüber dem unsichtbaren Regierer und Zwecksetzer der Welt und die leidvoll-fröhliche Pilgerstraße nach dem Heil, auf der es hienieden keinen Rastpunkt und noch weniger ein Ende giebt. Indem die Religion vom Weltleben nicht mehr gesondert, sondern mitten hinein gestellt, ihm als motorischer Faktor eingegliedert wurde, indem man sie nicht mehr als Kontemplation und Askese, sondern als Kampf und Arbeit, nicht mehr als die weltverneinende Vorausnahme des jenseitigen, sondern als die ideale Ausrüstung für das diesseitige Leben begreifen lernte, war die Lösung des großen Kulturproblems gefunden, an dem die mittelalterliche Gesellschaft langsam dahingesiecht war.

Und von diesem neu gewonnenen Verständnis der Religion her ergab sich nun eine Kritik der Kirche, welche ihr lediglich die Aufgaben der Seelsorge und der Heilsvermittlung zuzuweisen, alle politischen, sozialen, rechtlichen und wirtschaftlichen Aufgaben aber als ihrem Wesen durchaus unangemessene ihr abzuerkennen sich genötigt fand, somit ihre alle Gebiete des Kulturlebens gleichmäßig übergreifende und regulierende Machtstellung leugnete, den Typus der mittelalterlichen Gesellschaft für immer verabschiedete, die Persönlichkeiten auf sich selbst stellte, jeder einzelnen Wirkungssphäre ihre Selbständigkeit eroberte, deren natürlicher Entfaltung alle doktrinären Bleigewichte abstreifte und kraft dieser durchgreifenden Befreiungsarbeit die gesamte Kulturbewegung in neue Bahnen leitete. Das Problem war ein internationales, aber in einem Zeitalter, welches die nationale Differenzierung beständig fortschreiten sah, konnte es nur mit nationalen Mitteln gelöst werden; und da die romanischen Nationen vermöge eines natürlichen geschichtlichen Zusammenhanges der römisch-kirchlichen Kultur nicht mit derselben inneren Freiheit und Objektivität gegenüber treten konnten, wie die germanischen, denen sie gleichsam von außen aufgelegt worden war, so faßte auch der germanische Geist jenes Problem am leidenschaftlichsten und tiefsten, an ihm besann er sich langsam auf sich selbst, gelangte von der demütigen Hingabe an die fremde Kultur mit dem Abschluß des großen Aneignungsprozesses auf eine Stufe der Mündigkeit, die sich ihr entwachsen und sich nunmehr zum Protest gegen den Romanismus gedrungen fühlte, und gewann, indem er von seiner tiefen Auffassung der persönlichen Heilsfrage her ein neues Weltbild entwarf, die Kraft, die mittelalterliche Welt zu zerschlagen und den Tendenzen einer neuen Kultur den Sieg zu erstreiten, deren Herzschlag nicht mehr die römisch-kirchliche Universalidee war, sondern die freie, nur in Gott und dem verantwortlichen Gewissen gebundene Eigenständigkeit des Ichs. Diese größte geistige Befreiungsthat ist von einem Deutschen geleistet worden, aber alle Nationen haben in ihrer Weise an diesem Mittleramte Deutschlands ihren Anteil genommen,

und wenn sie naturgemäß nicht dieselben Konsequenzen ziehen konnten, wie das Land, dem jene große Mittleraufgabe zugefallen war, selbst, so genießen sie dennoch von denselben Früchten: die Kulturidee der Reformation und der Geist des Protestantismus haben die gebildete Welt erobert und die Grenzen ihrer Herrschaft sind unendlich weiter, als die des protestantischen Bekenntnisses.

Jedes große Genie steht innerhalb einer Kontinuität schöpferischer Gedanken, die sich an zeitliche Schranken nicht gebunden fühlt. Wer Luthers Reformationswerk lediglich auf dem Hintergrunde der kirchlichen und religiösen Reformbewegungen des Mittelalters entwirft oder nur innerhalb jener Tendenzen erfaßt, die dem Ende des 15. Jahrhunderts das vorwaltende Gepräge gaben, der verstellt sich damit die Perspektive, unter der geschichtliche Erscheinungen von so überragender Größe betrachtet werden wollen, und thut etwa dasselbe, wie Jemand, der die Entstehung des neuen deutschen Reiches lediglich nach politischen Gesichtspunkten oder nach einzelnen Gründungen wie dem Zollverein beurteilen wollte. Wo sich die Arbeit von Jahrhunderten zusammenfaßt, darf sich auch der geschichtliche Betrachter nicht ängstlich den Blick verschränken, wenn er nicht Gefahr laufen will, in der Schätzung der Größenverhältnisse fehlzugreifen. Der gewaltige Kulturprozeß, welcher in die Reformation ausmündete, läßt sich nur auf dem Hintergrunde einer tausendjährigen Entwicklung innerhalb der mittelalterlichen Gesellschaft überhaupt völlig verständlich machen, denn die Aufgabe, welche er zum Abschluß brachte, ist ebenso alt wie die Bekehrung der mittelalterlichen Nationen zum römischen Christentum. Bevor wir an eine Analyse jenes großen Kulturprozesses hinantreten können, müssen wir einen deutlichen Umriß jenes Weltbildes zu gewinnen suchen, welches die Kirche entworfen hatte, und aus dem sie alle ihre Normen entnahm.

Die Grundlinien der mittelalterlichen Weltbetrachtung wurden schon von Augustin gezogen, einer jener wunderbaren Schöpfernaturen, die, allem Systematischen und Reformatorischen, allem

Trachten auf praktische Erfolge von Haus aus völlig abgewendet, nur mit dem wogenden Reichtum des eigenen Innenlebens, der durch Formeln nicht zu bewältigen bleibt, rastlos beschäftigt scheinen und dennoch durch die Genialität ihrer Konzeptionen, durch die Fülle ihrer Töne und Motive, durch die Gewalt der Stimmung, die von ihnen ausgeht, die Entwicklung von Jahrhunderten vorausnehmen, Jahrhunderte mit einer unerschöpflichen Vielseitigkeit des Einflusses beherrschen können. Augustin ist gleichsam der Mikrokosmus, in dem alle treibenden geistigen Kräfte des Mittelalters schon vorgebildet liegen, das Unvereinbare noch vereinigt, so daß die mannigfaltigsten Gegensätze der Folgezeit in ihm ihre Stütze finden und Gedankenreihen oder praktische Forderungen darauf bauen konnten, vor denen Augustin allerdings erstaunt wäre, wenn er sie für die seinigen hätte erkennen sollen. Augustins Schrift vom Gottesstaate (426) ist die Absage an die antike Welt und das Programm des abendländischen Mittelalters, weil hier die römische Geschichte als eine verdammenswerte Kette von Lastern, Gewaltthaten und Eroberungen der Selbstsucht erscheint, der irdische Staat, diese höchste Daseinsform des Römerstolzes, als Ausgeburt der Sünde und Gottlosigkeit, die bürgerliche Sittlichkeit des Römers als nackter Egoismus, die Dichtung und Philosophie, die gesamte weltliche Bildung des Altertums als trügerischer Schein und glänzender Irrtum, als Abfall von der Einen Wahrheit, von Gott. Augustin schrieb unter dem furchtbaren Eindruck des Zusammenbruchs aller alten Ordnungen durch das unaufhaltsame Einfluten germanischer Stämme. Dennoch erstarb der Glaube an das römische Reich nicht, war es doch mit der Geschichte der Menschheit so untrennlich verbunden, daß es wie ihre einzige mögliche Lebensform erschien, und war es doch nach der Weissagung des Danielbuches und des zweiten Thessalonicherbriefes das letzte der vier großen Weltreiche, auf dessen Sturz unmittelbar das Weltgericht folgen sollte. Nun hatten die Barbaren den römischen Staat zertrümmert, aber den Gedanken tötet kein Schwert, und der römische Reichsgedanke hatte jetzt seinen Hort an der Reichskirche. Wie das

Urchristentum, dem jüdischen Mutterboden enthoben, sich mit der Kultur der griechisch-römischen Welt vermählt und dadurch zum katholischen Christentum entfaltet hatte, wie das Dogma aus einer Verschmelzung christlicher Heilsvorstellungen mit dem Geiste griechischen Welterkennens, römischen Rechts und orientalischer Kultusmystik hervorging, wie Priestertum und Gottesdienst heidnische Vorbilder in sich aufnahmen, wie in Sitte und Recht, in Wissenschaft und Kunst Heidnisches in christlichen Umdeutungen sich fort und fort behauptete, so hatte sich auch die Verfassung der Kirche der politischen und gesellschaftlichen Gliederung des Römerreiches naturgemäß angeschlossen, und mit der Auflösung des Staatskörpers traten deshalb die kirchlichen Verwaltungsbezirke ganz von selbst die Erbschaft der politischen an, als Fürsorger auch der gesamten öffentlichen Wohlfahrt. Die Reichskirche war die einzige starke Säule des römischen Einheitsbewußtseins, und das historische Übergewicht Roms als des Mittelpunktes der alten Welt lieh ihm auch den Beruf zur kirchlichen Hauptstadt, den ihm Konstantinopel vergeblich streitig zu machen suchte: das Griechentum hatte seine kulturbildende Kraft verloren und trieb einem innerlich verarmenden Byzantinismus entgegen. Die römische Kirche aber, in ihrer wohlgefügten Verwaltungsorganisation das Erbe einer überlegenen Kultur behütend, stand nicht nur als die imponierende geistige Macht da, der die germanischen Sieger sich willig beugten, sondern als die einzige Trägerin des alten römischen Universalgedankens empfing sie vom absterbenden Altertum auch den Trieb zur Weltbeherrschung naturnotwendig eingepflanzt. Und indem sie die Sieger besiegte und zur Erzieherin der jugendkräftigen Germanenstämme wurde, gelang es ihr in schwerem Ringen, ihre Ideale zu denen der abendländischen Welt zu machen, und diese waren beschlossen in der Augustinischen Formel: nach dem Bankrott des irdischen Staates der Gottlosigkeit gilt es, den christlichen Gottesstaat aufzurichten.

Augustin hat nirgends die sichtbare Kirche als den Gottesstaat bezeichnet, aber sie von der unsichtbaren wiederum nicht in unzweideutiger Weise unterschieden; der wahre Gottesstaat ist

ihm ein jenseitiger, die irdische Kirche nur dessen unvollkommenes Gegenbild. Aber die Tendenz der Weltbeherrschung war der Kirche eingeboren, und indem ihr eine aus den paulinischen Briefen hervorkeimende Anschauung zu Hilfe kam, welche das christliche Gemeindeleben als einen von der Einheit des Geistes durchströmten Organismus mit dem Haupte Christus vorstellte, diesen mystischen Leib Christi nicht etwa im Sinne eines Tropus, sondern einer Realität verstand und somit der Kirche als der Trägerin und Vermittlerin übersinnlicher Kräfte eine die gesamte Menschheit umfassende Aufgabe zur Verwirklichung des göttlichen Heilsplanes und damit auch die höchsten irdischen Machtbefugnisse zuschrieb, so mußten sich solche Gedankenreihen notwendig ausleben in dem Aufbau des diesseitigen Gottesstaates und — eine Paradoxie, aber nur eine scheinbare! — die Kraft zu dieser großen Aufgabe schöpfte die Kirche aus dem asketischen Ideal der Weltverneinung, wie es aus dem Fäulnißprozeß einer überlebten Kultur siegreich emporgestiegen war. Ein ungeheurer Widerspruch: auf der einen Seite die Germanen voll weltfreudigen, abenteuernden Thatendranges, am irdischen Weltgenuß, am persönlichen Erfolg leidenschaftlich hängend, gesunde Realisten und eben in der vollen Entfaltung ihrer staatenbildenden Kräfte begriffen, auf der andern Seite die Kirche, den irdischen Staat und das selbständige Recht alles Weltlichen verneinend, erfüllt von dem überreizten Idealismus einer krank gewordenen Kultur, — wie sollten diese Gegensätze jemals vereinigt werden? Sie sind in der That niemals völlig vereinbart worden, wenn es auch eine Zeit lang scheinen mochte, als könnte es gelingen, die beiden feindlichen Pole zusammenzubiegen. Zunächst ergab sich, wie überall, wo eine überreife Kultur mit einer erst im Werden begriffenen zusammentrifft, eine völlige sittliche Anarchie, leitungslose Unbändigkeit des Wollens, entfesselte Orgien der Eigensucht und kolossale Verirrungen der Instinkte, wovon die Epoche der Merovinger grauenhafte Zeugnisse aufbewahrt. Auch die Kirche unterlag zunächst den politischen Machtzwecken der Könige. Aber schon die karolingische Gesetzgebung, welche die geistliche und

weltliche Sphäre zu sondern begann, woraus sich logisch die Höherschätzung jener ergab, und kirchliche Gesichtspunkte entschieden hervortreten ließ, eignete sich mit Bewußtsein die Vorstellung des christlichen Gottesstaates an; die Kaiserwürde hatte einen theokratischen Charakter, und ihre universalen Ansprüche gründeten sich ideell nur auf die universale Aufgabe der Kirche, die dem Kaisertum zu schützen und zu befördern oblag, nur daß es sich die weltliche Leitung der Kirche vorbehielt, — ein Widerspruch, der auf die Dauer nicht zu erhalten war. Die Reichsteilungen lehrten dann, wie einst bei dem Falle Roms, deutlich genug, daß die Einheit der Kirche von höherer Art sei, als die politische, und Otto I. baute das römische Kaisertum deutscher Nation im Gegensatz zu den centrifugalen Tendenzen der Laiengewalten auf der politisch und finanziell erstarkten Kirche auf. Die ottonische Verfassungskirche bewährte sich in der Folge als die sicherste Stütze des Königtums; aber war sie nicht lediglich ein politisches Werkzeug in der Hand des Monarchen, und lag nicht die Gefahr vor, die dann unter Heinrich III. brennend wurde, daß selbst das Papsttum zu einem politischen Faktor herabgedrückt wurde? Und wenn die Bischöfe als weltliche Beamte angesehen wurden, beständig mit politischen, wirtschaftlichen und militärischen Fragen beschäftigt, den Versuchungen der Habsucht und des Ehrgeizes ausgesetzt, — wie schreiend widersprach doch das Alles dem hoheitsvollen Ideale der Weltverneinung und dem verklärten Bilde vom christlichen Gottesstaate, die man als das höchste sittliche Erbe aus den Trümmern des Römerreiches gerettet zu haben glaubte! Dieses asketische Ideal, zuerst nur in der Stille der Klosterzelle gehegt, dann aber durch den gegensätzlichen Verlauf der Geschichte zu reformatorischer Kraft erstarkt und gebieterisch hinaustretend in die Welt, drängte einem doppelten Ziele zu: Emanzipation der Kirche vom Staate und, weil das selbständige Recht des Weltlichen nach ihm eben ein Irrtum war, Einverleibung des Staates in die Kirche. Die Gedanken der asketischen Weltverneinung und der hierarchischen Weltbeherrschung, ein negativer und ein positiver, liefen in derselben Spitze zu-

sammen: die Verneinung des Weltlichen bedeutete seine Beherrschung durch den römischen Papst, so erfüllte sich der christliche Gottesstaat.

Die Achse der mittelalterlichen Geschichte war nicht, wie die landläufige Formel lautet, der Kampf zwischen Papsttum und Kaisertum, sondern der Kampf zwischen weltlicher und geistlicher Macht, zwischen Staat und Kirche, im letzten Grunde der Kampf zwischen den natürlichen Nationalinstinkten und den Ideen und Stimmungen der antik-kirchlichen Bildung. Nicht das Kaisertum wurde von der Kirche bekämpft, sondern die weltliche Macht überhaupt: alle westeuropäischen Nationen stritten diese Gegensätze durch, nur in dem deutschen Kaiser galt es den Mächtigsten zu beugen, und nach dem Falle der Staufer trat denn auch der prinzipielle Konflikt deutlich hervor. Die Kirche aber, als die Erbin einer alten Kultur, hatte den entscheidenden Vorteil des geistigen Übergewichtes. Die innerste Triebfeder ihres Handelns war der universale Cäsarengedanke, dem die römische Kirche als eine christliche Fortsetzung des römischen Weltreichs galt; das Ideal, aus dem sie immer neue Stärkung ihrer Kräfte zog, war das asketische, das in der cluniacensischen Reform seinen mächtigsten Aufschwung nahm und in beständig sich steigernden Neubildungen des Mönchtums sich immer wirksamere Werkzeuge formte; die Waffe aber, mit der sie gegen die Macht des Weltlichen stritt, war das Papsttum und das römische Recht. Auf der gefälschten Sammlung der pseudoisidorischen Dekretalen, in denen alle von Päpsten erhobenen Ansprüche förmlich kodifiziert erschienen, fußten in der Folge alle kirchenpolitischen Forderungen; eine umfassende kirchliche Gesetzgebung bildete sich aus, das höchste Anliegen der Kirche war nicht die Theologie, sondern die Jurisprudenz, die Autokratie der Päpste galt es zu einem juristischen System zu entwickeln, alle Glaubenssätze und kirchlichen Vorschriften sollten schlechthin als Rechtsordnungen empfunden werden, und der große Reformpapst, der den christlichen Gottesstaat vollendet ins Werk zu setzen meinte, Gregor VII., war die dämonische Vereinigung aller jener Gegensätze: kontemplative

Mystik und streitfertige Dialektik, Mönchere und Jurisprudenz, Askese und Cäsarentum, Weltflucht und Weltherrschaft, menschliches Sündengefühl und päpstliche Unfehlbarkeit; der Welt absterben heißt ja der Kirche leben, und wenn alles Irdische erst der Kirche eingeordnet ist, dann stellt sie das Reich Gottes auf Erden dar.

Auf keinem Gebiete des Lebens ist dieses von den Päpsten der gregorianischen Schule am siegreichsten erfaßte Ideal des christlichen Gottesstaates auch nur annähernd erfüllt worden, aber auf allen Gebieten hat es entscheidend eingegriffen. Es durchdrang die Völker bis in ihre untersten Schichten hinein, es beherrschte die Köpfe selbst derjenigen, die sich vergeblich dagegen zu wehren strebten. Wo gab es denn eine großartigere Institution als die Kirche? In ihr lag alles Heil und alle geistige Autorität beschlossen, und wenn immer wieder Ahnungen auftauchten, ja die gewissesten Überzeugungen, daß es noch andere Ideale geben könne und geben müsse, als die kirchlichen, worauf hätten sie sich denn stützen sollen? Welches Denkvermögen wäre denn im stande gewesen, solche Überzeugungen zu formulieren? Es gab keine Wissenschaft und keine Philosophie ohne die Kirche, und wer immer über die Fragen des Lebens nachsinnen mochte, der blieb in den Gedankengängen und Ausdrucksformen der Kirchenlehre gefangen, denen die eigene Denkkraft noch schlechthin nichts entgegenzusetzen hatte, so sehr auch man den Widerspruch des eigenen Gefühls und der natürlichen Regungen empfinden mochte. Wohl unterschied man früh die unsichtbare Kirche von der sichtbaren, die Gemeinschaft der Heiligen von der verweltlichten Papstkirche, aber fast unbestritten herrschte die Anschauung, daß die geistliche Macht höher und göttlicher sei, als die weltliche; das asketische Ideal, durch welches die Kirche groß geworden, heftete sich immer fester in die Gemüter, es steigerte das Sündenbewußtsein der Einzelnen zu immer stärker lastender Schwere und lenkte so den eigenwillig wegstrebenden Weltsinn immer wieder in den rettenden Hafen der bindenden und lösenden Kirche reuig zurück. Die Kirche konnte sich wohl in ihren Gliedern verschlechtern, sie konnte von ihrer hehren Aufgabe abfallen, aber dann galt es, sie zu bessern!

Ihr göttliches Amt war und blieb es doch, das Reich Gottes auf Erden aufzurichten. — Wie lauteten nun die Forderungen, die von diesem Ideal aus an die verschiedenen Gebiete des Lebens zu stellen waren?

Man begründete sie aus dem sogenannten Naturrecht, d. h. dem mit der Erschaffung des Menschen von Gott selbst gepflanzten Rechte, das mit dem Sündenfall verloren gegangen war, und zu dem das Erlösungswerk zurückführt: während Alles, was hienieden als Recht gilt, nur menschlichen Ursprungs ist, ist das Naturrecht von göttlicher Herkunft, also jenem übergeordnet und unveränderlich. Aus der Hand des Schöpfers war der Mensch hervorgegangen als sein Ebenbild, er war rein von Sünde, aller Gebrechen und sinnlichen Triebe bar, er lebte im seligen Stande der Unschuld und kannte kein Begehren nach Besitz und Macht, nach Ruhm und Weisheit oder nach irdischen Gütern. Im Paradiese, vor Gottes Angesicht, in der Vollkommenheit der Seligen gab es keinen Staat und keine Stände, keine Gesetze und keine Arbeit, kein Eigentum, keine Ehe, und keine weltlichen Begierden, und eben in der Abwesenheit aller Empfindungen, Wünsche und unedlen Triebe, die mit dem irdischen Trachten sich beständig verknüpfen, bestand jene Vollkommenheit, die mit dem Sündenfall uns genommen ward. Die Erlösung durch Christum hat uns den Weg zum Paradiese wieder eröffnet, und indem wir als Nachfolger Christi die Sünde überwinden lernen, überwinden wir auch die Folgen, die erst aus ihr hervorgegangen sind: im Gottesreiche bedarf es des Staates nicht, und Besitz, Arbeit und Ehe, alle gesellschaftlichen Einrichtungen und ständischen Unterschiede gehen auf in der allgemeinen Gleichheit der Gotteskindschaft. Wo der Wert aller menschlichen Einrichtungen nach dem göttlichen Maßstab jenes paradiesischen Unschuldsstandes gemessen wurde, war das notwendige Ergebnis die vollkommene Weltverneinung, und in diese asketischen Forderungen gründeten sich wiederum die Ansprüche der Kirche auf die Beherrschung alles Irdischen.

Den Staat leitete Gregor VII., anknüpfend an Augustins Wort von der civitas diaboli, unmittelbar vom Teufel her;

Habgier und Herrschsucht haben ihn geschaffen, nur mit Hilfe des Fürsten dieser Welt ist er zu behaupten. Da es aber unmöglich war, das staatliche Regiment zu beseitigen, so bildete sich die Lehre, daß der Staat als ein Wehrer des Unrechts, als Schirm gegen die Gewalt der Sünde anzusehen und sein Ursprung auf einen gesellschaftlichen Schutzvertrag zurückzuführen sei, also auf menschliche Anordnung. Der göttliche Beruf der Kirche forderte darum nicht nur, daß sie der Jurisdiktion des Staates entzogen werde, sondern auch daß sie Alles in ihr Bereich ziehe, was mit dieser Schutzaufgabe des Staates zusammenhängt, also alle höheren Kulturaufgaben, die eine Beziehung auf das Jenseits enthalten, und für deren Erfüllung der Staat nur den ausführenden Arm zu leihen hatte. Dies Verhältnis der geistlichen und weltlichen Macht drückte sich in den traditionellen Bildern von Sonne und Mond oder Seele und Leib aus und die Lehre von der höheren Autorität der Kirche unzweideutig in der Lehre von dem geistlichen und weltlichen Schwert, das der Kirche verliehen sei. „Beide", heißt es in einer Bulle Bonifazius' VIII. von 1302, „sind in der Gewalt der Kirche, das geistliche und weltliche, dieses muß für die Kirche, jenes von der Kirche gehandhabt werden, das eine von der Priesterschaft, das andere von den Königen und Kriegern, aber nach dem Willen und Ermessen des Priesters." Die Logik des kirchlichen Systems zielte ferner auf eine Ausgleichung der sozialen Unterschiede hin, aber da die Ordnungen des göttlichen Reiches mit ihren Engelchören nicht auf die der irdischen Gesellschaft schlechthin übertragbar waren, so begnügte sich die Kirche, durch die beständige Betonung der menschlichen Gleichheit der Willkür der Machthaber zu steuern, das Joch der Abhängigen zu mildern und — immer natürlich dem Prinzip nach — die Gleichheit aller Stände vor dem Recht durchzusetzen. Wie sie den Staat, den sie logisch verneinte, faktisch duldete mit dem Vorbehalt, daß er sich der geistlichen Leitung füge, so duldete sie auch die naturrechtlich unhaltbare Sonderung der Stände mit dem Vorbehalt, daß der geistliche Stand allen andern voranstehe und von allen gleichmäßig als

Autorität verehrt werde. Vom Standpunkt des kirchlichen Naturrechts, das Arbeit und Eigentum vom Sündenfall ableitete, hatte auch das wirtschaftliche Leben nur eine bedingte Berechtigung, denn da das Ziel des Menschen durchaus ein jenseitiges war, so gebührte das höchste Verdienst und die höchste Wertschätzung nicht dem thätigen, sondern dem beschaulichen Leben, das der Betrachtung der ewigen Dinge gewidmet war: der vollkommenste Christ und der höchste Mensch war der Mönch. Die Arbeit trug demzufolge nicht ihren Wert in sich und ihren irdischen Erfolgen, sondern ihre Rechtfertigung lag in ihrer Auffassung als asketischer Übung zur Ablenkung der sinnlichen Instinkte, zur Ertötung des Fleisches und der Vorbereitung der persönlichen Heiligung; der emsige Fleiß der Mönche, ob er der Landwirtschaft, dem Kunsthandwerk oder der Wissenschaft zugute kam, sah doch seine größten Leistungen nicht als heilsame Förderungen irdischer Wohlfahrt an, sondern als asketische Opfer, mit denen er sich die Heiligkeit zu verdienen hoffte. Nicht nur die Arbeit war nach göttlichem Recht als Selbstzweck, als Erwerbsinteresse verdammenswert, auch das Privateigentum hatte erst die Habgier nach dem Sündenfall geschaffen: im seligen Jugendstande der Menschheit waren alle Güter gemeinsam. Die Verneinung alles Sonderbesitzes schloß das Ideal der freiwilligen Armut ein, das wiederum im Mönch vorbildlich verkörpert war, aber auch dem Laien vorschrieb, daß er nur soweit auf Gütererwerb bedacht sei, als zur Bestreitung der nächsten Bedürfnisse erforderlich scheine; dann könne auch das Eigentum zu einer Stütze der Schwachen werden, zu einer Schutzwehr gegen Versuchungen des Fleisches und der sündigen Habsucht. Die Armen erschienen als die wahren Nachfolger Christi, und sich zu Gunsten der freiwillig Armen seiner irdischen Güter entäußern, galt als asketisches Verdienst; daß man damit jene Armen bereicherte, war ein Widerspruch, über den man hinwegsah, weil die ganze großartige Liebesthätigkeit des Mittelalters, die ausgebreitete Armen- und Krankenpflege, ihre Begründung nicht sowohl in gemeinmenschlichen oder sozialpolitischen Erwägungen hatte, als

in der asketischen Besorgtheit um das Heil der eignen Seele, in dem Bedürfnis der Selbstkasteiung. Alles, was man zur Sicherung des eignen Heiles that, mußte ja seinen Weg durch die Kirche nehmen: durch sie kamen Einem erst die eigenen Opfer an Arbeit und Besitz zu gute, und indem man sich arm schenkte zu gunsten der Kirche, sammelte diese immer größere Reichtümer, als sei es das letzte Ziel, daß sie überhaupt die einzige Besitzerin werde. Wenn alle wirtschaftliche Produktion um ihrer selbst oder um bloßer Befriedigung des Luxus und des persönlichen Gewinns willen mit dem Makel des Sündigen behaftet war, wenn Üppigkeit in Kleidung und Wohnung, wenn Schmuck und Tafelfreuden und jeder festliche Prunk als verwerfliche Äußerungen eitler Sinnenlust und unchristlicher Hoffart galten, so bedeutete das natürlich eine hemmende Schranke für die Entfaltung der gesamten Industrie. Insofern Künstler und Handwerker im Dienste der Kirche arbeiteten — und eine eigentliche Profankunst hat sich erst spät in den Städten entwickelt —, so fiel ihre Leistung gleichfalls unter den Gesichtspunkt der asketischen Verdienstlichkeit. Mit dem asketischen Charakter der Arbeit hing es ferner zusammen, daß man den Begriff des Arbeitens mit Geld noch nicht kannte, demzufolge das Zinsnehmen und die Erhöhung des Kaufpreises im Prinzipe verbot, weil der Empfänger keine Arbeit dabei leiste und das Geld nicht, wie der Keim, im Stande sei, aus sich heraus etwas Gleichartiges zu zeugen, vielmehr eigentlich nichts als die verstrichene Zeit dabei bezahlt werde, die doch nach Gottes Willen allen Menschen gemeinsam sei. Alle Geldgeschäfte ohne Unterschied fielen unter den verwerflichen Begriff des Wuchers, und so galt auch der Handel, der eine Ware in derselben Gestalt, in der er sie empfangen, wieder verkaufe, ohne eine Arbeit an ihr zu leisten, und der demnach bloß auf Gewinn bedacht sei, als ein schimpfliches, unchristliches Gewerbe. Als die einzige Grundlage des wirtschaftlichen Lebens wurde somit der Ackerbau anerkannt, auch dem Aufschwung des Handels waren durch die asketischen Ideale die Flügel unterbunden. Und wie das wirtschaftliche Leben, so

wurde nicht minder das Familienleben nach dem Wertmaß des kirchlichen Naturrechts beurteilt. Allerdings führte die Stiftung der Ehe auf Gott zurück, aber die geschlechtliche Fortpflanzung war im paradiesischen Dasein frei von jeder sinnlichen Begier gewesen, und am Anfange der christlichen Heilsgeschichte stand die Jungfräulichkeit der Gottesmutter. Das asketische Ideal, das den sinnenfrohen Kultus der aphrodisischen Nacktheit zur Hölle verdammte, Frau Venus in die Tiefen eines Berges bannte und das Mysterium der unberührten Jungfräulichkeit anbetete, stellte dem Genuß die Entsagung, der irdischen die himmlische Liebe gegenüber und feierte die Keuschheit als den höchsten Triumph über menschliche Dürftigkeit, als die Vorstufe der Heiligung: die auf Erden keusch gelebt haben, sie bilden die höchsten Chöre im Reiche der Seligen. Der himmlischen Liebe leben heißt aber Vater und Mutter, Geschwister und Braut, Verwandte und Freunde verlassen; alle solchen irdischen Liebesbande von sich werfen, heißt Christo in Wahrheit nachfolgen, wenigstens der geistliche Stand muß demnach allen Familienbeziehungen enthoben bleiben und darf aus diesem weltlichen Kreise keinerlei Pflichten für sich herleiten. Auch hier erwies die menschliche Natur sich als unüberwindliche Schranke, und wenn man die freiwillige Ehelosigkeit ebenso wie die freiwillige Armut als den höhern Stand pries, so mußte man doch auch den Stand der Ehe, so sehr man ihn als ein Hindernis der Bethätigung göttlicher Liebe herabzusetzen suchte, als einen notwendigen und erlaubten gelten lassen. Haftete auch dem ehelichen Leben immer noch ein Makel der Wollust an, so war die Ehe doch für die Schwachen nicht nur eine Befriedigung, sondern auch eine Einschränkung der sinnlichen Begier und somit eine Vorschule der Keuschheit, und eine Ehe ohne geschlechtlichen Verkehr, wie man sie in der heiligen Familie vorbildlich verwirklicht glaubte, erscheint in der Legendenlitteratur als die Krone asketischer Frömmigkeit. Um ihrer erzieherischen Bedeutung willen wurde denn die Ehe auch in das kirchliche System eingegliedert, die eherechtlichen Anschauungen waren zum größten Teile durch

transscendent-asketische Gesichtspunkte bestimmt, und indem die Kirche den Gehorsam gegen ihre Ordnungen dem ehelichen wie dem Kindesgehorsam voranstellte und diesen durch jenen einfach aufheben konnte, griff sie selbstherrlich auch in die sittlichen Werte des Familienlebens ein oder ließ solche Werte überhaupt nicht aufkommen. Die weltliche, aus den natürlichen Lebensbedingungen erwachsende Sittlichkeit, die der kirchlichen Auffassung als Unsittlichkeit galt, mußte eben deshalb der überweltlich bestimmten asketischen schlechthin untergeordnet und das Leben des Menschen in Familie, Stand, Staat und Beruf konnte nur durch die Weihungen und Sühnungen der Sakramente von der ihnen natürlich anhaftenden Befleckung gereinigt werden: die Hüterin dieser Sakramente aber war die Kirche, der somit die Ordnung des Weltlebens unbedingt zufallen mußte. Im Rechtsleben bewährte sich, abgesehen von den oben angedeuteten Normen des kirchlichen Naturrechts, die Folgerichtigkeit des mittelalterlichen Systems nicht allein in den asketischen oder jenseitig bestimmten Grundgedanken des Sachen- und Obligationenrechts, des Familien- und Erbrechts, sondern vor allem in der strafrechtlichen Auslegung des Verbrechens als einer Sünde gegen Gott. Eid, Zweikampf und Gottesurteil galten als Beweismittel, in denen der göttliche Wille offenbar würde; die Strafbarkeit einer Handlung wurde nicht nach ihrem thatsächlichen Erfolg, vielmehr nach der in ihr kund werdenden Gesinnung bemessen, zwischen dem vollzogenen und dem versuchten Verbrechen machte man keinen rechtlichen Unterschied, und die Begründung für die Verfolgung strafwürdiger Handlungen schöpfte man aus den Geboten des christlichen Glaubens: weil Gott die Wahrheit ist, so galt der Meineid als Gotteslästerung; Magie und Zauberei wurden nicht als Betrug, sondern als teuflische Kunst verfolgt, Ketzerei und Sakrileg waren unmittelbare Beleidigungen Gottes, und Ehebruch, Betrug, Raub und Mord wurden nicht als Verletzungen der gesellschaftlichen Ordnung, sondern als Versündigungen gegen die göttlichen Gebote geahndet. Auf dieser Gleichstellung des Verbrechens mit der Sünde gegen

Gott beruhte die Inquisitionspraxis der Kirche, sie war prinzipiell unvereinbar mit den Begriffen der Verjährung und der Begnadigung, dagegen gestattete sie eine Ausdehnung der Strafen bis ins dritte und vierte Glied, z. B. in den Vermögenskonfiskationen der Ketzer, und sie forderte zur Genugthuung für die beleidigte Gottheit Sühnung durch geistliche Strafen: asketische Bußhandlungen, Gebete, Schenkungen, Stiftungen, Almosen, Klausur, Bann, Exkommunikation. Die höchste Strafe war die ewige Verdammnis, und alle diesseitigen Rechtsmittel hatten nicht nur die Absicht einer göttlichen Satisfaktion, sondern auch zugleich einer Errettung des Verbrechers vor diesem furchtbarsten Gerichte der göttlichen Rache. Aber so wenig, wie im politischen, im wirtschaftlichen und geselligen Leben war im Rechtsleben die Herrschaft des kirchlichen Systems wirklich durchzusetzen, die Reibungen zwischen geistlichem und weltlichem Gericht blieben unausgesetzt bestehen, vergeblich versuchte auch hier die Metaphysik der Kirche die in der lebendigen Erfahrung gegebenen Voraussetzungen zu meistern, und nirgends sind, trotz mannigfaltigen Versuchen, die Grenzen zwischen weltlicher und geistlicher Gerichtshoheit deutlich und dauernd abgesteckt worden. Indem sich endlich auch Wissenschaft, Dichtung und Kunst dem Schema des christlichen Gottesstaates dienend einfügten, schloß sich der mächtige Bau von allen Seiten zusammen. Wie Gott der Anfang und das Ende aller Dinge ist, so münden alle Wissenschaften in der Theologie, alles Streben nach Erkenntnis der Dinge ist sündig, sofern es nicht abzweckt auf die Erkenntnis Gottes. In der Frömmigkeit lag die Wurzel aller wissenschaftlichen Arbeit, der Ausgangspunkt war allenthalben ein metaphysischer. Allerdings hatte das Christentum auch der Wissenschaft eine schöpferische Erneuerung ihrer Voraussetzungen eingetragen, insofern sein Wesen nicht im Wissen, im verstandesmäßigen Erkennen gelegen war, sondern im inneren Erleben, in der Selbstgewißheit der seelischen Erfahrung, die, als überzeugende Realität empfunden, gar keinen Zweifel zuließ. Aber so mächtig diese Umstimmung des Seelenlebens in einem Augustin

wirksam geworden ist, den man von hier aus als einen Vorläufer des Descartes würdigen darf, eine Neubegründung der Wissenschaften auf die innere Erfahrung hat das ganze Mittelalter noch nicht aus ihr herzuleiten vermocht, weil unter dem Übergewicht der antiken Kultur die kosmische Metaphysik sich siegreich behauptete und den Gehalt des Christentums mit Hilfe des Offenbarungsbegriffes und der Emanationslehre zu einem weltumspannenden objektiven System entwickelte, das in allen Theilen mit dem Willen Gottes als seinem letzten Grunde verknüpft wurde; schon die Schöpfung ist ja nicht ein Natur-, sondern ein Willensvorgang. Die mittelalterliche Wissenschaft stieg deshalb von dem höchsten Begriffe, dem des Seienden, überall zu den Einzeldingen erst herab und erklärte die von unten aufsteigende Erkenntnis, das induktive Verfahren, für verwerflich. Weil der Kausalzusammenhang der irdischen Dinge nur soweit untersucht wurde, als er ihren Zusammenhang mit dem göttlichen Heilsplan sichtbar machte, so handelte es sich für die Philosophie nicht sowohl um die natürlichen Bedingungen der Vernunfterkenntnis, als um ihre übersinnlichen Ursachen. Die Ethik kannte nicht das Gegeneinanderwirken der selbstsüchtigen und der gemeindienlichen, sondern nur der irdischen und der überirdischen Interessen und setzte die Begriffe Gut und Böse denen von Gott und Welt parallel. Die Naturwissenschaft als solche wurde nicht geschätzt, die Anatomie war z. B. mit der Auferstehung des Fleisches unvereinbar; nicht die Kunst des Arztes, sondern nur das Eingreifen Gottes konnte die Kranken heilen, und als wirksamer, denn alle Arzneien, galten Gebet und Amulet. Alles theoretische Wissen von der Natur erschien wertlos, sobald es nicht auf das Jenseits bezogen werden konnte. „Die sichtbare Welt", schrieb Albertus Magnus, „ist um des Menschen willen geschaffen, damit der Mensch durch ihre Betrachtung zur Erkenntnis Gottes gelange." Gestirne und Himmelserscheinungen, Tiere, Pflanzen und Steine nahmen Teil an einem großen Zusammenhang übersinnlicher Symbolik, und die göttlichen Allegorien, die lehrhaften oder mannigfach heilsamen Beziehungen,

die man in jenem offenbart fand, galten nicht als subjektive Vorstellungen über sie, sondern als die objektiven Zwecke ihres Daseins. Die Idee des Gottesstaates erhellte aber auch den Zusammenhang der Weltgeschichte. Sofern das Mittelalter in der Geschichte die aufsteigende Verwirklichung eines einheitlichen göttlichen Entwurfes sah, kannte es den Begriff der Entwicklung, nur daß es die Stufen des Fortschrittes wiederum nicht aus dem Kausalzusammenhange der Dinge, sondern aus einem von Anbeginn vorgesehenen, vom Niedern zum Höhern fortleitenden göttlichen Erziehungsplane zu begreifen suchte. Das sittlich-asketische Ziel der „Schauung Gottes" beherrschte die wissenschaftliche Weltbetrachtung so ganz und gar, daß die Frage nach dem objektiven Entwicklungsgehalt des Weltganzen überhaupt nicht aufgeworfen wurde und selbst die erleuchtetsten Köpfe unter dem Banne der Askese völlig blind waren für den ungeheuern Widerspruch, daß Gott die Welt geschaffen haben sollte, um ihr alsbald wieder gleichsam das Recht der Existenz abzusprechen. An den asketisch-hierarchischen Ideen galt es Zustände wie Personen zu messen, und so erschwerten z. B. die plötzlichen Erleuchtungen von oben, die göttlichen Offenbarungen und jähen Umstimmungen, aus denen eine mit typischen Mitteln arbeitende Geschichtsschreibung die Begründung menschlicher Handlungen herzuleiten pflegte, den Fortschritt zu psychologischen Einsichten und zur Analyse des Charakters. Das galt ähnlich auch für die Poesie, in der die religiösen Themata von Schöpfung und Erlösung, die asketischen Grundgedanken, das Übergewicht der lehrhaften, symbolischen oder erbaulichen Gesichtspunkte dem Aufkommen einer rein ästhetisch bestimmten Kunstübung geradezu feindlich waren, und für die bildende Kunst, die das Erbe der Antike nur in christlichen Umdeutungen eingeschränkt aufnahm, in der weltlichen Sphäre unthätig zurückblieb, dagegen die Thatsachen der heiligen Geschichte unermüdlich zur Anschauung brachte und, dem Studium der lebendigen Natur abgewandt, in Zeichnung, Farbe und Komposition die Macht der asketisch-hierarchischen Ideen bewährend, der Ausbildung freier, aus

der sinnlichen Wirklichkeit erwachsener Ideale beharrlich widerstrebte.

Der durchgehende Grundzug der mittelalterlichen Weltanschauung war ein dualistischer, für den Gott und Welt zu Gegensätzen auseinandergetreten waren. Die Welt mit all ihren lockenden Reizen war ihr ein Truggebild des Teufels, „außen schöne, weiß, grün und roth, und innen schwarzer Farbe, finster wie der Tod". Selbst ein Walther von der Vogelweide konnte einmal den Teufel als einen Schenkwirt darstellen und die Frau Welt als sein verführerisches Schenkmädchen, das die Gäste zu locken und festzuhalten sucht. Die typische Darstellung der Frau Welt zeigt ein jugendlich gleißendes, schön geschmücktes Weib, dessen Kehrseite als ein verwesungatmender Knäuel von Kröten, Schlangen und eklem Gewürm erscheint. Das irdische Leben galt als eine friedlose Pilgerfahrt, die Erde als Thal der Thränen, als das wahre Leben das jenseitige. War damit die Verneinung aller weltlichen Kultur gegeben und gegenüber der Unmöglichkeit, die ursprüngliche Vollkommenheit der Schöpfung jemals wiederherzustellen, nur die einzige Aufgabe zugelassen, das diesseitige Leben als eine Vorbereitung für das jenseitige zu behandeln, so erwuchs daraus auch als das höchste Ziel alles irdischen Bestrebens, die göttlichen Ordnungen an die Stelle der weltlichen zu setzen und alles Irdische nach dem idealen Vorbild des christlichen Gottesstaates zu gestalten. Das irdische Gottesreich zu einer Allegorie des himmlischen auszubauen, war der leitende Gedanke der mittelalterlichen Kultur, ihr Mittelpunkt die Beherrschung der Welt durch die Kirche, und ihr klassischer Zeitraum, in dem die asketisch-hierarchische Grundidee sich am großartigsten entfaltete, reichte vom 11. bis über das 13. Jahrhundert hin. Diese Überwältigung der Laienwelt aber durch die Kirche hatte ihre Voraussetzungen eben darin, daß sie nicht allein durch die Mittel der geistigen Arbeit geschah, sondern vermöge der Stellung der Kirche innerhalb der mittelalterlichen Kultur als einer politischen, sozialen und wirtschaftlichen Großmacht an tausend Punkten sich praktisch ins Werk zu setzen vermochte.

Auf romanischem Boden hob die große Reformbewegung an, die die Emanzipation der Kirche von der Welt als ihre Sendung ansah. Die weltflüchtigen Mönche, die Asketen der cluniacensischen Richtung, wurden die Herolde der päpstlichen Weltherrschaft, der Mönch Hildebrand bestieg den römischen Stuhl und legte den Grund einer päpstlichen Weltmonarchie, in der die centralisierende Kraft des Romanentums als die Erbin der universalistischen Eroberungspolitik des alten Imperiums gegenüber dem in lauter partikularen Interessen unselig geteilten Germanentum aufs Neue ihr ungeheures historisches Übergewicht bewähren sollte. Das mönchische Ideal verlangte Ehelosigkeit aller Geistlichen und Ablösung des gesamten Klerus von der Botmäßigkeit des Staates: Gregor VII. setzte das Verbot der Simonie und der Priesterehe durch, er krönte die schon mit der karolingischen Gesetzgebung eingeleitete Trennung von Geistlichem und Weltlichem durch das Verbot der Laieninvestitur, welches, streng verwirklicht, den Ruin des Königtums bedeutet hätte, denn politisch und wirtschaftlich ruhte ja das deutsche Königtum auf der Verfügung über die Bistümer und das Kirchengut; er bahnte durch das Papstwahldekret Nikolaus' II. von 1059 den Weg, auf dem das Papsttum, allen Einflüssen der Krone entzogen, zu völliger Unabhängigkeit gelangen sollte, er beugte die lombardischen Bischöfe unter die päpstliche Autorität, machte Richard von Capua, den Normannenherzog Robert Guiskard und seinen Bruder Roger in Sizilien zu päpstlichen Lehenspflichtigen, erhob in Spanien und Sardinien, in England, Ungarn, Rußland, Polen und Dalmatien politische Ansprüche, sprach über den deutschen König die Exkommunikation, erklärte ihn des Thrones verlustig und sah ihn als Büßer in Canossa erscheinen, er faßte die Unterwerfung auch der gesamten östlichen Welt unter die Herrschaft der lateinischen Kirche ins Auge, und er schuf endlich die Anfänge eines kirchlichen Verwaltungssystems, das das gesamte Abendland mit dem elastischen Organismus einer Beamtenhierarchie allmählich überspannen sollte, welche jedem Druck aus der römischen Centralstelle willig gehorchte. Allerdings

bedeutete Heinrichs IV. diplomatischer Meisterstreich vor Canossa durchaus keine Niederlage für das Königtum, allerdings behauptete dieses im Wormser Konkordat von 1122 zunächst seine Selbständigkeit gegenüber der Kurie, allerdings sollte es der päpstlichen Centralisationstendenz in der Folge nirgends gelingen, die lokalen Widerstände völlig zu brechen, aber doch stieg das gregorianische System zu einer triumphierenden Höhe empor: wie die innere Politik der Kurie, auf die Botmäßigkeit der christlichen Staaten gerichtet, ihr wichtigstes Werkzeug in der Ordensgeistlichkeit hatte, so hatte die äußere, auf die Eroberung des heiligen Landes und die Bekämpfung der Ungläubigen gerichtet, ihr wichtigstes Werkzeug in den geistlichen Ritterorden, mit denen die Monachisierung auch der Laienwelt begann. In der Legende vom Eremiten Petrus offenbart sich die ganze dämonische, massenbezwingende Gewalt des asketischen Ideals, aus dem der Gregorianismus seine siegreichen Impulse entnahm, und in der grandiosen Kreuzzugsbewegung schien der Papst wirklich dazustehen als der höchste Gebieter, Richter und Kriegsherr der Christenheit, als der gottgeweihte Lenker des christlichen Gottesstaates. Als der Stellvertreter Gottes nahm er sich das Recht, Könige einzusetzen und abzusetzen: ‚er sezzet si ûf, er sezzet si abe, nâch der habe wirfet er sie hin und her als einen bal' sang ein Dichter des 13. Jahrhunderts. „Der Herr gab dem Petrus nicht nur die allgemeine Kirche, sondern den ganzen Erdkreis zu regieren" schrieb Innocenz III., der den Papst als ein Mittelwesen zwischen Gott und Mensch bezeichnete. „Ich bin Cäsar", rief Bonifaz VIII., als er 1298 die Wahl Albrechts I. erfuhr, und setzte sich zu den päpstlichen Insignien auch die Kaiserkrone auf. Die Oberlehnsherrschaft des Papsttums über alle irdischen Reiche aufzurichten, war das letzte Ziel dieser kurialistischen Universalpolitik, das für Neapel, Portugal, Aragon, für Sizilien, Sardinien, Korsika, für England, Ungarn und Polen auch vorübergehend verwirklicht wurde. Und was die deutschen Bischöfe noch 1157 erbittert zurückgewiesen hatten, wurde anderthalb Jahrhunderte später zur Thatsache: Albrecht I.

schwur, daß er sein Reich vom Papste zu Lehen trage. Nicht nur nannten sich Otto IV. oder Friedrich II. römische Kaiser „von Gottes und des Papstes Gnaden", nicht nur wurde bis in das 13. Jahrhundert hinein das Märchen wiederholt, daß der Papst das Kaisertum von den Griechen auf die Franken übertragen habe, nicht nur kam der alte Anspruch des Papstes, daß der Kaiser ihm durch den Fußkuß zu huldigen, das Pferd zu führen und den Steigbügel zu halten habe, im Sommer 1155 wirklich zur Ausführung, sondern sogar das Kurfürstenkollegium leitete 1279 sein Wahlrecht aus einer Stiftung des römischen Stuhles her.

Waren auch alle diese universalen Herrschaftsansprüche des Papsttums überwiegend von theoretischer Art, sie hatten doch in jedem Augenblick die Tendenz, sich in praktische Folgerungen umzusetzen, und auf jeden Fall wohnte ihnen eine ideelle Macht inne, die nur durch neue, durch stärkere Ideen zu brechen war. Und schon waren diese Ideen vorhanden, aus neuen Kulturerfahrungen heraus wurden sie geboren, nicht aus der Theorie, sondern aus dem Grunde der Wirklichkeit sprossen sie immer kräftiger empor, um am Ende mit lange gesammelter Kraft die alten Kulturideale, wie sie in der Papstkirche ihren Einigungspunkt gefunden, zu zertrümmern. Das mittelalterliche System des christlichen Gottesstaates trug seine Widerlegung in sich selbst: denn gerade das erhabene Ideal der Weltverneinung hatte ja die kirchliche Weltbeherrschung, die volle Bejahung der Welt in der verweltlichten Kirche zu seiner Kehrseite. Durch das Evangelium der Armut gewann die Kirche ungeheure Reichtümer, durch das Evangelium der Keuschheit schuf sie sich ein opfer- und kampfbereites Beamtenheer und eine Mystik und Metaphysik voll der sinnlichsten Vorstellungen, durch das Evangelium des Gehorsams wurde sie zu dem größten und mächtigsten Staatswesen ihres Zeitalters. Von innen heraus war der Widerspruch dieses Zirkels allen Reformanstrengungen zum Trotz nicht zu lösen, nur von außen konnte diese Vereinigung des Unvereinbaren, der Askese und der Weltlichkeit, gesprengt werden. Von der Peripherie her begann der Widerstand zu wirken, bis

er, mehr und mehr in das Innere des Kreises vordringend, tötlich seinen Mittelpunkt traf. An der Peripherie wirkte der geistlichen Macht die weltliche entgegen, der internationalen Kirche das internationale Kaisertum. Aber weil es nach der Auflösung des Karolingerreiches kein anderes Einheitsband für die abendländischen Völker gab, als die Kirche, so hatte das deutsche Königtum, wenn es sich zum römischen Kaisertum erweitern wollte, seinen Rechtstitel dafür nur an der universalen Idee der Kirche, als deren Schirmvogt der Kaiser sich die Würde des höchsten Herrn der Christenheit allein zueignen konnte. Das Kaisertum war somit zur Stärkung der weltlichen Macht und der moralischen Autorität der Kirche gezwungen, und als ihm diese über den Kopf gewachsen und zur zielbewußten Mitbewerberin um das Imperium geworden war, sah es in den außerdeutschen Nationen und den deutschen Territorialfürsten sich neuen Feinden seiner internationalen Politik gegenüber, die die natürlichen Bundesgenossen der Kurie wurden. Trotz den staufischen Versuchen, durch entschiedene Begünstigung der Laienfürsten einen neuen Kurs zu gewinnen, und trotz der vorübergehenden glänzenden Entfaltung der staufischen Machtstellung hatte das Kaisertum mit dem 13. Jahrhundert abgewirtschaftet, wie der rasche Zusammenbruch des Reiches lehrte. Der hervorragendste Faktor der deutschen Lehensverfassung, der Episkopat, war durch die steigende Gewalt des Papsttums den deutschen Interessen immer mehr entzogen worden, und das einzige Mittel, dieser verhängnisvollen Wendung Herr zu werden, das verwegene Mittel, welches schon Otto I. und Heinrich III. versucht, welches Reinald von Dassel erneuert hatte: das Papsttum der deutschen Verfassung einzuordnen, es mußte naturgemäß versagen; seit Innocenz III. hatte man nichts mehr davon zu erhoffen. Und inzwischen waren neue wirtschaftliche und politische Bildungen emporgewachsen, die vergeblich nach einem festen Platz in der Verfassung trachteten, den Bischöfen die sichere Verfügung über ihre Hoheitsrechte und Einkünfte entwanden und die alte Schichtung der Stände durchbrachen. Man verlor das Verständnis für die großen universalen

Aufgaben, auf die die Ottonen, Salier und Staufen noch die Kräfte der Nation zu sammeln vermögend gewesen waren, und die Reichsgewalt brachte es, trotz einigen großen Anläufen unter Albrecht I., Heinrich VII. und Ludwig dem Baiern, nicht mehr dazu, sich an der Spitze aller nationalen Kräfte zu behaupten. Immer stärker hatte sich der Gedanke der territorialen und der nationalen Konsolidierung Bahn gebrochen, er lehnte sich auf gegen das internationale Kaisertum und die internationale Kirche und bildete ein neues politisches Bewußtsein aus, das zum Bruche mit den Universalideen des Mittelalters hindrängte: die erste Entwicklungsreihe, die wir zu verfolgen haben, ist die Ausbildung des Nationalbewußtseins.

Eine zweite Gegenströmung drang schon tiefer in die Mitte des kirchlichen Systems ein, sie richtete sich gegen die sittlichen Ideale, welche die Kirche als die stärksten Säulen ihrer Kraft hingepflanzt, und deren schöpferische Bedeutung besonders seit dem 10. Jahrhundert in immer neuen und schärfer gefaßten Formen des Mönchtums zum Ausdruck gekommen war. Hatte nicht gerade die stärkste Askese überall wieder in die Weltlichkeit zurückgeführt? war nicht gerade den heiligsten Orden durch die zahllosen Schenkungen, Stiftungen und Privilegien, mit denen die Laien an ihrer Heiligkeit teilnehmen wollten, die asketische Disziplin alsbald wieder verloren gegangen? War denn das eine beständige Ironie der Geschichte, oder war es nicht vielmehr eine heilsame Lehre, daß auch dem Weltlichen sein Recht gebühre, daß es noch andere Ideale, als die asketischen, geben müsse, daß der Mensch über der Sorge um das jenseitige Leben das diesseitige nicht geringachten dürfe? Diese allmähliche Ausbildung eines Bewußtseins von der selbständigen Berechtigung des Irdischen, die Überwindung des asketischen Ideals durch eine langsam erstarkende Laienkultur weltlichen Charakters, ist die zweite Entwicklungsreihe, die wir bis zu ihrer Ausmündung in das 16. Jahrhundert zu begleiten haben. Eine dritte darf als die theoretische Formulierung, als die wissenschaftliche und künstlerische Selbstbesinnung dieser aus wirtschaftlichen

und sozialen Veränderungen neu hervorgebildeten Grundlagen einer Laienkultur bezeichnet werden; ihre Voraussetzungen sind der Aufschwung der Naturwissenschaft und der empirischen Methoden, die Selbstzersetzung der mittelalterlichen Wissenschaft und die neuen Anknüpfungen an das Altertum durch den Humanismus, als ihr Gipfelpunkt erscheint ein neues Menschenideal: das individualistische Ideal des Renaissancemenschen. Die Forderungen, welche von diesem neugewonnenen Kulturboden der Laienwelt aus an die Gestaltung des Lebens zu stellen waren, gerieten auf allen Punkten mit dem mittelalterlichen System, das die Kirche nach wie vor vertrat, in Widerspruch; ein chaotisches Durcheinander radikaler und konservativer Strebungen war die Folge, ein Gewirr von Frömmigkeit und Glaubenslosigkeit, Weltflucht und Weltgenuß, strenger Kirchlichkeit und reformlustigem Aufruhr, unklare Vermischungen von religiösen und sinnlichen, kirchlichen und sozialen Instinkten, eine sittliche und ideelle Anarchie, eine flutende Massenbewegung, in der weder die kirchlichen noch die weltlichen Machthaber, weder Gelehrte noch Prediger bei allem ernsten Wollen eine dauernde Autorität behaupten konnten. Ein allgemein verbreitetes Gefühl, daß man ungeheuren Veränderungen, neuen Daseinsformen, höheren Bildungszuständen entgegenging: aber wo nun den Hebel einsetzen, an dem sich die alte Welt aus den Angeln heben und auf einen neuen Schwerpunkt stellen ließ?

Die Antwort auf diese Frage ergiebt sich aus einer Geschichte des religiösen Lebens im Mittelalter, denn die Kirche, als die Centralmacht der alten Kultur, konnte durch keine weltlichen Mächte, sie konnte nur durch Gott selbst, durch die Religion überwunden werden. Auf dem Boden einer schöpferischen Neuordnung des Verhältnisses von Gott und Mensch, Weltzweck und persönlicher Heilsvollendung mußten sich alle Ströme treffen, für die die Kirche keinen Raum mehr bot. Nur aus der Vereinigung dieser Strömungen kann die Reformation in der welterschütternden Wucht ihres Vorstoßes und in ihrem Charakter als Kulturkampf richtig begriffen werden.

Erstes Kapitel.

Die Ausbildung des Nationalbewußtseins.

> Nun ist durch des Reiches Kräfte und durch die Gunst der Könige, daran zweifelt Niemand, die Kirche erhöht und reich geworden, und es steht fest, daß sie nicht eher das Reich so sehr erniedrigen konnte, als bis dieses, durch seine Liebe zum Priestertum entnervt und seiner Kräfte beraubt, nicht durch das geistliche Schwert der Kirche, sondern durch sein eigenes weltliches Schwert zerstört war.
>
> Otto von Freising, Chronik. Buch VII, Vorrede.

> Es wird von Mitternacht Einer aufstehen, der wird das Volk abwenden von dem römischen Stuhl und wird mächtiger Fürsten Huld und Beistand haben.
>
> Weissagung des Antonius Torquatus. 1480.

Daß Deutschland das Reich der Mitte ist, nach allen Seiten seine Grenzen fremdem Einfluß öffnend, auf keinem Kulturgebiete eines ungestörten Entwicklungsganges urwüchsiger Bedingtheit fähig, vielmehr überall zu mühereichen Auseinandersetzungen mit Ideen, Zuständen, Ansprüchen und Motiven gezwungen, die von außen unabweisbar in seine Sphäre greifen, das ist von je das Glück und das Unglück seiner Geschichte gewesen. Man hat es das Herz Europas genannt, durch das alle Ströme des Lebens fließen, aber seine weltgeschichtliche Sendung hat es durch außerordentliche Opfer erkaufen müssen. Unter diesen war die Verkümmerung des nationalen Bewußtseins der schwersten eins. Allerdings beobachten wir Jahrhunderte hindurch ein in wechselnden Formen auftretendes Nationalgefühl, wir vernehmen auch nicht selten die Sprache des deutschen Nationalstolzes, aber wir sehen zugleich ein fruchtloses Ringen, dies unklare Gefühl in die Helle des Bewußtseins zu führen

und von hier aus ihm den einzig angemessenen Ausdruck zu erschaffen: den nationalen Staat. Erst nachdem alle solche Versuche völlig mißlungen sind, wirft sich das Nationalgefühl plötzlich mit lange gesammelter Energie auf die religiöse Seite, reißt die deutsche Kirche von Rom los und führt damit auch zu politischen Ergebnissen, in denen das verjüngte Nationalgefühl neue und grundlegende Voraussetzungen gewinnt, um sich zu einem klaren politischen Nationalbewußtsein mit immer sicherer erfaßten Zielen allmählich zu entfalten.

In den ersten Jahrhunderten einer noch wenig differenzierten Kultur, als unsre Vorfahren, nach der natürlichen Abstammung in Hundertschaften gegliedert, in einer Vielheit von Teilvölkern lebten, die bald so, bald anders sich zusammenfanden und wieder auseinanderstrebten, eines gemeinsamen Namens aber noch entbehrten, kam das Bewußtsein ihrer natürlichen Verwandtschaft, wie sie in Sprache, Wuchs, Haltung, Farbe, Kampfweise und Kultus hervortrat, nur in der gemeinsamen Ursprungssage zur Geltung, die von dem Urvater Mannus, dem Sohne des erdgeborenen Twisto, erzählte und auf dessen drei Söhne die nördlich wohnenden Ingwäonen, die binnenländischen Herminonen und die Istwäonen zurückleitete. Im Kampfe mit Rom und in der Berührung mit seiner überlegenen Kultur schlossen sich die zahlreichen Teilvölker zu fester gegliederten Stammeseinheiten zusammen, die in gemeinsamen Erlebnissen und Erinnerungen sich ein tiefer haftendes Gefühl der Zusammengehörigkeit erwarben. Ein ehrgeizig aufstrebendes Stammesbewußtsein, von Eroberungsgelüst und der lernbegierigen Anschauung römischer Staatskunst getragen, nahm sich zu glänzenden Anläufen zusammen, wobei jeder Stamm die Tendenz hatte, für den auserwählten zu gelten, und ein alle verwandten Stämme zusammenfassendes Volksbewußtsein somit gar nicht aufkommen ließ. Und wenn Germanen im römischen Heere gegen ihre eigenen Volksgenossen kämpften, wenn Theoderich den Odoaker oder Chlodowech die Alamannen, Westgoten und Burgunden schlug, so war man weit entfernt, sentimental etwa von einem Bruderkrieg zu sprechen. Am höchsten schwang sich

das Selbstgefühl der Franken, die, dem heimatlichen Boden treu bleibend und somit nicht gleich den ostgermanischen Stämmen der Übermacht der römischen Zivilisation erliegend, ihre weltgeschichtliche Aufgabe erfaßten: ein neues Westreich zu gründen, welches, Byzanz und dem Islam zugleich das Gegengewicht haltend, das Erbe Westroms und damit den Gedanken der Universalmonarchie übernehmen sollte, dessen treibende Kraft das römische Christentum geworden war.

Die Theokratie Karls des Großen war den nationalen Unterschieden gegenüber indifferent, und ob auch der romanische Typus vom germanischen sich immer merklicher abhob, bei den zahlreichen Reichsteilungen kam so gut wie nie der Gesichtspunkt der natürlichen Nationalitätsgrenzen zur Geltung. Wie langsam sich ein deutliches Bewußtsein der gemeinsamen Nationalität in unsern Vorfahren entwickelte, tritt lehrreich hervor in der Geschichte des Namens „Deutsch“. Als adjektivische Form zu diot = Volk, in ältester Form diutisk, besagt es „volksmäßig, volksverständlich“ und bezeichnete somit den Unterschied der Sprache im Gegensatz zum Romanischen und Lateinischen. Aber in diesem Sinne galt es von den Germanen überhaupt: auch das Langobardische wurde in die lingua theodisca einbezogen, und Walahfried Strabo rechnete ihr auch das Gotische zu. Das östliche Teilreich aber, welches 843 an König Ludwig fiel, hieß keineswegs das deutsche, sondern das ostfränkische oder das Ludwigsreich. Allmählich vollzog sich das Übergleiten der Bedeutung auf die Bezeichnung der Volkszugehörigkeit: in einer italischen Urkunde von 845 erscheinen im Gegensatz zu den bereits romanisierten Langobarden die transalpinen Stämme schon unter dem zusammenfassenden Namen der Teutisci, und eine altsächsische Glosse des 9. Jahrhunderts umschreibt Germania durch „deutsche Leute“. Während in Italien, wo sich durch die Römerzüge zuerst die gemeinsame Bezeichnung Tedeschi für Angehörige der verschiedenen deutschen Stämme aufdrängte, der Sprachname zum ersten Male einen politischen Nebensinn empfing und auf König und Reich überging, blieb in Deutschland selbst das

Stammesgefühl zu kräftig, als daß der Gesamtname zu ausschließlicher Geltung hätte gelangen können; erst die Kaiserchronik um die Mitte des 12. Jahrhunderts kennt den Gesamtbegriff Deutschland. Aber mit Ausnahme der Italiener nannten uns alle Völker keineswegs mit einem Gesamtnamen, sondern die Franzosen, Spanier und Engländer des früheren Mittelalters bezeichneten uns als Alamannen, die Skandinavier als Sachsen, der Südosten als Schwaben, der Orient als Franken, und in Deutschland selbst hatte der Frankenname eine Tendenz, sich zu einer Gesamtbezeichnung auszuweiten, als er von dem Namen „Deutsch“ endgiltig überholt wurde. Die erste patriotische Verkündigung des von allem Stammesbewußtsein losgelösten Deutschtums, den Begriff des deutschen Vaterlandes mit geographischer Bestimmtheit umschreibend, ist Walthers köstlicher Preisgesang: von der Elbe bis zum Rhein und von da bis in der Ungarn Land, da wohnen die besten Männer und die schönsten Frauen, da herrscht die deutsche Zucht, Tugend und reine Minne, da liegt das Land, dem keines gleichkommt, in dem der Sänger sich innig ein langes Leben wünscht. Aber eine Nationalhymne, wie man es genannt hat, ist dies Gedicht keineswegs: was in ihm zum Ausdruck kommt, ist lediglich der Stolz auf das staufische Reich, das Hochgefühl seiner Ritterschaft, von der der Italiener Thomasin von Zirklaria rühmen durfte, daß sie die hehrste stets gewesen, von der wir in den Büchern lesen. Das Nationalgefühl der Stauferzeit war das Gefühl eines im Kaisertum begründeten Vorranges der Deutschen, ein Gefühl überschüssiger Kraft, in seinem Wirken ganz nach außen gewendet, mochte es mit den staufischen Königen den Schauplatz seiner Großthaten im Süden suchen oder sich im Osten in der unter dem Anteil aller Stände und aller Landschaften erfolgenden bewundernswerten Schöpfung eines neuen kolonialen Deutschlands ausleben.

Wenn dies extensiv wirkende Nationalgefühl den Ausbau des nationalen Staates noch garnicht als Aufgabe begreifen konnte, so lag das einerseits an der Herrschaft der religiösen Vorstellungen, die dem Kaisertum als der Schirmvogtei der Kirche eine kosmo-

politische Richtung aufdrängten, anderseits an dem unbekümmerten Nebeneinander territorialer und ständischer Sonderinteressen, die mit der königlichen Zentralgewalt entweder in beständigem Widerstreite lagen oder, ohne nach ihr fragen, ihre eigenen Wege suchten.

Die deutsche Geistlichkeit war in erster Linie ein Glied der allgemeinen Welthierarchie; was sie geistig und wirtschaftlich für Deutschland leistete, leistete sie im Dienste ihrer Kirche, und wenn die ottonische Verfassung die deutsche Kirche in ihr politisches System eingegliedert hatte, so war dieser Verfassungscharakter durch das Anknüpfen Heinrichs III. mit der Reformpartei der deutschen Kirche verloren gegangen, und ihr Schwerpunkt hatte sich nach außen geschoben. Trotz den Zugeständnissen, die das Kaisertum im Investiturstreit dem gregorianischen System schließlich abzwang, in welche Schwierigkeiten sah es sich fast jedesmal verstrickt, sobald es seine kirchlichen Regalien durchsetzen wollte! Otto IV. sah sich sogar genötigt, auf das Aufsichtsrecht über die geistlichen Wahlen ausdrücklich zu verzichten; und wie viele deutschen Bischöfe in der Folge treu zum Kaisertum stehen mochten, durch Privilegien, mit denen man sie ausstattete, durch die lehensrechtliche Auffassung auch des Kirchengutes, die dem König die private Verfügung darüber entzog, durch die päpstliche Politik und ihr gewaltiges Werkzeug, den Ordensklerus, wurde doch der kaiserliche Einfluß der Kirche gegenüber immer machtloser. Und wie die Geistlichkeit im Allgemeinen nicht durch nationale Motive bestimmt war, so kannten auch die Gelehrten, die ja überwiegend aus dem geistlichen Stande hervorgingen, keine Landesgrenzen: ob sie in Deutschland, in Paris, in Bologna gebildet waren, sie waren die Apostel einer internationalen Bildung, die Jünger derselben Logik, Dialektik, Scholastik, desselben Rechtes, und ihr Latein verstand man allerorten. Auch der deutsche Fürsten- und Ritteradel fühlte sich als den Angehörigen einer internationalen Gesellschaft, das Gesetzbuch der ritterlichen Ehre und der höfischen Zucht galt allenthalben, und die geistlichen Ritterorden, als Paladine des Christentums, kannten in ihrer Mitte keine nationalen Unterschiede; erst

Luther wandte sich mit vollem Bewußtsein an den christlichen Adel deutscher Nation. Weiterhin entbehrte aber auch der bürgerliche Handelsstand aller nationalen Geschlossenheit, vielmehr strebte er in zwei völlig getrennten Wirtschaftsgebieten auseinander: der südliche blieb in beständiger Beziehung zum Mittelmeerbecken, der nördliche blickte über die nördlichen Meere; jener hatte Goldwährung, dieser Silberwährung, aber eine Verbindung zwischen beiden war bei der Unzulänglichkeit der Landwege nur durch die Rheinstraße herzustellen und auch hier war der Verkehr stromauf beschwerlich. Jedes dieser beiden Handelsgebiete traf seine Maßnahmen selbständig, ohne nach Kaiser und Reich zu fragen, und die stolze Hansa, die auf eigene Hand Verträge schloß und Kriege führte, hat mit nationalen Gesichtspunkten nirgends gerechnet. Von solchen wußte auch der immer kräftiger aufstrebende Partikularismus nichts, der aus der Grundherrengewalt durch Vereinigung der verschiedenartigsten Rechtstitel in dieselbe Hand allmählich den Begriff der Landeshoheit entwickelt und so eine Reihe unabhängiger Territorialgewalten geschaffen hatte, welche, die alten Stammeseinheiten durch dynastische Herrschaftskomplexe ablösend, seit dem 12. Jahrhundert auch dem Kaisertum eine territoriale Politik, vor allem die Erwerbung einer Hausmacht, aufnötigten; und neben den monarchischen Territorien der Fürstentümer standen die republikanischen der Städte. Sie suchten sich nicht nur nach oben hin immer selbständiger zu machen und dem Königtum ein Hoheitsrecht nach dem andern zu entziehen, sie ersetzten auch nach unten die lehensrechtliche Verfassung durch die ständische und eine geordnete Beamtenverwaltung, waren nach außen auf die Abrundung ihrer Machtgebiete beständig bedacht und trieben ihre Politik auf eigne Hand. Gegen Ausgang des Mittelalters zählte man etwa 40 Laienfürsten, einige 70 Pfaffenfürsten, dazu eine Menge großer und kleiner Reichsstädte, Grafen, Herren nnd landständische Herrschaften, eine weitgehende Zersplitterung! Und dem durch keine einheitliche Verfassung zu meisternden Partikularismus hatte sich seit dem Anbruche des geldwirtschaftlichen Zeitalters ein

immer erbitterter sich gestaltender Klassenkampf gesellt: neben den Vertretern der alten bäuerlichen, auf Domanialwirtschaft ruhenden Kultur, dem Königtum, dem Episkopat und dem Laienadel, erhoben sich die ständischen Bildungen der städtischen Kultur, neben dem Grundbesitz das Kapital, neben der Landwirtschaft die Industrie, neben der Lehensverfassung die Kommunalverfassung, neben der aristokratischen Gesellschaftsform die demokratische, und in dem schroffen Gegenüber solcher unvereinbaren Interessen, von denen eine jede die Tendenz hatte, die übrigen zu ihren Gunsten zu tyrannisieren, und die zum Teil sogar ihre Stützpunkte im Auslande suchten, blieb der alles Auseinanderstrebende übergreifende Nationalgedanke der unerfüllte Traum weniger Idealisten, welchem jedes greifbare Substrat gebrach. Endlich ist der Gegensatz der Sprache nicht zu vergessen, Hochdeutsch und Niederdeutsch, und der im eigentümlichen Gange der deutschen Kultur begründete Gegensatz der Stämme, besonders des sächsischen mit den oberdeutschen. Das Gefühl der Bildungs- und Sprachgemeinschaft hatte der Sachse vielleicht dem Dänen gegenüber noch mehr, als etwa dem Schwaben oder Alamannen gegenüber. Auch in der Litteratur wurden zur Ausbildung einer einheitlichen Schriftsprache nur kleine Ansätze gemacht, die mit dem 14. Jahrhundert sogar gegen die Lokaldialekte wieder völlig verschwanden; auch hier schieden sich Standesklassen ab: geistliche, ritterliche, bürgerliche, gelehrte, spielmännische Dichtung. Und jede Spur eines ästhetischen Nationalbewußtseins ließ sie ebenfalls vermissen, denn die geistliche, wie die ritterliche Dichtung, die in Stoffen und Formen fast durchaus von Frankreich abhängig war, trug diesen fremden Schmuck mit unverhohlenem Stolze.

Das Alles waren hemmende Schranken, die der Ausbildung eines umfassenden politischen Nationalbewußtseins im Wege standen; und zu einer Zeit, da sich die fremden Nachbarstaaten mit Bewußtsein zu festen nationalen Verbänden zusammenschlossen, blieb Deutschland mit seiner kaiserlichen Universalpolitik und seiner inneren Zersplitterung solchen Aufgaben fremd.

Im Allgemeinen läßt sich sagen, daß mit dem Ausgange des 13. Jahrhunderts die mittelalterliche Universalidee, die in Dante noch einmal einen großartigen Darsteller fand, ihre zentrale Stellung zu Gunsten der kraftvoll aufstrebenden Nationalgeister überall einzubüßen begann: nicht mehr päpstliche und kaiserliche Macht waren fortan die eigentlichen Gegenpole, sondern der ideale Universalismus und der reale Nationalismus. Die Verwicklungen zwischen Papsttum und Kaisertum ergaben sich von jetzt ab viel weniger aus den beiderseitigen theoretischen Ansprüchen, als aus der Thatsache, daß der Papst als italienischer Landesfürst auftrat. Und daß er als solcher mit den deutschen Landesfürsten und den außerdeutschen Nationen gegen das Kaisertum sich verbünden konnte, zeigt eben, zu welcher Selbständigkeit die nationalen Konzentrationen überall erstarkt waren. In Litteratur, Kunst, Wissenschaft und Gewerbe waren die einzelnen Nationalcharaktere zuerst zu deutlicheren Prägungen gelangt, in den Erfahrungen der gemeinsamen Kreuzzüge hatte man sie anschaulich sondern gelernt; sie strebten jetzt auch politisch, kirchlich und wirtschaftlich ihren Ausdruck zu gewinnen. Dem französischen Königtum gelang die Unterwerfung der partikularen Mächte und die Herstellung einer starken Centralgewalt, die den achten Bonifaz demütigte, das Papsttum in Avignon zu einer Puppe der französischen Politik erniedrigte und schon die Hand nach der deutschen Kaiserkrone ausstreckte. Friedrich II. war bereits genötigt, England und Frankreich über seine italienische Politik beständig Rechenschaft zu geben; beide Länder machten ihre Landeskirchen rechtlich und finanziell von der Kurie völlig unabhängig. In Italien, das noch in der Stauferzeit wohl den Deutschenhaß, aber doch keine nationale Politik gekannt hatte, lehnte sich das nationale Empfinden bei dem Einzug des Luxemburgers Heinrichs VII. leidenschaftlich auf, und in Florenz regte sich zuerst die Idee des Nationalstaates, wie sie später Macchiavell wieder aufnahm. In Spanien, wo das Nationalgefühl durch die Kämpfe gegen die Mauren die größten Impulse empfangen hatte, bildete sich nicht nur eine Teilnahme der Stände an der Gesetzgebung

aus, sondern vor Allem gelang es, die Landeskirche der kurialen Botmäßigkeit zu entziehen und der Krone völlig zu unterstellen. Im Osten machte das Slaventum beständige Fortschritte: in Böhmen gewannen die nationalen Elemente eine ungeheure Wucht durch ihre Verschmelzung mit der religiösen Reformbewegung, die auf die Gründung einer böhmischen Landeskirche hindrängte, das Deutschtum als den Träger einer feindlichen Kultur ausstieß und die Selbständigkeit Böhmens erstritt (Georg Podiebrad 1458—71); kraftvoll erhob sich die polnisch-litauische Monarchie, Iwan der Große legte den Grund des russischen Zarenreiches. Ungarn, das unter Johann Hunyad um seine nationale Selbständigkeit gegen die Osmanen kämpfte, erlebte unter dessen Sohne Matthias Corvinus eine ruhmreiche Epoche politischen und zivilisatorischen Aufschwungs. Im Norden schob sich die dänische Macht nach Deutschland herein und hatten sich die drei skandinavischen Reiche 1397 in der Calmarer Union zusammengeschlossen.

Inmitten dieser nationalen Bildungen überwiegend antideutschen Charakters, die zum Teil die glänzendsten Ergebnisse der deutschen Kolonisation in Frage stellten, stand das deutsche Reich mit seiner morschen Verfassung, durchwuchert von eigenwüchsigen Entwicklungen, die immer unvereinbarer geworden waren und dem allgemeinen Zuge nach nationaler Konsolidierung einen zähen Widerstand entgegensetzten. Es ist wohl das verhängnisvollste Gebrechen des deutschen Königtums gewesen, daß es ihm nicht gelang, sich zu einer Finanzmacht zu entwickeln und so mit der Entwicklung der Nation Schritt zu halten. Während die städtische Kultur ein höheres wirtschaftliches Niveau erstieg, das des Handels und der Industrie, blieb das Königtum wirtschaftlich im agrarischen System stecken, um darin zu verarmen. Und wo es gleichwohl seine ganze Kraft einsetzte, seine centrale Stellung zu behaupten, da begegnete es in dem deutschen Partikularismus und dem Papsttum, das dessen centrifugale Neigungen geflissentlich unterstützte, unüberwindlichen Hemmungen. Von den kaiserlichen Universalansprüchen war vollends nur noch

ein schattenhafter Begriff geblieben, dem die Epoche der großen Kirchenkonzilien, freilich vorübergehend, einen trügerischen Glanz der Wirklichkeit mitteilte. Das Ansehen des deutschen Namens war im Auslande im Sinken. Wie tief gleichwohl das Kaisertum in seiner Verbindung mit der Kirche im Herzen des Volkes wurzelte, wie man, so arm an Macht es geworden war, es dennoch als die ideale, heilige Hüterin des Rechts, des Gerichts und aller Besitzbefugnisse verehrte, das lehrt wohl am deutlichsten die Kaisersage, in die sich die Hoffnungen auf ein Wiedererstehen der alten Reichsherrlichkeit geflüchtet hatten, und so erklärt es sich von selbst, daß die Tendenzen der nationalen Konsolidierung in Deutschland sich zunächst auch im Rahmen der alten geheiligten Ordnungen zur Geltung zu bringen suchten: in der kirchlichen wie in der Reichsverfassung erhoben sie ihre Reformforderungen.

Die kirchlichen sollten auf den großen Konzilen ausgetragen werden. Sie galten zuerst einer Angelegenheit der abendländischen Welt: der Beseitigung des Schismas und Wiederherstellung des einigen Papsttums; sie sollten aber weiterhin die Beziehungen des Klerus zum Papste regeln, eine Reform der verweltlichten Kirche nicht nur an ihrem Haupte, sondern auch an ihren Gliedern vornehmen, und die Gesamtheit der Bischöfe erklärte sich zu diesem Zwecke als über dem Papste stehend, was einen entschiedenen Bruch mit dem gregorianischen Gedanken der Papstmonarchie bedeutete: nicht nur die Kirche wurde neben der Kurie als selbständige Instanz empfunden, bei ihr sollte auch das ursprüngliche Recht der Souveränetät liegen, und innerhalb dieser universalkirchlichen Bewegung begann sich der landeskirchliche Gedanke Geltung zu schaffen. Eine wichtige Neuerung war es in diesem Sinne, daß auf dem Konstanzer Konzil zum ersten Male nicht nach Köpfen, sondern nach Nationen abgestimmt wurde. Im Wesentlichen verlief denn auch diese vorwiegend auf finanzielle und disciplinarische Reformen gerichtete Bewegung in Kompromissen, die die einzelnen Nationen mit dem Papste abschlossen. Deutschland wurde von allen am Schlechtesten ab-

gefunden in dem Wiener Konkordat von 1448, das alle konziliaren Errungenschaften wieder hinfällig machte und das finanzielle Erpressungssystem des Papsttums samt allen seinen Reservatrechten innerhalb der deutschen Kirche neu bestätigte.

Und wie sich die Forderungen der kirchlichen Reform auf diesem Wege im Sande verliefen, so auch die Versuche einer Reform der Reichsverfassung. Durch die volle Ausbildung des Lehensstaates unter den Staufern waren alle privatrechtlichen Gesichtspunkte aus dem Königtum ausgesondert worden: der König erschien fortan als der oberste Verwalter des Reichseigens, dem er nichts auf eigene Hand entfremden durfte. Man begann neben dem Königtum den Staat als solchen und als ein Besonderes zu empfinden; das wies auf die Notwendigkeit einer öffentlichen Vertretung der Nation neben dem König hin, die in der Fürstenversammlung eines regelmäßig funktionirenden Reichstages geschaffen wurde. Die Territorien wuchsen sich ja mehr und mehr zu wirklichen Staaten aus, der Kaiser selbst war in erster Linie Territorialfürst in seinen Erblanden, seine Finanz-, Kriegs- und Justizgewalt übte er fast nur noch durch die Vermittlung der Landesherren. Kein Wunder, daß wir die vorübergehenden Anläufe zu einer unmittelbaren Stärkung der kaiserlichen Centralgewalt, namentlich durch die Einführung einer allgemeinen Reichssteuer, ergebnislos sich wiederholen sehen, dagegen ist das ganze 15. Jahrhundert erfüllt von ernsthaften Versuchen, die Reichsverfassung auf nationalen Grundlagen nach föderativ-aristokratischen Gesichtspunkten neu aufzubauen.

Unter dem erfrischenden Eindruck der reichbegabten Persönlichkeit Maximilians, den man wie den Erlöser aus einer mehr als zwei Jahrhunderte währenden lähmenden Trübsal begrüßte, gewannen nun diese Versuche plötzlich einen unerwarteten Schwung. Seit dem Ausgange der Staufer war die europäische Hegemonie Deutschlands dahin: die innige Verbindung zwischen Königtum und Episkopat, in der sie vornehmlich gegründet war, war durch das Papsttum zerrissen, die finanziellen Hilfsquellen Italiens waren verloren, die Lebensbedingungen der Nation hatten sich

durch das Emporblühen der städtischen Kultur völlig verschoben, das Reich war ein buntes Durcheinander monarchischer und republikanischer Verfassungen geworden, das Königtum, unfähig, die Gesamtinteressen der Nation in dem immer heftigeren Kampfe ständischer und territorialer Gegensätze noch wirksam zu vertreten, fühlte sich gleichsam nur noch als das Ehrenpräsidium einer fürstlichen Oligarchie, ging im wesentlichen in der Vermehrung seiner Hausmacht auf und verfolgte nicht sowohl nationale, als dynastische Interessen. Die Folge war nicht nur ein wildes Fortwuchern der ständischen Bildungen, der egoistischen Sondertriebe und der politischen Sittenlosigkeit, nicht nur der Verfall des deutschen Ansehens in Europa, sondern auch ein unrühmliches Zusammenbrechen aller Erfolge der deutschen Kolonisation im Osten, und im Westen hatte sich drohend eine neue Großmacht, die burgundische Monarchie, erhoben. Wehrlos sah das unseelig zerteilte Reich diesem beängstigenden Wachstum seiner Grenzmächte zu, die Geißel der Hussitenkriege hatte man ohne die Fähigkeit, einen umfassenden Widerstand zu organisieren, wie ein Verhängnis über sich ergehen lassen, und die lange, thatenlose Regierung des unerbaulichen Phlegmatikers Friedrich III. hatte Alles geleistet, um die schwüle, lähmende Stimmung einer allgemeinen Armut des Vertrauens, einer aller großen Antriebe entbehrenden Schlaffheit zu erzeugen, und dadurch einen förmlichen Hunger nach bedeutenden Ereignissen, bewundernswerten Charakteren und einem dramatisch bewegten öffentlichen Leben erweckt. Das Alles kam Maximilian entgegen, trug ihn empor, erleichterte seine Erfolge, begründete seine Popularität und bestimmte die wagelustige, frisch zugreifende und durch überraschende Wendungen blendende, wenn auch der Konsequenz entbehrende Art seines öffentlichen Auftretens. Das Glück war ihm hold. Im Januar 1477 war Karl der Kühne, der gefürchtete burgundische Abenteurer, den schweizer Eidgenossen erlegen, Maximilian gewann durch die Vermählung mit seiner Tochter Maria eine feste Machtstellung im Westen, im Osten zog er 1490 nach dem Tode des Matthias Corvinus festlich in Wien ein und gewann

auch hier die habsburgische Stellung zurück. Es war ein unverhoffter Glückswechsel: Deutschland erlangte an seiner Peripherie eine neue, sichere Position, die deutsche Ritterschaft fand in der Erwerbung Burgunds und in dem populären Kriege gegen Frankreich willkommene kriegerische Bethätigung, an dem schwäbischen Bunde zur Aufrechterhaltung des Landfriedens erhielt das Königtum seine wertvollste Stütze, und alle überschüssigen Kräfte kamen in der epochemachenden Organisation des deutschen Söldnerwesens, in dem genossenschaftlichen Berufsstande der „frommen" Landsknechte zur zweckvollsten Verwertung. Eine warm emporflutende patriotische Erregung war das Ergebnis solcher befreienden Vorgänge: Maximilian hatte die Stellung seines Hauses neu befestigt, er stand an der Spitze der schwäbischen Kernmacht des Reiches, er organisierte die brach liegenden Kräfte der Nation, er war der vielseitigste, gebildetste und thatkräftigste Herrscher seit Jahrhunderten; man hatte das Zutrauen, er werde auch die größte Aufgabe der inneren Politik seit den Staufertagen endlich lösen: den Neubau der trostlos verfallenen Reichsverfassung in Angriff nehmen.

Die Seele dieser reformatorischen Bewegungen war seit 1485 der Kurfürst Berthold von Mainz. Sein Programm lautete: ständische Konstituierung des Reichs, d. h. eine öffentliche Vertretung der Nation durch Kaiser, Kurfürsten, Fürsten und Städte, Aufrichtung des ewigen Landfriedens, mit dem alle faustrechtliche Selbsthilfe aufhören sollte, Einführung einer allgemeinen Reichssteuer, die, nach der Kopfzahl erhoben, die alte lehensrechtliche Kriegsverfassung auf ein neues System zu gründen suchte, Einsetzung einer höchsten juristischen Centralbehörde, des Reichskammergerichts, dessen Beisitzer die Stände zu ernennen hatten, und vor allem Errichtung eines aus ständischen Mitgliedern zusammengesetzten Reichsausschusses, der die wichtigsten Regierungsgeschäfte zu führen, seine Beschlüsse dem Kaiser und den Kurfürsten lediglich zur Begutachtung vorzulegen und somit unter Einschränkung der kaiserlichen Gewalt das beste der Nation im Auge zu behalten hatte.

Auf kirchlichem Gebiete setzte Berthold durch seine Opposition gegen die römischen Eingriffe in die deutsche Kirche und seine von Ulrich von Hutten bezeugte Forderung eines deutschen Nationalkonzils jene lange Reihe der deutschen Beschwerden gegen den römischen Stuhl fort, die seit dem Beginn des Investiturstreites in Chroniken, Flugschriften, Briefen und offiziellen Aktenstücken unermüdlich vorgetragen wurden. Sie waren kirchenpolitischer Natur, sofern sie alle politischen Eingriffe des Papsttums, denen sie die Zerrüttung der staatlichen Ordnung zur Last legten, zurückwiesen, die päpstlichen Privilegien, durch die der niedere Ordensklerus der staatlichen Kontrolle völlig entzogen war, befehdeten, die Unabhängigkeit der Bischofswahlen und der geistlichen Stellenbesetzung von Rom durchzusetzen strebten und den wachsenden Ansprüchen des geistlichen Gerichts sowie des Papsttums als der höchsten rechtlichen Berufungsinstanz zu wehren suchten; sie waren wirtschaftlicher Natur, sofern sie die mit dem Rechte der Stellenbesetzung vornehmlich verknüpfte Finanzwirtschaft der Päpste als eine simonistische brandmarkten und ihrer ausbeutenden Habgier die finanzielle Erschöpfung Deutschlands Schuld gaben: die Palliengelder der Erzbischöfe, die Konfirmationsgelder der Bischöfe, die Annaten der niedern Kleriker flossen nach Rom; nicht minder einträglich war der Kleinverkauf der geistlichen Gnaden, der unzähligen Fakultäten, Privilegien, Licenzen, Dispense, Kommutationen, Remissionen, Absolutionen und Indulgenzen; gab es doch zum Handgebrauch der Kurialen förmliche Taxenbücher, in denen alle möglichen Sünden mit den entsprechenden Bußpreisen verzeichnet standen: die römische Kurie glich einer internationalen Börse, und die Deutschen hatten die weitaus meisten Kosten des päpstlichen Hofhalts zu tragen; welche Mengen deutschen Geldes gingen dem eigenen Lande dadurch verloren! Aus einer solchen Empfindung heraus war schon Walthers bittres Epigramm geboren, in dem er den Papst höhnisch frohlocken läßt: „ihr deutsches Silber fährt in meinen welschen Schrein; ihr Pfaffen, esset Hühner und trinket Wein und laßt die deutschen Narren fasten!“ — Das Papsttum hatte

es in der That besser als das deutsche Königtum verstanden, aus dem wirtschaftlichen Fortschritt, der durch die Städte sich vollzog, Nutzen zu ziehen, und indem es mit dem Geiste dieser neuen Kultur, in der Italien voranging, rasch Fühlung gewann, schwang es sich zu einem Handelsgeschäfte und zur größten Finanzmacht Europas auf. Das war aber die große Lüge seines Daseins, die das religiöse wie das nationale Empfinden empörte: in der Theorie verdammte die Kirche den Handelsgeist und die materiell gerichteten Zwecke, in der Praxis wußte sie ihnen die möglichen Vorteile abzugewinnen; in der Theorie erhob das Papsttum nach wie vor universale Ansprüche, in der Praxis nahm es die Formen eines italienischen Fürstentums an, um sich erst mit Frankreich, dann auch mit dem Slaventum gegen Deutschland zu verbinden. Und einer solchen antinationalen Macht flossen deutsche Gelder zu?

Immer nachdrücklicher waren solche Stimmen laut geworden, in die Arbeiten der großen Reformkonzilien, in die Synoden und Reichstage hatten sie hineingeklungen und hatten sich gewaltsam Luft gemacht, seitdem 1450 in Rom der große Jubiläumsablaß ausgeschrieben und von dem Kardinallegaten Nikolaus von Cues auch diesseits der Alpen verkündigt worden war, eine allgemeine Wallfahrtsbewegung entfesselnd und die päpstlichen Kassen mit riesigen Geldsummen füllend. „Es giebt nichts“, sagte einmal der spätere Papst Enea Silvio, „was die römische Kurie ohne Geld verliehe; selbst die Handauflegungen und die Geschenke des heiligen Geistes werden verkauft, und Verzeihung der Sünden wird nur gegen klingende Münze gewährt.“ Und am 31. August 1457 schrieb Martin Mayr an denselben Enea Silvio: „Tausend Schliche, wie der römische Stuhl uns wie Barbaren das Geld auf eine feine Art aus dem Beutel ziehen kann, werden ersonnen. Unsere ehemals so berühmte Nation, die mit ihrer Tapferkeit, ihrem Blute das römische Reich zusammengekauft hat und die Herrscherin und Königin der Welt war, ist jetzt in Armut gestürzt, Sklavin und

zinsbar geworden, liegt nun im Staube da und betrauert schon viele Jahre ihr unglückliches Schicksal, ihre Armut." Zum Jahre 1465 konnte die Kölhoffsche Chronik bemerken, es gingen alljährlich so große Summen nach Rom, daß man sich wundern müsse, wenn es in Deutschland noch bares Geld gebe; und selbst Friedrich III. ließ auf dem Frankfurter Reichstag von 1486 den Fürsten eröffnen, daß Roms Undank und Verachtung wider die gehorsame und opferwillige deutsche Nation fernerhin nicht mehr zu ertragen und darum dem Papste fortan keine Obedienz mehr zu erzeigen sei. In den zahlreichen Beschwerdeschriften über römische Bedrückung war so die Berufung auf die „teutsche Nation", ihre besonderen Bedürfnisse und Forderungen immer häufiger, immer schärfer war der Ton geworden, und der päpstliche Versuch einer Erneuerung der Kreuzzugsbewegung durch Ausschreibung einer Türkensteuer wurde als ein bloßes Scheingefecht der unersättlichen Habgier verhöhnt.

Als Maximilian sich vorübergehend an die Spitze dieser Opposition schwang und durch Jakob Wimpheling 1510 die Gravamina der deutschen Nation zusammenstellen ließ, erreichte diese antikuriale Strömung einen ersten Höhepunkt: wieder tauchte der alte Gedanke auf, dem schon Reinald von Dassel nachgegangen war, der deutschen Kirche einen eignen, in Deutschland geborenen Primas einzusetzen. Und ein leidenschaftliches Flugblatt, welches 1518 den Augsburger Reichstag aufrief, der Kurie den geforderten Tribut zu verweigern, spielte seinen höchsten Trumpf schließlich mit den Worten aus: „Gedenket der deutschen Freiheit!" Welche Wucht dem nationalen Pathos schon innewohnte, ist am Lehrreichsten an Maximilian selbst zu beobachten: obwohl seine Politik durchaus eine universale war, nirgends von nationaldeutschen Tendenzen, sondern von denen der habsburgischen Weltherrschaft bestimmt, verstand er doch diesen Zielen die vorhandene nationale Strömung dienstbar zu machen, sich patriotische Begeisterung zu wecken und in dem Faltenwurf eines beredten Nationalstolzes glänzend Pose zu stehen. Nur war es ihm durch seine politische Machtstellung geradezu verboten, sich

mit der treibenden Kraft des deutschen Nationalgefühles schlechthin zu identifizieren.

Die ernsthaften Versuche einer Neubegründung der Reichsverfassung verloren nicht nur durch Bertholds Tod 1504 ihre sichere Leitung, sie scheiterten nicht nur an der Ungefügigkeit der ständischen und territorialen Sonderinteressen, sondern vor allem an Maximilian selbst, der, nur widerwillig diesen ständischen, auf Einschränkung der königlichen Centralgewalt gerichteten Reformen eine Zeit lang nachgebend, im Grunde ausschließlich das Interesse seiner Dynastie im Auge hatte. Auf dem Augsburger Reichstage von 1518 trat es mit völliger Klarheit zu Tage, daß die so verheißungsvoll begonnene Reformbewegung ausgespielt hatte: was allen andern Staaten gelungen war, die nationale Konsolidierung, für Deutschland blieb es ein unerreichtes Ziel; das politische Leben pulsierte nur noch in den territorialen Bildungen, aber den Körper der Nation durchdrang es nicht mehr. Das deutsche Nationalgefühl war einer positiven Schöpfung noch nicht fähig; schon hatte es sich aus der politischen Sphäre in die der Wissenschaft und der Dichtung geflüchtet, und alsbald sollte es auch auf dem religiösen Gebiete mit elementarer Wucht hervorbrechen. Aber eine negative Kraft von steigender Mächtigkeit wohnte ihm seit Jahrhunderten inne: der Haß gegen Rom. An diesem Haß gegen Rom ist das deutsche Nationalgefühl des ausgehenden Mittelalters groß geworden, wie das des 18. und des 19. Jahrhunderts an dem Hasse Frankreichs. Wenn auch die Eifersucht Frankreichs auf die deutsche Machtstellung sich gehässig äußern konnte und den Deutschen gern die Kaiserkrone entrissen hätte, in die Massen des Volkes drangen diese Rivalitätsgegensätze noch nicht tiefer ein; erst die gemeinsame Not treibt ja das schlummernde Nationalgefühl in den Massen empor und lehrt den Feind erkennen, und diese gemeinsame Not hieß damals Rom. Walther von der Vogelweide hatte den welschen Papst geschmäht als einen neuen Judas, als den Wolf unter den Schafen, als den Förderer des Unglaubens, der die lasterhaften Geistlichen am Seile des Teufels führe, um

die ganze Christenheit dem Teufel preiszugeben; seine weltliche Macht ist ein Gift, das auf die Kirche fiel, er ist der Feind des Kaisertums, er plündert die Deutschen aus und schürt beständig unter ihnen den unseligen Bürgerkrieg. Solche leidenschaftlichen Invektiven weckten mannichfachen Widerhall, aber noch erklangen sie nur aus den Lagern der Aristokratie, wie die ganze kirchliche Reformbewegung in Deutschland zunächst aristokratischen Charakter trug, denn gerade die Inhaber der höchsten geistlichen Stellen empfanden die kurialen Finanzerpressungen und die politisch wie sozial auflösenden und zersetzenden Einwirkungen des Papismus am drückendsten, während die revolutionäre Erhebung der untern Stände in Deutschland später, als in den übrigen Ländern, eintrat, weil die Spannung und das Gleichgewicht der weltlichen und der geistlichen Aristokratie, in denen die Eigentümlichkeit der älteren deutschen Entwicklung gegründet lag, den arbeitenden Klassen länger, als anderwärts, zu gute gekommen war und sie vor sozialer Bedrückung länger geschützt hatte. Aber mit der großen Reaktion der Laienkultur gegen die Kirche, wie sie das nächste Kapitel zur Darstellung bringen wird, mit dem Verfall des alten Verfassungstypus im 13. Jahrhundert und dem Emporwuchern der neuen politischen Bildungen stieg die Erbitterung der Aristokratie gegen die römische Tyrannis mehr und mehr auch in das der politischen Mündigkeit langsam zureifende Volk hinab, verschwisterte sich dort, wie eine spätere Betrachtung uns lehren wird, mit religiösen und sozialpolitischen Umsturzideen mannichfaltigster Herkunft, mit dem unheimlichen Geiste visionärer und astrologischer Weissagungen, mit den uralten Vorstellungen vom Untergange des römischen Reichs und dem Kommen des Antichrists und setzte die Massen bald immer leidenschaftlicher in Bewegung. Auch in diesen unklaren Gedankenreihen ist ein mitwirkendes nationales Moment unschwer zu erkennen, denn von Deutschland erwartete man die Wiederherstellung der Kirche, von dem mystischen Kaiser Friedrich, dem großen Pfaffenfeinde, die Züchtigung Roms und seiner sündigen Priester, und die Hoffnung auf eine künftige deutsche

Nationalkirche sprach sich aus in der Prophezeiung eines deutschen Patriarchen, der sich in Mainz erheben werde. Von dem Bischof Berthold von Chiemsee, der 1519 ein Buch über die „Last der Kirche“ schrieb, urteilt Döllinger treffend: „Er zweifelt nicht an der Ausrottung des päpstlichen Stuhles, der aber eine Wiederherstellung und Verklärung folgen werde, und man sieht deutlich bei ihm, wie mächtig damals in Deutschland das Bewußtsein war, daß der italienische Nationalgeist, wie er sich nach seinen schlimmen Seiten in der päpstlichen Kurie verkörpert hatte, an dem Wohle Deutschlands, dem politischen, wie dem sittlichen und religiösen, schwer gefrevelt habe.“ Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts prophezeite Johannes Lichtenberger eine große Zwietracht „zwischen dem deutschen Kaiser, der sich auf seine Macht wird verlassen und sich unterstehen, einen Papst zu setzen und zu bestätigen, und zwischen den Römern und Wolen (Welschen), die dem großen Adler zu widerstehen gedenken“, aber der werde sie mit Heereskraft überwältigen, und dann werde ein heiliger Mann kommen, durch den werde Gott große Wunder thun, und der werde „befehlen, daß man das Evangelium predige“. Eine dem Heinrich von Langenstein zugeschriebene Prophezeiung verhieß eine Reformation der römischen Kirche durch die Deutschen, die Franken und ihren Kaiser. Eine andere Weissagung bezeichnete das Jahr 1520 als den Anfang eines allgemeinen Aufruhrs; da werde Einer aufstehen und Schriften ausgehen lassen, deutsch und lateinisch, wider den Papst und seine Kardinäle und die unwürdige Priesterschaft; von dem Jahre 1524 aber erwartete man angstvoll den Umsturz aller bestehenden Ordnungen.

Solche massenhaft umlaufende Weissagungen muß man sich gegenwärtig halten, um beurteilen zu können, auf welchem unheimlich gefährlichen Boden Luther auftreten sollte, um die ganze Gewitterschwüle zu empfinden, die in den aufgeregten Köpfen arbeitete und Alles auf einen gewaltsamen Ausbruch spannte, um den jauchzenden Enthusiasmus richtig zu verstehen, der den religiösen Reformator als den lange ersehnten Volksbefreier und sozialen Revolutionär in dem verführerischen Lichte jener auf-

reizenden Prophezeiungen ansah. Der nationale Gegensatz von Deutsch und Welsch, der Haß auf Rom, auch von den Humanisten mit Feuer ergriffen und mächtig angefacht, war in dieser allgemeinen Gährung nur eine einzelne treibende Macht neben vielen andern, die wir noch kennen lernen werden; sie wirkte auch in Luther nicht von Anbeginn, sondern brach erst spät, wenngleich gewaltig, in ihm hervor. Aber vorhanden, als gespannte Energie, war sie längst, und indem Luther sich mit ihr identifizierte, gewann sie einen ungeheuren Schwung: nachdem sie auf dem politischen Gebiete der Reichsreform ihre Kraft fruchtlos erschöpft hatte, warf sie sich, durch die idealen Rechtstitel, welche Luther — freilich von völlig abweichenden Gedankenreihen her — hinzubrachte, neu erstarkt, ganz und gar auf das kirchliche Gebiet, um eine von Rom unabhängige Nationalkirche aufzurichten; sie machte den Versuch, auch den Kaiser auf ihre Seite zu reißen, denn das tiefste Sehnen der politisch noch unreifen Nation hing ja immer noch am Kaisertum, und erst als dieser allzu vertrauensselige Versuch gescheitert war, wandte sie sich trauernd weg von dem allzu lang gehegten Traumbild der Kaiserherrlichkeit und jenen zukunftsfrohen Wirklichkeiten zu, die als die reifen Ergebnisse einer langen territorialen und lokalen Konzentration, einer nicht mehr extensiv, sondern intensiv gerichteten, nicht mehr universalistisch, sondern individuell und national bestimmten Entwicklung dastanden: Städten und Fürstentümern. Was sie auf diesem Wege erreichte, sah freilich Luthers ursprünglichen Intentionen nicht mehr ähnlich, aber es war in der eigenthümlichen Logik der Zustände und Tendenzen, innerhalb deren Luthers Auftreten stattfand, jedenfalls klar genug begründet.

Indem die Städte und vor Allem die Fürstentümer sich jener Verbindung des Nationalgedankens mit der religiösen Reform bemächtigten und sie gegen den habsburgischen Universalismus ins Feuer führten, gewannen sie den Boden, aus dem sie in der Folge ihre idealen Kräfte und eine höhere, weil wirklich nationale, Rechtfertigung ihrer politisch isolierten, aber doch einer umfassenden Gemeinschaft geistiger Art einmütig zustrebenden

Sondereristenzen schöpften; den Boden, auf dem alle Gegensätze der früheren Zeit allmählich zurücktreten sollten hinter dem einen großen Kulturgegensatz des Katholizismus und des Protestantismus, wie er aus den Katastrophen der folgenden Jahrhunderte überall hervorschlägt. Daraus ergiebt sich aber ein sehr wichtiger Aufschluß.

Der nationale Gedanke, der in dem Reiche mit seinem doktrinären Universalismus kein taugliches Substrat mehr besaß, kapselte sich gleichsam in den Territorien ein, in der Stille die Zeit abwartend, die ihn wieder hervorlocken würde, die getrennten Glieder des Nationalkörpers zu einem von gemeinsamem Leben durchströmten Organismus zu vereinigen. Diese Zeit war aber noch unendlich fern: noch hatte der nationale Gedanke keine Zeugungsreife, vielmehr nur den Wert einer idealen Hilfsgröße, welche einer ungleich gewaltigeren geschichtlichen Macht lediglich zum Durchbruche half. Und der Schauplatz dieser geschichtlichen Macht war national nicht beschränkt, wenn sich auch die Nationalgeister überall in ihren Dienst stellten; sie war vielmehr ebenso universal gerichtet, wie die Kirche, gegen welche sie sich wandte, und wenn sie in Deutschland am Tiefsten und Gewaltigsten einsetzte und zum offenen Bruch mit der Kirche führte, so that sie das, wiewohl vom Nationalgedanken auf das Wirksamste unterstützt, doch nicht im Dienste der Nation, sondern der christlichen Welt, die in allen ihren Teilen ungefähr gleichmäßig darau, vorbereitet war und, ohne im allgemeinen die entscheidende Wendung der deutschen Kirche mit zu vollziehen, dennoch an den geistigen Früchten dieser deutschen Mittlerarbeit ihren vollen dankbaren Anteil nahm.

Damit erwächst uns aber die wichtigste Aufgabe, welche unsere Untersuchung fordert.

Der durch die Erfahrungen einer tausendjährigen Geschichte langsam, aber stetig vorbereitete Prozeß der Kirchenspaltung ist nicht allein nach den in der einzelnen Persönlichkeit, die sie schließlich herbeiführte, gegebenen Bedingungen zu beurteilen, sondern seinem innersten Wesen nach zu würdigen als die erste

praktische Formulierung eines mit vollbewußter Klarheit erkannten großen Kulturgegensatzes: als die erste zweckbewußte Abrechnung einer von dem stolzen Gefühl ihrer eigenen Kräfte, ihres eigenen Rechts, ihres selbständigen Wertes und der lediglich sich selbst verpflichteten Eigentümlichkeit ihrer natürlichen Lebensbedingungen innig durchdrungenen Bildung von laienhaftem Typus mit der aus den Voraussetzungen eines fremden Lebens und gegenüber den Thatsachen der eigenen Wirklichkeit als immer unzulänglicher und verderblicher erkannten geistigen Erbschaft der römischen Kultur, wie sie durch die römische Kirche der mittelalterlichen Welt übermittelt worden war. An der Anbahnung dieses großen Prozesses ist die romanische Welt früher und mit ungleich geschulteren Kräften beteiligt gewesen, als die germanische; aber der Held, der ihn zum Abschluß brachte, war ein Deutscher.

Um uns die Eigenart dieser Vorgänge begreiflich zu machen, haben wir die Lage der europäischen Gesellschaft am Ausgange des Mittelalters ins Auge zu fassen und ihr Verhältnis zur kirchlichen Kultur, insbesondere aber die Stellung Deutschlands innerhalb dieses Verhältnisses, nach ihren geschichtlichen Voraussetzungen zu prüfen. Die Zersetzung dieser kirchlichen Kultur durch die immer energischer zum Selbstbewußtsein erwachende Laienkultur läßt sich am deutlichsten nachweisen auf den drei Gebieten des gesellschaftlichen, des wissenschaftlichen und des religiösen Lebens: ihre gesonderte Betrachtung, welcher die drei folgenden Kapitel gewidmet werden sollen, wird uns schließlich in eine gemeinsame Spitze auslaufen und auf die Formulierung der Zeitprobleme hinführen, an denen Luthers geschichtliche Leistung allein gemessen werden darf.

Zweites Kapitel.

Der Sieg der Laienkultur.

> Naeme ich die wal, daz ich ein guot mensche waere und des himelriches sicher waere, so waere mir dise zit hie uf ertriche lieber ze leben, danne ze himelriche.
>
> Berhtolt von Regensburg.

> Auch die Industrie ist eine Tochter Gottes.
>
> Dante.

Daß die Herrschaft der Kirche und ihrer Bildung auf allen Gebieten des Lebens so erfolgreich vordrang, lag nicht nur an den ideellen Mächten, die sie in sich trug, sondern auch an der eigentümlichen Gliederung des gesellschaftlichen Organismus, in dem sie sich nach allen Seiten auszuwirken strebte. Karl der Große hatte das Staatswesen auf die Dienstidee begründet: er regierte durch königliche Beamte, durch die die persönliche Macht des Herrschers überall hin fühlbar wurde. Weil aber in den Ämtern sich die Tendenz der Erblichkeit geltend machte, und die Beamten mit ihren Amtslehen sich zu grundherrlichen Vassallen entwickelten, ausgestattet mit all den dinglichen Eigenrechten, die an Grund und Boden hafteten, so bedeutete das eine Schwächung der königlichen Gewalt, die nun nicht mehr kraft ihrer monarchischen Verwaltungshoheit regierte, sondern auf Grund des geleisteten Treueids den Gehorsam der Vassallen forderte. Indem die Kirche sich ihrerseits zu einem System von Rechtsordnungen ausgebildet und als die höchste irdische Instanz zwischen Gott und Menschheit befestigt hatte, war ihr auch alle weltliche Gewalt im Prinzip zugefallen, denn das einzige Band, welches den Staat durch alle Dienstverhältnisse hindurch zusammenhielt, den vassallitischen

Treueid, konnte sie kraft ihrer Binde- und Lösegewalt zu jeder Zeit für ungiltig erklären. Die centralherrschaftliche Idee des Romanismus hatte sich somit hinausgeschwungen über die ursprüngliche germanische Idee des genossenschaftlichen Staats, was ihr um so eher gelingen konnte, als sie an den aus den Grundherrschaften erwachsenen Partikularmächten immer wirksamere Stützen gegenüber einem Kaisertum gewann, das ihr nicht durch ein entgegengesetztes Princip das Gleichgewicht zu halten vermochte, denn das Kaisertum war ebenso internationalen Charakters wie die Kirche und war dieser formell zur Schutzherrschaft verpflichtet. Der Glanz, der auf der deutschen Kaisergeschichte ruht, strahlt lediglich von einer Reihe genialer Persönlichkeiten aus, die die unerbittliche Logik dieser Zustände in der Praxis wohl zeitweilig energisch durchbrechen, aber im Prinzip niemals beseitigen konnten. Weil alle öffentliche Gewalt nach der herrschenden Ansicht von Gott kam, durch die Kirche auf den Kaiser, von diesem auf die Fürsten und Vassallen übertragen wurde, so war innerhalb des Lehensstaates keine dauernde Möglichkeit gegeben, mit dem hierarchischen System zu brechen, denn wo immer ein Glied dieses lehensrechtlichen Organismus der kirchlichen Oberleitung unbequem werden mochte, fand sie an den andern ihren Rückhalt. Auch der nationale Gedanke, der doch eine entschiedene Abwendung von der internationalen Theokratie enthielt, konnte es innerhalb des Lehensstaates zu keinerlei greiflicher Ausprägung bringen und blieb deshalb vorwiegend noch in der Form des nationalen Pathos bestehen.

Die Kultur, aus der die neuen Lebensideale geboren werden sollten, ist außerhalb des Lehensstaates, gleichsam auf neutralem Boden erwachsen. Sie wußte nichts von Theologie und Metaphysik, sie war nicht gebunden durch geschichtliche Voraussetzungen oder ehrwürdige Traditionen, sie fragte wenig nach dem Heil der Seele oder geistigen Gütern, aber rührig und regsam, in naiver, unbekümmerter Selbstsucht gedieh sie kräftig empor, mit breiten Ellenbogen gleichsam brach sie sich Bahn, überall pflanzte sie ihre flatternden Fahnen auf, immer dichter wogten die Scharen,

die ihr hoffnungsvoll zuströmten, bis aus allen diesen flutenden Bewegungen eine Summe neuer Zustände hervorgegangen war, die von der alten Gesellschaft, ihrer Bildung, ihren Idealen, ihren Stimmungen, bereits eine tiefe Kluft trennte. Dieser außerordentliche Fortschritt hat sich vor allem in den Städten vollzogen, und jene langsame Revolution, die das Angesicht der gesamten Gesellschaft verändern sollte, war eine volkswirtschaftliche: der Übergang von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft.

Bis in das 11. Jahrhundert hinein hatte alle Deutschen, Geistliche und Laien, eine gemeinsame Form wirtschaftlichen Daseins umfaßt: die agrarische. Was die einzelnen unter einander schied, war das Stammesbewußtsein und Stammesrecht und die agrarische Schichtung der Stände, die sich nach der Geburt und dem Maße der persönlichen Abhängigkeit bestimmte. Auf die demokratische Agrarperiode der Markgenossenschaften war die aristokratische der großen grundherrschaftlichen Organisationen gefolgt, in der sich die Ausbildung des Feudalismus vollzog. Das Land zerfiel in eine Menge getrennter Wirtschaftsbezirke, deren jeder im Wesentlichen durch die eigene Produktion den eigenen Bedarf deckte; die Industrie beschränkte sich auf den Kreis der einzelnen Grundstücke, der Handel auf den Absatz der gewonnenen Überschüsse, beide waren noch abhängig von der Bewirtschaftung des Bodens.

In dem Zeitalter der Kreuzzüge wurde dies wirtschaftliche System allmählich durchbrochen.

Die Kreuzzüge bedeuteten eine ungeheure Erweiterung nicht nur des geographischen, des geistigen und des wirtschaftlichen Horizontes, sie bedeuteten infolgedessen auch ein Zurückschnellen des aufs Höchste angespannten asketischen Gedankens in die volle Weltlichkeit; sie gaben den entscheidenden Anstoß zu dem siegreichen Emporwachsen einer durchaus materiell gerichteten Kultur, die eine Zeit lang sogar die religiös-idealen Interessen völlig zu verschlingen schien. Im Zeichen der Askese war die großartige Bewegung ins Leben getreten, aber dieser Charakter blieb ihr nicht erhalten, und unter dem Schilde der asketischen Ver-

dienstlichkeit versteckten sich eine Menge egoistischer Motive: weltliche Machtinteressen, nationale Eifersucht, persönlicher Ehrgeiz, Abenteuerei und verwegenes Trachten nach Schätzen und Kronen, Ruhm und irdischem Gewinn. Der alte Wandertrieb wachte wieder auf, er hatte sich schon vor den Kreuzzügen in zahlreichen Pilgerfahrten bewährt: der Orient war ja nicht nur der geheiligte Boden, er erschien einer Phantasie, die sich an fabelhaften Reiseberichten, phantastischen Märchen und abenteuerlichen Spielmannsdichtungen erhitzt hatte, auch als das Land wundersam begabter Völker, Tiere, Pflanzen und Steine, geheimnisvoller magischer Kräfte und unerschöpflichen Reichtums. Der abenteuernde Drang, für den „Erfahren" gleichbedeutend mit „Erreisen" war, lockte vor allem auch die Besitzlosen auf die Fahrt ins heilige Land, ja Landstreicher, Verbrecher, Leute, die nichts zu verlieren hatten, nahmen in Masse das Kreuz, das ihnen die Straflosigkeit sicherte und die Aussicht auf reiche Beute eröffnete. Die furchtbaren Mißerfolge der Bewegung, die so unzählige fruchtlose Opfer forderte, hätten der Begeisterung ohne Zweifel starken Eintrag gethan, wenn nicht dieser Stachel egoistischer Hoffnungen beständig wirksam geblieben wäre. Im „Reinfried von Braunschweig" werden einmal die Beweggründe geprüft, die die Ritter ins heilige Land zu führen pflegen: der eine geht aus Abenteuerlust, der andere um zu tjostieren, der dritte, weil er die Welt sehen will, der vierte seiner Geliebten zu Ehren, der fünfte, um Gott zu dienen, der sechste, um des Herren willen zu leiden, der siebente, um seiner Armseligkeit daheim zu entgehen und Geld und Gut zu erwerben, der achte zum Zeitvertreib, der neunte aus Ehrgeiz. Die Triebfeder weltlicher Neigungen war also weitaus die wirksamere.

Überwältigt von einer Fülle neuer Erfahrungen, von den Eindrücken einer fremdartigen Welt mit einer eigentümlich imposanten und doch nicht christlichen Kultur, ganz hingenommen von forschender Neugier, Lerneifer, Unternehmungslust und Erwerbsbegier, von dem Drange fördernden Austausches geistiger und wirtschaftlicher Güter, fühlte man sich auf die rein menschliche

Höhe einer weltumspannenden weströstlichen Bildung ahnungsvoll emporgehoben, der Schauplatz irdischen Wirkens schien sich auszudehnen ins Unermessene, und wie eingeschränkt nahm sich jetzt für diesen neugewonnenen Weltblick die katholische Kirche aus, die man doch als den christlichen Gottesstaat auf Erden verehren gelernt! Mußte man denn nicht zweifeln an ihrer göttlichen Sendung und an ihrer alleinseligmachenden Kraft? nicht um so mehr, als doch der zürnende Gott ganz offenbar auf Seite der Ungläubigen stand, die die Kirche verdammte? Wie sollte man diese furchtbaren Gerichte Gottes verstehen? — Von hier aus begreift man die Bitterkeit der Verzweiflung, welche etwa einem provenzalischen Ritter jene leidenschaftlichen Verse eingab: „Schmerz und Zorn erfüllen meine Seele und töten mich fast! Wir erliegen unter der Last dieses Kreuzes, das wir genommen zur Ehre dessen, der daran geheftet ward. Es giebt kein Kreuz, es giebt keinen Glauben, der etwas ausrichten könnte gegen diese verdammten Türken! Vielmehr kann es jedermann sehen, daß Gott selbst sie beschützt zu unserm Unheil.“ — War das nur eine Strafe für die Entartung des Papsttums? aber auch das staufische Kaisertum war ja zusammengebrochen! War das Christentum denn überhaupt zur Weltherrschaft berufen? besaß es wirklich allein den echten Glauben, die einzige Wahrheit? — Ganz neue Stimmungen verbreiteten sich im Abendlande, eine wachsende Entfremdung von der Kirche und ihren Trägern, vielfach ungewollt und von den Einzelnen mit Widerstreben empfunden, aber als das Ergebnis langer geschichtlicher Erfahrungen unter dem Eindrucke dieser erschütternden Erlebnisse im Morgenlande so jäh hervorbrechend und so unabwendbar sich aufdrängend, daß die Träger der Kirche selbst von ihr sich ergriffen fühlten. Auf der einen Seite überhandnehmende Frivolität, Skepsis, Atheismus, haltlose Verwilderung und der um so kecker genossene Rausch sinnlicher Weltfreuden, wie sie einen Zusammenstoß zweier fremden Kulturwelten regelmäßig zu begleiten pflegen, auf der andern das tief angstvolle Bedürfnis, die alles Hohe und Heilige langsam unterspülenden Wellenschläge einer religionslosen sittlichen

Anarchie durch die fieberhafte Aufrichtung einschränkender Dämme zu brechen: der Glaube an das Papsttum war dahin, aber der Glaube an die asketischen Ideale, an dem einst das Papsttum emporgestiegen war, war noch ungebrochen, er weckte immer neue Bußprediger und Reformatoren auf und trieb die üppige Blüte eines religiösen Sektenwesens hervor, in dem sich ein neuer wichtiger Fortschritt vollzog: die religiöse Selbsthilfe der Laien, das Erstarken der Laien zu religiöser Mündigkeit, ein Prozeß, der einer späteren Betrachtung vorbehalten bleibt.

Alle diese mannigfaltigen Stimmungen aber, die, den theokratischen Vorstellungen der mittelalterlichen Gesellschaft, zum größten Teile noch unbewußt, entwachsend, neuen Daseinsformen, neuen Lebenszielen zustrebten, nur dunkel empfundenen freilich, aber um so zuversichtlicher geglaubten, um so ungeduldiger erwarteten, alle diese Stimmungen gewannen doch erst die Kraft der Ausbreitung, die Energie der Selbstgewißheit und die Sicherheit der praktischen Erprobung aus den neuen wirtschaftlichen Voraussetzungen, die durch die Kreuzzüge geschaffen wurden.

Die alte Naturalwirtschaft war den Anforderungen, die dieses Zeitalter erhob, nicht mehr gewachsen. War es schon dem einzelnen Pilger unmöglich, ohne größere Geldmittel bis zum heiligen Lande vorzudringen, so bedurfte vollends die Ausstattung des reisenden Ritters oder eines von zahlreichem Gefolge begleiteten Fürsten zur Bestreitung der Transportkosten und des Lebensunterhaltes sehr beträchtlicher Geldsummen. Vor allem aber wurde eine bereits überall eingeleitete Bewegung durch die Erschließung der europäisch-orientalischen Handelsbeziehungen erst jetzt mächtig in Fluß gebracht: das Kapital wurde zum entscheidenden wirtschaftlichen Faktor. Die wichtigsten Häfen Syriens und Palästinas gelangten in die Hände der Christen, die Fahrstraßen wurden sicherer, der Kompaß nahm dem Ozean seine Schrecken, die Gefahren des Verkehres verringerten sich, europäische Kaufleute aller Nationen ließen sich in den volkreichen levantinischen Küstenplätzen nieder und unterhielten von dort regelmäßige Verbindungen mit der Heimat;

neben den Kaufleuten nahmen Ritter, Bischöfe, Äbte, kleine Leute aller Art unmittelbar oder durch Kapitaleinlagen an diesem gewinnverheißenden Orienthandel Teil, ein kommerzieller Unternehmungsgeist begann alle Klassen zu durchdringen, internationale Handelsverträge wurden abgeschlossen, und die europäischen Nationen fanden nicht nur für ihre Waffen, Rüstungen, Pferde, für ihr Tuch, ihr Getreide, ihre Heiligenbilder und andere Handelsartikel im Osten einträgliche Absatzgebiete, sie brachten vor Allem Naturprodukte und kunstgewerbliche Erzeugnisse des Orients massenhaft in das Abendland, die die Wohligkeit und den Schmuck des Lebens erhöhen halfen und in Kunst und Industrie die mannigfachsten Anregungen verbreiteten. Orientalische Kulturpflanzen, wie Sesam, Johannisbrod, Safran, Mais und Reis bürgerten sich auch in Europa ein, Zucker, Wein, Oel, die Früchte und die Gewürze des Südens begannen in Massen eingeführt zu werden, ferner Baumwolle, Seide, Sammet, Atlas, Damast, Kattun, Mousselin, Teppiche, Kleidungsstücke, Pelzwerk, Farbstoffe, Arzneimittel, Spezereien, Glasspiegel und Glasgeräthe, Schmiedearbeiten, Kriegswerkzeuge, hunderte von Gebrauchs- und Luxusartikeln verschiedenster Art. Was anfänglich willkommen schien, wurde bald unentbehrlich, zahlreiche neue Bedürfnisse entstanden, der Sinn wurde erfinderischer, die Technik verfeinerte sich, in der Mode, in der gesellschaftlichen Sitte, im Kunstgewerbe, in der Gartenkultur wurden allerlei orientalische Anregungen sichtbar; aus dem Morgenlande übernahm der Katholizismus den Rosenkranz und Ehrfurchtsbezeugungen, wie das Niederwerfen oder den Fußkuß; die abendländische Dichtung begann aus der unerschöpflichen Fundgrube der östlichen Novellen- und Märchenlitteratur neue Motive, neue Farben und die fruchtbarsten Impulse für die Phantasie zu schöpfen, in der Heraldik, in der kirchlichen und in der profanen Baukunst, in der Holz- und Elfenbeinschnitzerei, in Ornamenten und Mosaiken machten sich byzantinische und arabische Vorbilder geltend, und die Wissenschaft — was uns unten noch beschäftigen wird — hob sich, vorwiegend unter dem Einflusse der arabischen Geisteskultur über

die Gedankenkreise des kirchlichen Systems siegreich hinaus, um in der Pflege der Laien wo nicht widerkirchliche, so doch unkirchliche Bahnen entdeckungsfreudig zu beschreiten.

Ein berühmter Geograph hat das Gesetz aufgestellt, daß auf ein Zeitalter, in dem sich eine große Erweiterung des räumlichen Gesichtskreises vollzieht, regelmäßig ein Zeitalter intellektuellen Aufschwungs und gesteigerter geistiger Freiheit zu folgen pflegt, in dem der Kraft des Fortschritts gleichsam plötzlich die Flügel wachsen, um, scheinbar mit einem gewaltigen Ruck, eine überraschende Höhe zu gewinnen, von der man vordem nichts geahnt hatte. So bedeuteten auch die Kreuzzüge eine außerordentliche Erweiterung des wirtschaftlichen wie des geistigen Arbeitsfeldes, eine Durchbrechung des mittelalterlichen Bewußtseins; sie schufen eine neue Atmosphäre von Stimmungen und geistigen Dispositionen, für die die alte Kultur im Prinzip überwunden war. Die alte Kultur hatte im Zeichen der Kirche gestanden, die neue stand im Zeichen der Laienschaft; die Kraft der alten hatte im asketischen Ideal gelegen, die der neuen lag in der Überzeugung vom Rechte des Irdischen; die alte hatte ihre Grundlage an der Ackerwirtschaft gehabt, an der von Gott gestifteten Bebauung des fruchtgesegneten Erdreichs, die neue emanzipierte das Kapital vom Grundbesitz, die Arbeit von der Ackerscholle und bildete somit Wertbegriffe aus, in denen eine ungeheure Triebkraft des Fortschritts gegeben war.

Der Aufschwung des Levantehandels kam am Frühesten den italienischen und südfranzösischen Städten zu gute: Venedig, Pisa, Genua, Amalfi, Messina, Marseille, Toulon, Narbonne und Montpellier. In den großen Entfernungen und dem rasch erstarkenden Wetteifer der Handelsgeschäfte lag die Nötigung, auf Mittel zu sinnen, durch die das Kapital in die möglich schnellste Zirkulation gebracht, die Ausgleichung der Wertdifferenzen in der kürzesten Zeit erledigt und der internationale Verkehr in ebenmäßige, durch keinerlei Eingriffe von außen gestörte Bahnen geleitet werden konnte. Das gelang durch die Ausbildung eines rasch aufblühenden Kredit-, Wechsel- und

Bankgeschäftes, dessen Ausdrucksweise noch heute die Spuren des italienischen Ursprungs weist, durch die Organisierung eines zunächst kommerziellen Zwecken dienenden Konsulats- und Gesandtschaftswesens, in dem die Anfänge eines internationalen diplomatischen Verkehrs gewonnen waren, und durch den Abschluß von Schutz- und Handelsverträgen, sowie die rechtliche Regulierung von Schiffahrt und kaufmännischem Verkehr. Wie ohnmächtig waren dem gegenüber die immer wiederholten Zins- und Handelsverbote der Kirche! Der Unternehmungsgeist des Kaufmanns rechnete von vorn herein weder mit politischen, noch mit kirchlichen Gesichtspunkten, auch der Muselmann und der Jude galten ihm nicht als Ketzer, sondern als menschliche Genossen, und so wurde der Handel zum internationalen Vermittler und zu einem Herold der Toleranz und der Humanität.

Durch Vermittlung der italienischen Städte begann auch Deutschland am Welthandel erst umfassenden Anteil zu nehmen. Die geringe Wertung des Handels im frühen Mittelalter beleuchten Wörter wie „kaufen", das vorwiegend noch bedeutet „durch Tausch erwerben", oder wie „Geld", das zunächst nur den Ersatz bedeutet, oder „Getreide", das im Althochdeutschen schlechthin für Ertrag oder Besitz steht. Aus der römischen Zeit hatte sich an der Donau wie am Rhein ein gewisser Handelsverkehr erhalten, aber wie ihn einst nicht Deutsche, sondern Römer betrieben hatten, so betrieben ihn später Lombarden und Juden, nur im Norden führte die Wageluft des Abenteuers Sachsen und Friesen auf den Seehandel, während ein deutscher Eigenhandel im Westen und Süden sich erst im 9. und 10. Jahrhundert lebhafter zu regen begann, wodurch der Vorrang Kölns als der einzigen internationalen Handelsstadt Deutschlands begründet wurde. Als aber die große russische Handelsstraße, die den Verkehr vom Orient nach der Ostsee vermittelt hatte, verfallen, Konstantinopels Bedeutung als ausschließliche Eingangspforte des östlichen Handels durch die Kreuzzüge verloren gegangen war, und die italienischen Städte den Orientverkehr nach dem Mittelmeer abgelenkt hatten, da begann sich auch Deutsch-

land dem internationalen Handelssystem einzugliedern: ein energisch aufstrebender Verkehr mit Italien über die seit Jahrhunderten begangenen Alpenpässe kam in Schwung, in Venedig und Genua erwuchsen große Stapelplätze deutscher Einfuhr und Ausfuhr, Regensburg, Nürnberg, Augsburg, Colmar, Ulm, Konstanz wurden kommerzielle Mittelpunkte durch den Vertrieb nach Norden, Köln führte aus den flandrischen und englischen Häfen Waren nach dem Innern, über Antwerpen wurde im 13. Jahrhundert die Anknüpfung an den portugiesischen Handel erreicht; indem im Norden und Osten sich für den deutschen Kaufmann neue Hinterländer eröffneten, bildeten sich die Voraussetzungen der deutschen Hansa, und diesem Aufschwung des internationalen Gütertauschs ging ein entsprechender des deutschen Binnenhandels zur Seite, in Süddeutschland erwuchsen große Industriestätten, im 14. Jahrhundert begannen die regelmäßigen Handelsmessen in Frankfurt a. M., Leipzig, Erfurt und Frankfurt a. O., und indem der Zwischenhandel emporblühte und die sogenannten Differenzgeschäfte üblich wurden, nahm der Handelsgeist allmählich Besitz von der ganzen Nation.

Der Schwerpunkt der deutschen Kultur verschob sich nach und nach von den großen Grundherrschaften in die Städte hinüber. Der eigentliche Anfang der städtischen Entwicklung hatte in den Märkten gelegen, die an Wallfahrtsorten, Kreuzwegen, Flußübergängen oder an ehemaligen Knotenpunkten römischen Verkehrs zunächst nur vorübergehend aufgerichtet wurden. Das Zeichen des Marktes war ein Strohwisch, eine Fahne, später ein Kreuz, wohl auch besteckt mit Handschuh, Hut, Schwert und Schild, Symbolen der vom König verliehenen Marktgerechtigkeit: das Marktgebiet war damit unmittelbar dem königlichen Schutze unterstellt, das Marktrecht galt gleichbedeutend mit dem königlichen Burgrecht, und Burg und Stadt deckten sich im alten Sprachgebrauch. Mit dem 9. Jahrhundert begann die Marktgerechtigkeit vielen Plätzen als eine ständige verliehen zu werden, damit wurde auch das symbolische Zeichen, das Marktkreuz, ein ständiges; dieses Marktkreuz war das Weichbild (Weich = lat.

vicus), und soweit das Marktrecht reichte, soweit hieß auch sein Bezirk das Weichbild, dessen Grenzen ebenfalls nicht selten durch aufgerichtete Kreuze bezeichnet wurden. Mit der Errichtung ständiger Märkte war der städtischen Entwicklung freie Bahn gegeben, und der wichtigste Hebel ihres ungemeinen Wachstums war ihre unmittelbare Beziehung zum Königtum: hier bereitete sich der Staatsgedanke der Zukunft vor: eine Gemeinschaft freier Bürger, Niemand unterthan, als ihrem König und von diesem durch keinerlei feudale Zwischengewalten oder ständische Befugnisse geschieden. Allerdings suchte der Feudalismus sich auch der Städte zu bemächtigen: indem der König die Marktgerichtsbarkeit auf Bischöfe oder Laienfürsten übertrug, entwickelten sich landesherrliche Städte mit Ministerialverwaltung. Aber nie haben die Städte den Zusammenhang mit dem Königtum völlig verloren, in den Kämpfen des 11. Jahrhunderts traten sie ihm zur Seite gegen die Kirche auf, wofür ihnen königliche Privilegien lohnten; vom 12. bis zum 14. Jahrhundert stieg das Selbstgefühl der Städte auf seinen Höhepunkt, energisch griffen sie bereits in die Politik des Reiches ein und, ihren Landesherren Gerichts- und Polizeigewalt, Zoll-, Steuer- und Münzrecht entreißend, erkämpften sie ihre Selbständigkeit, versuchten auch das umliegende platte Land sich botmäßig zu machen, schlossen sich zu großen Bündnissen zusammen, trachteten nach der Anerkennung ihrer Reichsstandschaft und, dem Königtum wie der kurfürstlichen Oligarchie in gleicher Weise gefährlich, nach einem entscheidenden Anteil am Reichsregiment. Wenn auch die politische Bedeutung der Städte im 15. Jahrhundert zurückging zu gunsten des endgiltig behaupteten Übergewichts der Territorialfürsten, wenn es ihnen nicht, wie in Italien, gelang, den Adel zu überwältigen, die alte Lehensverfassung zu vernichten und die Leitung der Geschicke der Nation an sich zu reißen, wenn vielmehr das auf den Lehensadel und die Bauernschaft gegründete Fürstentum, als das letzte Ergebnis der älteren agrarischen Kulturepoche, sich siegreich neben ihnen behauptete und sie politisch überholte, so war damit ihre kulturgeschichtliche Rolle keineswegs

ausgespielt, vielmehr sollten sich neben den wirtschaftlichen auch ihre geistigen Kräfte erst jetzt völlig und ungehindert entfalten.

Die kulturgeschichtliche Bedeutung der Städte liegt vor allem darin, daß sie in das Gefüge des mittelalterlichen Lehensstaates Bresche gelegt, das wirtschaftliche System auf eine neue Grundlage, das Kapital, gestellt, durch den kommerziellen Unternehmungsgeist, in dem die Kraft ihres Lebens lag, die alten ständischen Sonderungen beseitigt und das Individuum befreit haben; indem sie die zentralistische Idee des Romanismus durch eine energische Wiederbelebung des altgermanischen Genossenschaftsprinzipes überwanden und die Autorität der Kirche und ihrer metaphysisch bestimmten Kultur aus der öffentlichen Verwaltung wegdrängten, haben sie zugleich einen Neubau der Gesellschaft vorbereitet, den modernen Staat angebahnt und die Voraussetzungen einer neuen realistischen Bildung auf Grund der lebendigen Erfahrung geschaffen.

Mit dem 12. Jahrhundert beginnen die ersten Anzeichen der großen wirtschaftlichen Wandlungen allgemach hervorzutreten: mit den übergreifenden Handelsbeziehungen ergiebt sich eine wachsende Steigerung des Verkehrs, daran schließt sich die Anlage neuer Landstraßen und eine Beschleunigung des Nachrichtendienstes; eine gewisse Häufigkeit und Behaglichkeit des Reisens kommt auf, die Menschen verlernen das Haften an der Scholle, Grundherren leben schon fern von ihrem Eigen kriegerischen Abenteuern und lassen sich am bloßen Zinsgenuß genügen, Äbte verlassen ihr Klostergebiet, um es aus der Ferne zu verwalten, die alten Stammesgegensätze verfließen mehr und mehr, aus allen Gauen schließt sich deutsche Arbeitskraft zum Ausbau der östlichen Kolonialgebiete zusammen, und an die Stelle des alten Prinzips der agrarischen Ständeschichtung tritt das neue der Berufsbildung: die Nation beginnt sich in die Gruppen der Landwirte, Ritter, Kaufleute und Handwerker mit ihren neuen Abstufungen zu scheiden. Ein genossenschaftlicher Geist ergreift die Gesellschaft; am Wirksamsten erweist er sich in den Städten, wo er sich zu Kaufmannsgilden und Handwerkerzünften organi-

fiert, aber er ergreift auch die Ritter, die Kleriker, die Studenten, die Soldaten, die Spielleute, die Gumpelmänner, die Bettler; innerhalb der gewerblichen Zünfte suchen sich wieder die Gesellen gegenüber den Meistern durch große Korporationen Selbsthilfe zu schaffen, der Gegensatz von Unternehmern und Arbeitern wirkt sich in genossenschaftlichen Verbänden aus, alle möglichen Kreise werden am Ende von diesem korporativen Drange angesteckt, thun sich zu gegenseitiger Fürsorge und Schutzgemeinschaft zusammen und suchen sich mit dem Streben nach Selbstverwaltung außerhalb der bestehenden Verfassungen zu stellen. Überall beginnen sich die Massen zu regen und mit einer gewissen Geschlossenheit aufzutreten; auch dafür sind die Städte die eigentlichen Mittelpunkte, wo sich die neue Macht des Geldes bewährt. Je mehr auch der gemeine Mann mit klingender Münze bezahlt wurde, von der er seine Bedürfnisse nunmehr selbst zu bestreiten hatte, die er aber ebenso gut verschleudern konnte, um so höher stieg sein Selbstgefühl, seine Unternehmungslust und seine Begehrlichkeit. Auch der Pöbel erwachte langsam zum Bewußtsein seiner Bedeutsamkeit, um so mehr, als durch das städtische Leben ein ausgesprochen demokratischer Zug ging. Die Bevölkerung der Städte war ja sehr buntscheckig zusammengesetzt. Da gab es geistliche Grundherren mit ihren Vassallen, ihren freien Hintersassen, Schutzpflichtigen und Hörigen, ferner Reste der alten Markgenossenschaften, königliche Fronhöfe mit ihren Verwaltungsbeamten, Klostergemeinden, Judengemeinden, freie Händler und Handwerker, Ritter, Kleriker, Zinsbauern, die irgendwie mit den grundherrlichen Organismen in Beziehung standen, endlich massenhaft fahrendes Volk verschiedenster Herkunft. Alle hofften in der Stadt irgendwie emporzukommen, denn neue soziale Werte waren hier im Werden. Das Marktrecht oder Stadtrecht war ja prinzipiell, weil es vor allem mit dem Kaufmann zu thun hatte, gegen die Geburtsunterschiede indifferent: auch der Hörige durfte als Gläubiger oder Schuldner auftreten, auch der Hörige konnte Grundbesitz erwerben und frei werden, das Recht des Freien galt also grundsätzlich auch für den Unfreien, es kam nur

auf seine persönliche Leistung an. Das war ein wirksamer Hebel des Individualismus und bedeutete die Anbahnung einer allmählichen Ausgleichung und Verschmelzung der ständischen Unterschiede, wie sie späterhin in der Entstehung des neuen Standes der Gebildeten sich vollziehen sollte.

Je mehr der städtische Magistrat aus einer von dem Stadtherrn eingesetzten Verwaltungsbehörde sich in eine von der Bürgerschaft gewählte Gemeindevertretung umwandelte, um so fester mußte in der städtischen Verfassung das Prinzip der Verantwortlichkeit Fuß fassen, mit dem ein moderner Staatsbegriff gefunden war. Indem ferner die Gerichtsgewalt nicht mehr, wie früher, als Grundherrengewalt, sondern durch gewählte Schöffengerichte vollzogen, öffentliches und privates Recht, Justiz und Verwaltung geschieden und das Prinzip der Selbsthilfe verabschiedet wurde, indem die Kriegsführung durch die Ausbildung des Fußtruppenwesens und der genossenschaftlichen Wehrpflicht einen demokratischen Charakter erhielt, welchen die Einführung der die alten Einzelkämpfe durch Massenkämpfe ablösenden Feuerwaffen noch verstärkte, indem endlich sich eine geregelte Polizei und ein geregeltes Steuerwesen entwickelte, das die Geldabgaben nach der Leistungsfähigkeit des Einzelnen bemaß und schon im 13. Jahrhundert das Prinzip der indirekten Steuern erfand, — durch dies alles gaben die Städte zum ersten Male die Anschauung eines wohlgeordneten öffentlichen Haushalts. Und wie sie so die Begriffe der Verantwortlichkeit, der bürgerlichen Freiheit und der öffentlichen Wohlfahrt ausbilden halfen, so wurden sie mit der Zeit auch die Pflegestätten der Künste, der Wissenschaften und die Beförderer des Gemeinsinns. In den Städten wurden die Universitäten gegründet und die ersten weltlichen Schulen, hier finden wir auch die ersten Anfänge einer weltlichen Armen- und Krankenpflege. Auf den wichtigsten Gebieten des Lebens gelang es, die Autorität der Kirche wegzuschieben, Verwaltungsprinzipien durchzuführen, die nicht aus einem metaphysischen System, sondern aus dem Wesen der Sache selbst genommen waren, und dadurch dem Aufkommen des modernen

Staatsgedankens die Wege zu bahnen; ja die Städte wurden im eigentlichsten Sinne die Versuchsfelder des modernen Staatsgedankens, denn auf ihrem heißen Boden trafen alle möglichen Abstufungen des Verfassungslebens und der Klassengegensätze feindlich zusammen.

So wurden die Städte die Führer zu einer neuen Freiheit. Und wenn diese Freiheit infolge des glänzenden wirtschaftlichen Aufschwungs auch ausartete und besonders seit dem siegreichen Emporstreben der Zunftverbände, die im 14. Jahrhundert sich ihren Anteil an der Stadtverwaltung erstritten, eine gierige Jagd nach Erwerb, eine massive Üppigkeit des Wohllebens, eine breitspurige Gemeinheit des Genießens und eine grob materielle Auffassung aller Lebensfragen herrschend zu werden schien, wenn die geistige Kultur darüber zu verrohen drohte, so waren das doch keineswegs die Zeichen einer mangelnden Gesundheit, sondern die überkräftigen Gegenstöße einer zum energischen Gefühle ihrer selbst und zu zielbewußter Thatkraft erstarkten sinnlichen Weltfreude gegen den überspannten Idealismus einer mönchisch-asketischen Sittlichkeit, der ganz auf die Verleugnung des Menschlichen gebaut war. Wie viel gesunde, derbe Kraft in dieser übermütig hervorbrechenden Rohheit steckte, läßt sich lehrreich gewissen ausländischen Berichten des 15. Jahrhunderts entnehmen, die Erstaunen zeigen über den Reichtum, den Überfluß, die behagliche Pracht und die schmuckreiche Fülle des deutschen Städtelebens, über die herrlichen Kirchen, die schönen Bogenhallen, hochragenden Giebelhäuser und zierlichen Erker, die öffentlichen Bäder und Gärten und Brunnen, über die beispiellose Vollendung des Kunsthandwerks und die gesegnete Fülle von Weinbergen und Kornfeldern, Blumen- und Obstgärten. Aeneas Sylvius erklärte, die deutschen Bürger wohnten weit besser, als die Könige von Schottland. Niemals wohl ist verhältnißmäßig soviel Kapital in Deutschland beisammen gewesen, wie am Ende des 15. Jahrhunderts; deutscher Handel und deutsche Industrie beherrschten die europäischen Märkte, deutsche Landsknechte wurden in der ganzen Welt gesucht, kein

Land konnte sich eines solchen Reichtums an Metallen rühmen, und diese auch in einer außerordentlichen Zunahme der Bevölkerung sich offenbarende strotzende materielle Kraft schien gegen alle Anfechtungen durch Seuchen und Kriege, durch die allmähliche Entwertung des Geldes und die damit verbundene Steigerung der Preise sich in siegreicher Unerschöpflichkeit zu behaupten. Wäre damals ein Genie erschienen, die zerstreuten Kräfte dieser ungeheuren Volkskraft zu sammeln und in einer Richtung zu lenken, Deutschland hätte alles über den Haufen geworfen. Aber für ein solches Genie war die Zeit nicht reif, das Volk war politisch nicht erzogen, weil die ganze Kaiserpolitik im Grunde Romantik gewesen war und die territoriale Realpolitik doch einen gar zu engen Horizont hatte. Es war zudem die Art der Deutschen, im kleinen Kreise die Kraft zu sammeln: jeder strebte tapfer und redlich voran, aber jeder in mäßiger Beschränkung und schließlich nur für sich. Keine Klage hallt im 15. Jahrhundert öfter wieder, als die über den Eigennutz der Stände: die Städte, durch die Städtekriege des großen Zuges ihrer politischen Entwicklung beraubt, gingen mehr und mehr in Kirchturmpolitik und Krämerinteressen auf, aber nicht minder egoistisch schlossen sich Fürsten, Adel, Geistlichkeit und Bauernschaft von dem Gesamtinteresse der Nation aus, nicht minder endlich das Königtum, das einseitigen territorialen und dynastischen Zielen oder universalen Träumen nachjagte. Sehr scharf und richtig war aber Macchiavells Beobachtung, daß die eigentliche Kraft Deutschlands in den Städten liege, daß jedoch diese Kraft in Anbetracht ihrer Zersplitterung schwerlich zu fürchten sei.

Erst aus dieser in den drei letzten Jahrhunderten des Mittelalters sich vollziehenden Umwälzung der wirtschaftlichen Existenzbedingungen läßt sich das immer mächtigere Sichemporarbeiten jenes freiheitlichen Zuges nach territorialer, nationaler und dynastischer, nach wirtschaftlicher, wissenschaftlicher und religiöser Individualisierung begreifen, der am Ende auf eine höhere Anschauung von Menschenziel und Menschenwürde hinleitete, unter

dem Beistande der humanistischen Studien dann zur vollen Selbstbestimmung durchdrang und mit ihrer Hilfe die neuen Ideale formulierte, die wir in dem Begriffe der Renaissancebildung zu umfassen pflegen. In dieser Übergangszeit wurde die Macht der religiösen Ideen keineswegs gebrochen, im Gegenteil: die asketischen Ideale gewannen immer wieder Macht über die Gemüter, sie riefen immer neue Reaktionen hervor, und in gewissem Sinne sind sie ja bis in die Gegenwart hinein produktiv geblieben. Aber doch begann die Macht der Thatsachen ihnen die Geister zu entfremden, der Reiz des Weltlebens umhüllte sie mit gelegentlicher Vergessenheit, und die lebhaft empfundene Gegenwart, deren wirtschaftliche und politische Kämpfe den ganzen Mann forderten, war der geistigen Vertiefung und dem grübelnden Denken zunächst nicht förderlich. Im Genusse des Augenblicks und im fröhlichen Drange des Vorwärtskommens gab man sich gern einem leichtherzigen, auch übermütigen Eudämonismus hin; um so furchtbarer fühlte man dann wieder die Pein des plötzlich sich regenden Stachels im Gewissen: du darfst nicht am Weltlichen hangen, du läßt dich vom Teufel verblenden, zittre für das Heil deiner Seele! Dann schlug wohl der Eudämonismus in eine angstvolle Bußübung um oder in eine kraß fatalistische Stimmung, die alle Verantwortung am liebsten Gott allein zugeschoben hätte. Dazwischen wurde wieder das bittre Lachen der Ungläubigkeit laut oder die düstern Töne seelennagenden Zweifels: ist zvîvel herzen nâhgebûr Daz muoz der sêle werden sûr, ein Auf und Nieder wechselnder Stimmungen, in denen sich die Zerrissenheit des Übergangzeitalters kund giebt: „Frau Welt" kämpfte mit der Kirche, ja schon neigte sich ihr der Sieg; aber wenn er nun entschieden sein wird, wird er die Wahrheit bringen? oder wird er die Welt dem Teufel überantworten? liegt nicht am Ende doch das ganze Heil in der Kirche beschlossen, gegen die der frevelnde Weltsinn sich zu seinem Unsegen auflehnt? — Die mechanisch andächtige Ausübung der kirchlichen Ceremonien und verdienstlichen Werke mochte Manchem zur Besänftigung solchen innern Widerstreites genügen, tiefere Geister, denen eine

streng kirchliche Haltung nicht mehr möglich war, fanden eine erlösende Ableitung für solche Kämpfe in dem aller Orten aufschießenden Sektenwesen, in dem sich eine Laienreligion ohne politische Hierarchie und priesterliche Vorrechte anzubahnen begann. Inzwischen machte aber die Säkularisation der Bildung ihre unaufhaltsamen Fortschritte.

Innerhalb der geschilderten Epoche der Kreuzzüge und der emporkommenden Geldwirtschaft liegen die Anfänge des gesellschaftlichen Lebens im Abendlande. Uns beschäftigt hier vor Allem Deutschland.

Unter dem führenden Einflusse des romanischen Westens, der auf altrömischem Kulturboden erwachsen um so rascher zur geistigen Mündigkeit gelangte, bildete sich eine im Wesentlichen weltlich gerichtete, von durchaus eudämonistischen Idealen beherrschte, ästhetisch-konventionelle Gesellschaftskultur aus, deren Träger das Rittertum war, die aber auch den Klerus und das Bürgertum allmählich in ihre Kreise zog. Regelmäßig läßt sich in der Geschichte der Stände die lehrreiche Beobachtung machen, daß, wo ein niedergehender Stand einem aufstrebenden mit gegensätzlichen Tendenzen das Feld räumen muß, dennoch dem aufstrebenden Stande aus dem niedergehenden die vornehmsten Führer erwachsen; der eigentliche Träger der geldwirtschaftlichen Kultur, der eigentliche Stand der Zukunft war das Bürgertum, aber die Ideale dieser neuen Kultur wurden von dem Rittertum, einem Erzeugnis der abscheidenden agrarischen Kulturepoche, vorbildlich erfaßt.

Der Begriff der Bildung, den man bis dahin nur bei dem Klerus gefunden hatte, erhielt jetzt eine weitere Ausdehnung und zugleich eine neue Wendung: Bildung galt nicht mehr als eine Summe gelehrter Kenntnisse, ja sie legte nicht einmal Wert auf die Kunst des Lesens und Schreibens, sie ging vielmehr ganz auf in der Übung ritterlicher Fertigkeiten, in der Vollendung der persönlichen Erscheinung und der höfischen Zucht, die durch Regeln der äußeren Schicklichkeit auch nach innen zu wirken suchte, sie erstrebte eine Schulung durch und für das Leben, der

Gesellschaft. Zum ersten Male trat die Frau aus der Beschränktheit des Hauses in die Geselligkeit und wurde ihre Herrscherin; unter ihrem Einfluß entstand ein Kanon der Schicklichkeit und der geselligen Formen, in dem die Begriffe der Milde, der Ehre, Huld und Treue, der Tugend und des Maßes vorwalteten und eine eigenartig konventionelle Prägung mit einer überall beigemischten Nuance des Schicklichen empfingen. Hatte die asketische Tugendlehre die Keuschheit als die höchste Tugend gepriesen und dadurch nicht nur in religiösen Naturen schmerzliche Kämpfe aufgeregt, sondern auch die um so sinnlichere Inbrunst eines phantastischen Marien- und Jesuskultus hervorgerufen, so pries jetzt die ritterliche Dichtung die Frauenminne als das höchste Gut, die Frau als das Meisterstück des göttlichen Schöpfers, zur Freude geschaffen, süßer als der lachende Mai, köstlicher als Gold und Edelgestein, als das Höchste, was die Welt zu geben hat: wie sollte die Minne Sünde sein, da sie doch alles Edle im Menschen emporlockt? Ein Wolfram von Eschenbach fand innige Töne für das Glück der ehelichen Liebe, ein Reinmar von Zweter pries die Ehe höher, als alle geistlichen Orden, und Barthel Regenbogen prophezeite, wenn Kaiser Friedrich wiederkommen werde, um die Kirche zu strafen und die Klöster zu zerstören, so werde er alle Nonnen zur Ehe zwingen. Ulrich von Lichtenstein wollte selbst seine Kreuzfahrt nicht im Dienste Christi, sondern seiner Dame thun, aus ihren Händen Kreuz und Stab und Tasche empfangen, und im Herzen der Geliebten möchte er lieber wohnen, als im Himmelreiche. Freud und Leid der Liebe wurde das unerschöpfliche Thema der ritterlichen Dichtungen; und wenn man ihre dämonische, alle Schranken überfluthende Naturgewalt in dem selig unseligen Liebespaare Tristan und Isolde erschütternd empfand, so glaubte man freilich noch an den Zauber, der die Wehrlosen umfing, aber man spürte doch das Wehen eines neuen Geistes, und dieser gemutete so unkirchlich wie möglich. Und wie hier dem asketischen Gebot gegenüber die Kraft und das Recht des Irdischen sich Geltung gewann, so durchdrang die Freude an der strahlenden Schönheit der Gottes-

welt, der Drang nach Ehre, nach Kampf und stolzem Abenteuer, der Genuß an der aufblühenden Landschaft, an Pracht und Schmuck und Festlichkeit, die ästhetische Lust am edlen Thun und an der schönen Lebenshaltung die gesamte ritterliche Dichtung. Wenn ich die hohen Wunderwerke Gottes schelten wollte, sagt Friedrich von Sonnenburg, an die er doch aus seiner Allmacht alle Ehre gewendet, so würde ich ja Gott selbst in seinen Geschöpfen schelten! Zwar der ernste Blick auf das Jenseits blieb nicht vergessen, und der Eudämonismus hatte nicht bloß ein irdisches Ziel im Auge: wenn der eben genannte Dichter aus der Thatsache, daß der Sohn Gottes hienieden täglich bei der Messe seinem Vater geopfert werde, einen Vorrang der Welt vor dem Himmel zu begründen sucht, so preist er es andererseits als die schönste Gabe dieser schönen Welt, daß sie den Menschen hervorbringe, um ihn im Jenseits der ewigen Seligkeit genießen zu lassen. Ja, auch die Askese bewährte immer wieder ihre zwingende Gewalt, neben Hartmanns „Erec" steht der „Gregorius", neben dem „Iwein" der „Arme Heinrich", und die ganze Kreuzzugsbewegung sowie das neue Ideal des geistlichen Rittertums, wie es in der Gralsage Ausdruck gewann, zeigen allerdings auch die Laienwelt unter dem unleugbar noch mächtigen Eindruck der kirchlichen Gedanken, aber doch war mit diesem liebevollen weltfreudigen Ergreifen des Irdischen, das auch auf eine umfassende Wiederbelebung der von der Kirche zurückgedrängten Heldensage hinführte und in dem Nibelungenliede eine durch und durch unchristlich empfundene Tragödie der Leidenschaften schuf, ein sehr bedeutender Schritt vorwärts gethan aus dem Bannkreise der kirchlichen Ideen heraus. Diese Dichter glaubten wohl insgesammt, treue Diener der Kirche zu sein, und den Wenigsten mochte es bewußt werden, daß die von ihnen vertretene Lebensanschauung jener widerstreite; dennoch ist sie, wie die durch sie hervorgerufene Reaktion der Bettelorden erweist, als eine Auflehnung, als Entfremdung vom Geiste der Kirche empfunden worden. In den Spielmannsgedichten vollends erscheint das Geistliche in der Hauptsache nur noch als ganz äußerlicher Aufputz; die Lust am

Weltlichen überwiegt durchaus, die köstliche Gestalt des Mönches Ilsan ist eine keck parodistische Widerlegung der Askese, und am Schluß des jüngeren Oswaldgedichtes wird das Keuschheitsgelübde dreist zum Motiv einer lustigen Burleske benutzt. Wenn dagegen sich in den besten ritterlichen Dichtungen eine tiefe Religiosität bekundet, so hat diese doch mit der hierarchischen Kirche nichts gemein, ja sie bekämpft jene und stellt ihrem Ketzerhaß die humane Anschauung entgegen, daß auch Heiden und Juden dem Christen als Brüder gelten müssen und zur Seligkeit gleich ihm berufen sind. Natürlich, daß die Kirche durch die Bettelmönche diesem ihr feindlichen Geiste den Krieg erklärte; aber so gewaltig die Wirkungen der Bußprediger waren, so sehr sie den Verfall der ritterlichen Kultur beschleunigt und eine inbrünstige Frömmigkeit in den Massen entzündet haben, sie vermochten doch auch nicht, den Strom bergan zu treiben und die folgerichtige Verweltlichung der Bildung aufzuhalten.

Hatten doch die ritterlichen Ideale im Bunde mit der lehensrechtlichen Entwicklung auch die Geistlichkeit bezwungen und die Bischöfe aus Seelenhirten in Reichsfürsten verwandelt, getragen von kriegerischem Geiste, weltlich-ästhetischen Interessen und ritterlicher Formenbeflissenheit. „Herrschen sie nicht, wie Könige, diese stolzen Priester", ruft Gerhoh von Reichersberg, „indem sie in ihrem kirchlichen Amt, statt nach dem Himmlischen zu trachten, schnödem irdischen Gewinn ohne Rast nachjagen?" Mit reisigem Gefolge, in ritterlichem Aufputz zogen sie zum Turnier, an dem aufblühenden Luxus nahmen die geistlichen Höfe den vornehmsten Anteil, ihre Gunst kam den ritterlichen Dichtern zu gute, ihre Freigebigkeit versammelte fahrendes Volk aller Art, Spielleute, Gaukler und vagierende Goliarden, so unkirchlich ihre Poesie oder ihre kurzweilenden Künste geartet sein mochten, und mancher Bischof mag sich als dichtender Dilettant nebenher versucht haben, wie jener Abt von St. Gallen, der Tagelieder reimte. Eine lustige Geschichte bei Cäsarius von Heisterbach, der eines Tages die bei seiner Predigt sanft eingeschlafenen Mönche mit dem lautgerufenen Namen des Königs Artus weckte, sodaß sie plötzlich

gespannt aufhorchten und nunmehr ihre wohlverdiente Rüge bekamen, lehrt deutlich, daß auch die Klostergeistlichkeit behaglich im Strom der ritterlichen Dichtung mitschwamm; und die frischen, gelegentlich auch zügellosen und lasciven Lieder der lateinisch dichtenden Vaganten mit ihrem Bacchus- und Venuskult, ihrem sinnlichen Übermut und ihrer dreisten kirchlichen Opposition bezeugen reichlich, wie auch der niedere Klerus ganz von eudämonistischen Stimmungen und einer halb heidnisch gefärbten Freude am Weltgenuß durchdrungen war. Im Jahre 1291 hatte man übrigens in dem altberühmten Kloster St. Gallen sogar schon das Schreiben verlernt. Die Pfaffen Lamprecht und Konrad, Albrecht von Halberstadt, Ulrich von Zatzikhofen, Thomasin von Zirklaria, Konrad von Heimesfurt und die Legendendichtung des 13. Jahrhunderts offenbaren in der Auffassung und Behandlung des poetischen Stoffes das entschiedene Übergewicht der laienhaften Lebensanschauung, und die Tugendlehre des thüringischen Kaplans Wernher von Elmendorf geht durch das Mittelglied einer französischen Kompilation hindurch ganz und gar auf den moralischen Sentenzenschatz der heidnischen Klassiker zurück.

Die neue gesellschaftliche Kultur ritterlicher Prägung umfaßte nicht minder die besten Elemente des großstädtischen Bürgertums. Der Meister Gottfried von Straßburg mit seinem feingebildeten und den diesseitigen Daseinsfreuden schauensfroh zugekehrten Epikuräerantlitz vertritt einen Typus wohlhäbigen bürgerlichen Hochgefühls mit ritterlicher Lebenshaltung, dessen Herrschaft wohl weiter reichte, als wir heute verfolgen können. Verschwägerungen von bürgerlichen und adeligen Geschlechtern kamen vor, und der „gute Gerhard" des Rudolf von Ems zeigt jenen schlichten Kaufmann in enger Verbindung mit einer Königsfamilie und schließlich sogar die ihm angebotene englische Königskrone zurückweisend. Dieser ritterlich-bürgerlichen, auch z. B. in einem Konrad von Würzburg verkörperten Weltbildung konnte freilich keine lange Dauer blühen, weil sie nicht allein der Ungunst äußerer Bedingungen, wie z. B. dem Mangel geistiger Centralpunkte und großer nationaler Impulse, erlag, nicht allein

dem asketischen Ansturm der Bettelmönche, sondern vor allem auch dem breitspurigen Vordringen jener gröberen eudämonistischen Stimmungen, wie sie aus den breiten Schichten des rein materiell interessierten Bürgertums zugleich nach unten und nach oben wirkten. Die bürgerliche Dichtung des 14. und 15. Jahrhunderts wirtschaftete mechanisch mit dem alten stofflichen und technischen Besitz der geistlichen, höfischen und Spielmannsdichtung weiter, aber da dem vorwiegend wirtschaftlich gerichteten Zeitalter eben deshalb die künstlerische Phantasie und der ästhetische Sinn verloren ging, und das Bürgertum den neuen Inhalt, den es in sich trug, während seiner langsam sich bildenden litterarischen Mündigkeit noch nicht durchschlagend zu objektivieren verstand, so offenbarte sich sein Übergewicht nur in dem vorläufig lediglich accessorischen Eindringen bürgerlicher Gestalten, Lebensanschauungen, Zweck- und Wertbestimmungen in die Dichtung, sowie in dem immer weiter um sich greifenden Herunterkommen des Tones und der zunehmenden Herabdrückung des ästhetischen Niveaus. Denn die aus dem gesellschaftlichen Leben dieser Übergangsepoche reichlich zu belegende Freude an naiv cynischer Rohheit, Völlerei, schmutziger Derbheit und massiver Zotenlustigkeit, die die höfische Zucht bis in die höchsten Stände hinein so erstaunlich rasch zersetzte, machte sich auch in der Dichtung mit immer breiterem Behagen geltend, verkehrte den Minnesang zur Parodie, Burleske und volksmäßigen Derbheit, löste das Epos am liebsten durch die lustige Realistik des Schwankes, der Satire, des Fastnachtsspieles oder durch didaktische Nüchternheit ab und schob schließlich der eleganten, weltläufigen Bildung des Humanismus, die so lange vergeblich damit rang, eine nicht minder schwerfällige und widerstrebende Masse entgegen, als es die Defensivtruppen der durch jene bedrohten und verhöhnten Scholastik waren: an Sebastian Brants damals maßlos bewundertem „Narrenschiff“ ließe sich dieser eigentümlich deutsche Prozeß am lehrreichsten veranschaulichen. In dem Zeitalter eines wildwuchernden genossenschaftlichen Korporationstriebes und beständiger großer Massenbewegungen mußte eben auch die aristokra-

tische Haltung der Bildung mehr und mehr der herabziehenden Herrschaft des Massengeschmackes verfallen, und wenn das zusammengeschlossene Massengefühl in der Litteratur sich höchst charakteristisch auslebte in zwei Gattungen, die jetzt einen außerordentlichen Aufschwung nahmen: im gesungenen mehrstimmigen Liede und im Drama, so kam derselbe demokratische Zug zur Geltung in der wachsenden Gewalt des massenbezwingenden Wortes, in der energischen Entwicklung der deutschen Predigt und einer zu seltsamen Verirrungen neigenden Massenreligiosität, deren psychologische und historische Würdigung uns später noch wird beschäftigen müssen. Neben der Predigt erhob sich aber überhaupt die dem bürgerlichen Geiste zusagende Ausdrucksform der Prosa ins Breite: im Roman, in der Novelle, in der Biographie, in der Chronik, im Traktat und den rasch sich erweiternden Siedelungsgebieten des Brief- und Geschäftsstils. Und wie die Sprache der Laien in der Predigt, in der didaktischen, erbaulichen, erzählenden und geschäftlichen Prosa, im geistlichen und im weltlichen Liede sich ein weites Wirkungsfeld eroberte, so begann sie die lateinische mit dem 13. Jahrhundert auch aus den offiziellen Urkunden zu verdrängen, mit dem Sachsenspiegel und Schwabenspiegel wurde das Deutsche auch in den Rechtsquellen herrschend, durch die Mystiker in der Philosophie und bald auch in den übrigen Wissenschaften, durch die städtischen Chronisten in der Geschichtschreibung; und durch die zahlreichen, auf weiteste Verbreitung berechneten Übersetzungen klassischer und ausländischer Litteraturwerke besonders seit dem 15. Jahrhundert entwickelte sich die Bildungsfähigkeit der Volkssprache zu neuen Ausdrucksformen, neuen Wortschöpfungen, neuen syntaktischen und graphischen Abschleifungen. Allmählich entstanden so die Voraussetzungen eines alle Stämme zusammenfassenden Rechtsbewußtseins, das an der schon im 12. Jahrhundert einsetzenden Rezeption des römischen Rechts den wirksamsten Beistand finden sollte, und einer allgemeinen Schriftsprache. Wie die Laien in den Sekten und Bruderschaften sich die religiöse Mündigkeit eroberten, so erstrebten sie sie auch in der Rechtsprechung: schon der im Jahre 1235 neu

geordnete oberste Gerichtshof des Reiches wurde ganz mit Laien besetzt, und seitdem unter dem luxemburgischen Realpolitiker Karl IV. die Reichskanzlei dem Einfluß der drei geistlichen Erzkanzler entzogen und einem Hofbeamten unterstellt wurde, seitdem in den fürstlichen und städtischen Kanzleien Geistliche für den weltlichen Verwaltungsdienst wirklich berufsmäßig ausgebildet wurden und die Aufnahme des römischen Zivilrechtes wie die fortschreitende Technik der Verwaltungsformen und des Geschäftsverkehres ein Heer von rechtskundigen Laien, Kanzleibeamten, öffentlichen Notaren und Lohnschreibern geschaffen hatte, da hatte das Laienelement einen neuen Kryställisationspunkt gefunden, an dem sich Adlige und Bürgerliche mit höheren und niederen Klerikern trafen und so den modernen Begriff des Staatsbürgertums auch von dieser Seite vorbereiten halfen. Die Laienbildung mit ihrem diesseitigen Realismus und Empirismus siegte in der Litteratur, in der Kunst, in der Wirtschaft, im Recht, in der Verwaltung: siegreich durchbrach das geldwirtschaftliche Zeitalter durch die Kraft seiner neuen Stimmungen, Zweck- und Wertbegriffe die Schranken des alten Systems, die Geistlichkeit aber hatte die Führung der Nation verloren.

Die große Kolonisation des Ostens rechnete mit kirchlichen Gesichtspunkten nur noch nebenher. Die eigentlichen Kulturträger von ehedem, die Pfaffenfürsten, verzettelten sich in partikularen Interessen, in politischen Intriguen und Zänkereien, während die ungeheure Expansionskraft der arbeitenden Klassen, des Bürger- und Bauernstandes und des niederen Adels über die alten Grenzen der Monarchie eroberungslustig hinausdrängte, in großartiger Wiederaufnahme der ottonischen Slavenpolitik ein neues koloniales Deutschland jenseit der Elbe schuf, dort auf nahezu jungfräulichem Boden die Grundlagen einer realistischen, von den Bleigewichten geschichtlicher Traditionen und Vorurteile unbeschwerten Kultur erbaute und damit den Schwerpunkt der deutschen Geschicke nach dem Osten schob, von dem südlich die neue habsburgische Weltmacht sich erheben sollte, nördlich ihr größerer Nebenbuhler, der brandenburgische Staat, um die alte

Kultur des westlichen Mutterlandes, welche in der Kirche ihren Mittelpunkt besessen hatte, vollends matt zu setzen und mit neuen Idealen zu erfüllen. Bis dahin war freilich im 15. Jahrhundert noch ein langer Weg, noch stand man gleichsam nur mit einem halb zögernd ausgestreckten Fuße jenseit der Grenzmauern kirchlicher Weltanschauung. Man mochte von der Unangemessenheit der kirchlichen Ideenwelt noch so tief durchdrungen sein, man mochte sie durch die Thatsachen der lebendigen Geschichte noch so oft widerlegt finden, man suchte doch vergeblich den idealen Rechtsgrund, um mit ihrer Herrschaft zu brechen. Und wenn man sehr genau wußte, daß die asketischen Ideale die Zivilisation niemals zur Umkehr zu zwingen vermöchten, so blieben jene doch nach wie vor eine unberechenbare Macht und erschütterten die Gemüter immer noch mit der alten Stärke.

Hatte denn diese glänzend emporgestiegene Laienkultur wirklich einen Rechstitel vor Gott? Führte sie nicht vielmehr überall von Gott ab und durch die Entfesselung aller weltlichen Begierden dem Reiche des Teufels entgegen? In der That: das war ihr Verhängnis! In den asketisch-sittlichen Ideen, zu denen man sich in der Kirche bekannte, fand sie keine Stütze, sie entbehrte im innersten Grunde der göttlichen Weihe. So behaglich man sich einrichten mochte im Irdischen, so überzeugt man seinen Wert und seine Herrlichkeit empfand, immer hing doch die schwüle Gewitterwolke der bleiernen Askese drohend über den erbangenden Häuptern, als müßte sie sich plötzlich furchtbar entladen und die heillos verderbte Welt in rächende Flammen setzen. Nun zeigten sich die Früchte davon, daß die Kirche durch Schrecken und Furcht ihre Herrschaft über die Gemüter befestigt hatte; gerade im Kampfe mit der Laienkultur, die diese ihre Herrschaft bedrohte, steigerte sie jene Mittel des Schreckens und der Furcht immer einseitiger und rücksichtsloser und in dem teuflischen Fanatismus der Inquisitionspraxis bis ins Wahnwitzige. Und die irdische und himmlische Furcht, die sie in den Gemütern lebendig erhielt, blieb eine Thatsache des innern Lebens, über die die Wenigsten für die Dauer hinweg kamen, und die immer

wieder die widerstrebende Einsicht zurücklenkte auf die zweifelnde Frage, ob die Kirche nicht am Ende doch die einzige Wahrheit vertrete und alle von ihr wegführenden Stimmungen, Gedankenreihen und Ziele Eingebungen des Teufels seien. Man konnte sich sehr aufgeklärt vorkommen, darüber lachen und spotten, aber einem starken Sinnenleben gegenüber ist der Intellekt nur zu häufig im Nachteil, und die Kinderfurcht erweist sich schließlich unzugänglich gegen die vernünftigsten Einwendungen; und mochte man auch rasend werden über die Thatsache, daß die Kirche gegenüber der laienhaften Lebensanschauung den offenbaren Widersinn mit Bann und Feuer und Schwert verteidigte, was vermochte das Alles wider die Brutalität einer geistlichen Macht, welche nichts neben sich duldete und ihre angeblich göttlichen Lebensgebote so oft wieder und wieder vorsagte, bis sie Jeder nachbetete und unter Angst und Zittern daran glaubte? Wo uns ein Einblick gegönnt ist in das innere Leben jener Jahrhunderte, da begegnet uns der seltsam gebrochene Widerschein jener ungelösten Frage, jenes martervollen Zwiespalts zwischen der diesseitigen, sinnenfrohen, schöpfungskräftigen Weltfreude der Laienkultur und der mit jener unvereinbaren, unversöhnlichen Geschlossenheit des kirchlichen Gedankensystems. Dort war energischer Naturtrieb, elementares Wachstum, sinnliches Kraftgefühl, wagelustige, erobernde Stimmung und das Raisonnement des gesunden Menschenverstandes, hier die Ehrfurcht vor einer heiligen Institution, der Respekt vor einer geistigen Erbschaft von Jahrhunderten, die Überlegenheit der intellektuellen Schulung und die disciplinarische Gewalt: Niemand wußte, wie dieser Kampf enden werde, aber das Gefühl, daß eine Katastrophe kommen werde, konnte auch im buntesten, naivesten Weltgetriebe plötzlich beängstigend aus der Tiefe tauchen und des Himmels heitre Bläue wie mit schwarzen Riesenfittichen verdunkeln. Neben den humorvollsten, lebenstrotzendsten Schöpfungen eines kerngesunden Realismus drängen sich in der Phantasie jener Zeit die schauerlichen Totentänze, düstre apokalyptische Visionen und erschütternde Darstellungen des jüngsten Gerichts und der Höllen-

strafen; neben der reinen, naiven Freude der Beobachtung erscheint eine unheimliche Kraft phantastischen Träumens, ein Schwelgen in drastischen Gegenüberstellungen des Sinnlichen und des Übersinnlichen, der Weltlust und der Weltflucht, des trotzigen Genusses und der erzitternden Furcht vor den letzten Dingen. Damals wurde in Deutschland der Weltschmerz geboren, jene von unendlichen aufwärtsgehenden Ahnungen emporgetragene und der Schranken ihres Vermögens zugleich verzweifelt inne werdende Wonne des Leidens, wie sie in der Faustsage und in Albrecht Dürers tiefsinniger „Melancholie" ihren unsterblichen Ausdruck gewonnen hat.

Wie konnte dieser ungeheure Widerspruch von Idee und Wirklichkeit versöhnt werden? wo gab es einen Rechtstitel, mit dem der der Kirche entwachsene Laie vor seinem Gott bestehen konnte? wie mochte man gewiß werden, daß dieses fieberhafte Welttreiben, dieses rastlose Aufgehen im Gegenwärtigen, das von der Kirche immer weiter wegführte und für die Heiligkeit eines beschaulichen Daseins keinen Raum mehr ließ, nicht der Hölle entgegenführte, nicht die göttliche Ungnade herabbeschwor und die arme Seele um ihr Heil brachte?

Unter Schmerzen ist die Antwort auf diese Frage geboren worden, und von keinem Punkte dürfte es so dringlich einleuchten, wie von diesem, warum wir von dem Manne, der hier ganz allein das erlösende Wort gefunden, eine neue Epoche zu rechnen haben. Außerhalb der alten Kirche war diese Laienkultur üppig emporgewachsen, abseits gleichsam, wie eine blühende Wildnis, aus der kein gangbarer Pfad in die heiligen Mauern mit ihrem himmlischen Frieden zurückzuführen schien; Luther aber fand in dieser Wildnis den Garten des Herrn, er baute seine Kirche mitten hinein, er heiligte die irdische Welt, er gab ihr ihre Rechtfertigung vor Gott.

Während sich Landadel und Klerus, Ritterschaft und höheres Bürgertum auf dem gemeinsamen Boden einer nationalen Laienkultur erst ritterlicher, dann bürgerlicher Prägung zusammenfanden

und die Voraussetzungen der modernen gebildeten Gesellschaft schufen, war der ehemals so hochgeehrte bäuerliche Stand durch die geldwirtschaftliche Entwicklung überholt und von den Vorteilen der neuen Bildung jäh abgeschnitten worden.

Bis zum Ende des 13. Jahrhunderts hatte sich der bäuerliche Stand in aufsteigender Linie bewegt: wie im 10. Jahrhundert die freien Hintersassen mit den Liten und Unfreien zu der Klasse der Grundholden verschmolzen waren, die der politischen Rechte ermangelten, aber wirtschaftlich, abgesehen von der Zinsentrichtung, frei waren, so gliederten sich diesen im 13. Jahrhundert die Schutzleute, Censualen und Vogteileute an, die, ohne ihre persönlichen Rechte zu opfern, für die erbetene Schutzherrschaft eine Abgabe erlegten; und je mehr die Grundherrschaften staatliche Rechte an sich zogen, um sich zu Landesherrschaften zu entwickeln, um so mehr bildeten sich die privatrechtlichen Verhältnisse der Grundholden zu ihren Grundherren in öffentlich rechtliche um, Grundholden und Schutzleute verschmolzen allmählich zu dem neuen Stande der Unterthanen mit politischer Abhängigkeit, aber persönlicher Freiheit; die bäuerliche Bevölkerung wurde eine einheitliche Masse, deren wirtschaftliche Selbständigkeit sich hob, je mehr die große Grundherrschaft selbst ihren bloß wirtschaftlichen Charakter zu Gunsten des politischen aufgab. Diese Entwicklung begann bereits im 11. Jahrhundert, zu einer Zeit also, wo die landwirtschaftliche Besiedelung Deutschlands, die erst um 1300 zum wirklichen Abschluß kam, ihre größte Energie entfaltete und somit den Grundwert immer entschiedener in die Höhe trieb. Da aber bei dieser beständigen Steigerung der Bodenrente die bäuerlichen Dienstleistungen und Zinsen jedem Versuche, sie entsprechend zu erhöhen, einen zähen Widerstand entgegensetzten, so ergab sich aus diesem Mißverhältniß eine zunehmende Verarmung der Grundherren, die aus ihrem Eigen nur eine unzulängliche Rente zogen, und eine ebenso zunehmende wirtschaftliche Kräftigung des Bauernstandes, dessen rasch errungene Wohlhabenheit besonders im Westen und im Süden Deutschlands gern einen lärmenden Übermut zur Schau trug,

den Neid der höhern Klassen keck herausfordernd und in den köstlichen Reihen Neidharts von Reuenthal, in den Erzählungen des Cäsarius von Heisterbach, in dem prächtigen Gedichte von dem reichen Bauernsohne Helmbrecht, den der Hafer sticht, ein Ritter zu werden, sowie in dem sogenannten Seifried Helbling die lehrreichsten Reflexe zurücklassend. Und gleichzeitig hatte das Selbstgefühl und die Emanzipationslust des Bauernstandes im östlichen Kolonialgebiete einen neuen Schauplatz gewonnen, dessen freiheitlicher Zug auf die Verhältnisse des Mutterlandes zurückwirkte; und auch den Städten strömten seit dem 11. Jahrhundert aus dem Bauernstande zahlreiche wirtschaftliche Kräfte zu.

Um das Jahr 1300 aber war diese rasch aufstrebende Entwicklung schon wieder im Absteigen. Der Ausbau des Landes war vollendet, der Zug nach dem Osten stockte, die Städte konsolidierten sich: die überschüssige Bauernkraft, nach außen nicht mehr abgegeben, mußte sich in den unwandelbar gegebenen Grenzen einzurichten suchen. Die Folge davon war eine unaufhaltsame Zersplitterung des Bodens und der Verfall der alten Hufenverfassung, schon im 15. Jahrhundert ist die Viertelhufe das bäuerliche Normalgut. Da eine weitere Parzellierung kaum statthaft war, so wuchs bald eine Menge von Besitzlosen heran, die, von allen sichern Lebensbedingungen ausgeschlossen, der Leibeigenschaft in die Arme trieben und mit dem Proletariat der Städte fraternisierend die drohende Haltung der Unzufriedenen annahmen. Aber man muß beachten, daß neben den bittersten Klagen über rechtswidrige Bedrückung der Bauern, über die Ausnutzung ihrer wirtschaftlichen Mißlage durch Entziehung des Jagd- und Fischrechts oder des Nutzungsrechts an der Allmende, über den Verlust der alten politischen Rechte, der Gerichtsbarkeit und des Waffentragens, über die hinterlistigen Anwendungen des verhaßten römischen Rechts zu Gunsten der Grundherren und zum Schaden der Hörigen, — daß neben solchen Klagen auch zahlreiche Zeugnisse von der andauernden Üppigkeit des Bauernstandes, seinem Kleiderluxus und seiner geblähten Hoffart sprechen. Auch hier wird man der Bunt-

scheckigkeit der Verhältnisse nicht mit einer Verallgemeinerung einzelner Lokalbeobachtungen gerecht. Aber das läßt sich mit Sicherheit sagen, daß der materiell emporstrebende Drang, den das Bürgertum entfesselt hatte, daß der Drang nach Lebensgenuß und die durch die Geldwirtschaft eingeleitete Tendenz der gesellschaftlichen Nivellierung auch den Bauer ergriffen hatte, der eben, wo er unter harter Bedrückung seufzte, diese im Hinblick auf den Wohlstand der städtischen Emporkömmlinge um so grimmiger empfand. In den Kriegen zwischen Adel und Städten standen die Bauernschaften zum Adel: das waren die notwendigen Nachwirkungen der alten aristokratisch-agrarischen Kulturepoche, auf den bäuerlichen Leistungen beruhten ja im Wesentlichen noch die Einkünfte des Adels; aber gerade im erbitterten Ringen der ständischen Gegensätze mußten jene Leistungen immer gewaltsamer überspannt werden, und so kam es, daß die neue demokratische Kultur auch unter jener äußerlich noch festgehaltenen Verbindung zwischen Adel und Bauerntum einen Riß aufthat, der sich nicht mehr lange verbergen ließ. Nach und nach fand sich das Bauerntum in eine Opposition hineingedrängt, die am Ende nur noch in dem Kaisertum eine ideale Rechts- und Schutzmacht anerkannte, mit allen besitzenden Klassen aber sich auf das Tötlichste verfeindet sah; dennoch würde diese Opposition schwerlich einen so unbändig revolutionären Charakter angenommen haben, wenn nicht der Fanatismus religiöser Schlagworte diesen Brand fort und fort geschürt hätte: der Punkt, an dem er ausbrach, spricht dafür deutlich genug; dieser Punkt war die Pfaffenhetze, die im Lichte gewisser biblischer Gedankenreihen als ein gottgefälliges Werk erschien. Auf diese Entwicklung wird unsre Betrachtung noch zurücklenken müssen. An diesem Punkte wurde die bäuerliche Opposition im Bunde mit der übrigen Masse der Unzufriedenen aggressiv, weil sie hier auf einen autoritativen Rechtstitel pochen zu dürfen wähnte. Ihre eigentlichen Beweggründe wurzelten aber tiefer: in der durch die emporstrebenden Kräfte der Laienkultur entfesselten sozialen Begehrlichkeit.

Das Streben nach Genuß und nach „Bildung“, wie es

den Bauernsohn Helmbrecht aus der Sphäre verachteter Vorurteile lüstern in die große Welt trieb, war zweifellos ein typischer Grundzug bäuerlichen Ehrgeizes, den der wirtschaftliche und rechtliche Verfall dieser Klasse nur noch schärfer und verlangender einprägte, um ihn schließlich zur offnen Auflehnung fortzureißen. Denn je eigensinniger sich mit dem Ausgange des Mittelalters die Stände gegen einander genossenschaftlich abzuschließen suchten, je härter bei aller Verähnlichung der Sitten und des äußeren Behabens die Interessen der verschiedenen Kreise auf einander stießen, je feindlicher die Klassengegensätze in dem durch die neuen Geldmächte entfesselten Daseinskampfe sich abhoben, — eine dunkle Empfindung menschlicher Gleichberechtigung ging doch durch alle hindurch, ein Sehnen nach einer neuen Freiheit, nach neuen Lebensformen, neuen Bethätigungen: aus dem Schoße des geldwirtschaftlichen Zeitalters hob sich siegreich das Evangelium des Individualismus.

Drittes Kapitel.

Der Durchbruch des Individualismus.

> Mitten in die Welt bist du gestellt, damit du Alles überschauest, was in ihr ist. Weder himmlisch noch irdisch, weder sterblich noch unsterblich bist du geschaffen, damit du als dein eigener, freier und selbstherrlicher Schöpfer und Bildner dir die Form prägst, die du begehrst. Du kannst zum stumpfen Thier entarten, du kannst dich zum göttlichen Wesen hinauflautern kraft deines inneren Wollens. O herrliche Güte des göttlichen Vaters, o herrliche und wunderbare Sendung des Menschen, dem es gegeben ist, zu gewinnen, wonach er verlangt, und zu sein, was er begehrt! Die Thiere bringen schon aus dem Mutterleibe Alles mit, was sie besitzen sollen, die Himmlischen waren von Anfang an, was sie in alle Ewigkeit sein werden; dem Menschen allein pflanzte der Vater die Keime eines allartigen Lebens ein, und welche ein Jeder zur Entwicklung bringen wird, die werden in ihm aufblühen und ihre Früchte tragen.
>
> Pico della Mirandola, oratio de hominis dignitate.

Die Rede des Pico della Mirandola von der Menschenwürde ist eines der denkwürdigsten Zeugnisse der Renaissanceepoche, deren Ziel ja nicht, wie die landläufige, aber grundfalsche Formel lautet, die Wiedergeburt der Antike, sondern die Wiedergeburt des ursprünglichen Menschentums, der menschlichen Natur in ihrer ungeteilten Totalität war. Der Hintergrund, von dem sich die Renaissancebildung gegensätzlich abhob, war die jenseitig orientierte asketische Metaphysik der Kirche, für die der Mensch und die Welt nicht eine Einheit, sondern eine dauernde Zwiespältigkeit irdischer und göttlicher, sinnlicher und spiritueller Teilnaturen darstellte, ihre Lebenskraft war das Evangelium von der Ganzheit und Freiheit des Ichs und dem unendlichen Wert

jeder einzelnen, einer beständig aufsteigenden Entwicklung fähigen Menschenseele, ihre unvergängliche Erkenntnis die Entdeckung, daß energische Selbsterziehung und Bildungsstärke auch die menschliche Persönlichkeit zu einem Kunstwerk gestalten können und gestalten müssen. Wie jede neue Lebensanschauung als eine Abstraktion aus den jeweiligen Gesellschaftszuständen und den zunächst unbewußt in ihnen wirksamen Kräften zu begreifen ist, so war dieser entschlossene Individualismus das theoretische Ergebnis jener politischen, sozialen und wirtschaftlichen Wandlungen und der damit zusammenhängenden Umstimmung aller Lebensgefühle und Lebenswerte, von denen die voraufgegangenen Betrachtungen einen Begriff zu geben versuchten. Ein berufener Schriftsteller hat den Übergang von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft eine der größten Revolutionen genannt, eine langsame zwar, aber eine einschneidendere, als alle, die ihr gefolgt sind. Aus ihrem Schoße sprang die neue Lebensanschauung mit Notwendigkeit hervor. War aber auch der Kulturboden für die Entfaltung des neuen Lebensideales ungefähr überall in der gleichen Weise vorbereitet, insofern überall ähnliche wirtschaftliche und soziale Kräfte wirkten, so war damit doch nicht überall die gleiche Fähigkeit gegeben, für dieses Ideal die theoretische Formulierung zu finden. Hier offenbarten sich zum ersten Male entscheidend die Verschiedenheiten der nationalen Charakteranlagen. Bis in das 13. Jahrhundert darf man von einer gemeinsamen abendländischen Bildung reden, die auf dem von der Kirche übernommenen geistigen Erbe des römischen Altertums ruhte und in der lateinischen Sprache ein die Völkergrenzen übergreifendes Verständigungsmittel besaß. Je mehr aber die ehrwürdigen Vermächtnisse des alten Römertums, Weltkaisertum, Weltkirche und Weltsprache, ihre Beziehungen zu den eigentlichen Lebensmächten einbüßten, je mehr sich die Nationen gleichsam als Individuen konsolidierten und den Aufgaben der Selbsterhaltung und Selbsterziehung, der territorialen und lokalen Konzentrationen, des inneren Ausbaus und der wirtschaftlichen und politischen Kräftigung zuwandten, um so mehr traten auch die

Nationalcharaktere auseinander, und auch auf geistigem Gebiete verteilten sich ihre Rollen nach den natürlichen Anlagen. In Deutschland, das sich der geistigen Überlegenheit des Romanentums gegenüber lediglich lernend und aneignend verhalten hatte, war weder die wissenschaftliche Produktivität und Selbstbestimmung noch die ästhetische Stimmung vorhanden, ohne die ein neues Lebensideal nicht aufgerichtet werden kann. Deutschland besaß lediglich die Empfänglichkeit dafür und ließ sich zuerst von Frankreich, dann auch von Italien willig in die Schule nehmen; zudem hatte die Ausbildung der Geldwirtschaft und der städtischen Kultur, aus denen die neue Weltanschauung herauswuchs, in keinem andern Lande so spät eingesetzt, wie in Deutschland, welches Jahrhunderte hindurch von den großen Handelswegen nicht durchkreuzt, sondern umgangen worden war.

Bei den Romanen begann denn auch zuerst der große Auseinandersetzungsprozeß zwischen laienhafter und kirchlicher Kultur, und Niemand hat vielleicht den Grundzug der Renaissanceepoche treffender gekennzeichnet als der tiefblickende Italiener Macchiavelli mit dem musikalischen Schlagwort: Ritornar al segno, Rückkehr zum Zeichen, womit er geradezu ein geschichtliches Gesetz feststellen wollte. Seine Meinung war, daß alles untergehen müsse, was sich nicht aus sich selbst erneuen könne; das geschehe aber durch das Zurückgehen auf ein Anfängliches, denn in jeder Einrichtung sei ein guter Keim verborgen, der sie emporgetrieben habe, diesen Keim gelte es, wenn die Entwicklung bis zu einer gewissen Grenze gelangt sei, immer wieder bloßzulegen und so aus dem Ursprünglichen ein neues Wachstum hervorzulocken. Ohne diesen Verjüngungsprozeß, der eine bestehende Ordnung, wenn sie auf einen bestimmten Punkt der Reife oder Überreife gekommen ist, auf ihren Ursprung zurückleitet und neu erstehen läßt, kann es nach Macchiavelli keinen wirklichen Fortschritt geben, und in diesem Sinne erklärt er große] Umwälzungen für notwendig und heilsam. Er sprach das aus in einem Zeitalter politischer Gährungen, von dem schon Aeneas Sylvius gesagt hatte: „In unserm veränderungs-

lustigen Italien, wo nichts feststeht und keine alte Herrschaft existiert, können leicht aus Knechten Könige werden." Wie die italienischen Kleinstaaten, Gewaltherrschaften und Republiken die eigentlichen Werkstätten waren, in denen die energischen Willensmenschen, die ganz auf sich selbst gestellten Persönlichkeiten sich überreich entwickelten, ist seit Burckhardts berühmter Darstellung allbekannt. Die neuerdings gewonnene Einsicht in die großen wirtschaftlichen Veränderungen jener Jahrhunderte hat uns das Geheimnis dieses schrankenlosen Individualismus noch tiefer verstehen gelehrt; sie hat uns vor allem begreiflicher gemacht, wie man wieder auf den Menschen als Sinnenwesen zurückkam, die Rechte der Kreatur und aller irdischen Freuden leidenschaftlich betonte, der demütigen Askese und Selbstverleugnung den Stolz, den Ehrgeiz, den Weltgenuß, den Drang zu erobern und zu beherrschen, die Ruhmbegier, die sinnliche Liebe, die allseitige Ausbildung des Körpers und des Geistes, der physischen, der intellektuellen und der Willensmächte, das leidenschaftliche Trachten nach allen Gütern dieser Erde als gesunde Bethätigungen echten Menschengefühls mit vollem Bewußtsein entgegensetzte, und wie man ferner unter dem aufregenden Eindruck der Orientfahrten und der großen Entdeckungsreisen im Weltmeer auch die Natur mit tieferen Augen betrachten lernte, ihr als Künstler wie als Forscher ganz neue Offenbarungen abgewann und die Herrschaftsgebiete des Menschengeistes immer weiter sich ausdehnen sah ins Unendliche.

Die Begriffe der Selbsthilfe und der Selbstverantwortung, der Drang emporzukommen und sich aller Kräfte seiner Existenz ausübend bewußt zu werden, sie waren nicht nur auf politischem und wirtschaftlichem Gebiete wirksam, vielmehr überall kam diese erstarkte Macht des persönlichen Lebens, des Selbstseinwollens, zur Geltung und rüttelte an den alten Bildungs- und Daseinsordnungen: wer mochte wissen, wo der Weg hinausging! Aber der Trieb der Veränderung ließ sich nicht mehr bannen; es galt, Raum zu gewinnen, Schranken zu durchbrechen, Freiheit zu erobern, es galt umzustürzen und neu zu bauen, ritornar al segno.

Immer neu ist unser Staunen über die Kolossalmenschen, die dieser revolutionäre Geist vor Allem in der italienischen Renaissance hervorgebracht, Menschen, in denen sich der Enthusiasmus für alles Erhabene und Schöne, der höchste Bildungsdrang, die vollendete Ritterlichkeit, die begeisterte Huldigung der Frauen, die entschlossenste Opferwilligkeit und das hochherzigste Eintreten für die edelsten Interessen mit einer frevelhaften Ruchlosigkeit und hinterlistigen Tücke, mit einer kalten Verachtung aller objektiven sittlichen Mächte verbinden konnte; und doch mögen wir uns dem Zauber dieser unheimlichen Genialitäten nicht entziehen, die auch auf dem Gipfel des Frevels die elementaren Tiefen der inkommensurabeln Menschennatur empfinden lassen und einen Jeden erschütternd gemahnen an den Dämon in der eigenen Brust.

Der Individualismus der Renaissancezeit mußte sich notwendig erobernd, bestreitend, verteidigend mit der Kirche auseinandersetzen, nicht mit der verfassungsmäßigen Kirche in erster Linie, sondern mit jener kirchlichen Weltanschauung, deren asketisch-transscendentale Ideen alle Gebiete des geistigen, sittlichen und gesellschaftlichen Lebens mit dem Anspruche, die ausschließlichen Normen des Handelns zu überliefern, durchdrangen. War die Kultur, aus der er hervorgetrieben wurde, gleichsam abseits von der Kirche und ohne ihre Sanktion erwachsen, so war er von Anbeginn in der Lage, die Kirche als die natürliche Feindin seiner unbeschränkt empfundenen Freiheitsrechte betrachten zu müssen. Er konnte sich den Anschein geben, als ob die sittlichen und rechtlichen Gebote der Kirche nicht vorhanden seien, aber das war für die Dauer kein möglicher Zustand, und der feindliche Zusammenstoß zwischen den beiden Weltanschauungen mußte früher oder später erfolgen. Indessen nicht jedes neue Lebensideal hat als solches an sich schon die Tendenz, revolutionär vorzugehen, selbst wo die Unerträglichkeit der Existenzbedingungen noch so drückend empfunden wird; die Kraft der Auflehnung gegen das Bestehende gewinnt es erst, wenn es sich legitimieren, d. h. sein Recht zur Revolution durch Berufung auf unbestreitbare Autoritäten begründen kann, in diesem Falle auf Autoritäten

also, die auch die Feindin, die Kirche, notgedrungen anerkennen mußte. So war es hier, als sich der große Auseinandersetzungsprozeß zwischen Laientum und Kirche anbahnte; wir verfolgen ihn zunächst auf dem Gebiete der wissenschaftlichen, dann auf dem der religiösen Kultur, überall wird uns das Machiavellische Gesetz von der Rückkehr zum Zeichen entgegentreten.

Auf wissenschaftlichem Gebiete ist es das energische Besinnen auf die menschlichen Urvermögen der Vernunft und des Willens, das den Zusammenhang der kirchlichen Gedankenwelt zuerst lockert und dann zersprengt, um dem individualistischen Prinzip der innern und der äußern Erfahrung zum Durchbruche zu helfen, welches das Wissen und Urteilen von der Welt auf völlig neue Grundlagen zu stellen unternimmt. Der Humanismus anderseits vollzieht die Rückkehr zum Zeichen, indem er die Gegenwart wieder an die Vergangenheit knüpft, in welcher ihre Wurzeln liegen, und die in gewissem Sinne auch in der Kirche noch fortlebt: er begründet seine individualistische Weltanschauung mit Hilfe des klassischen Altertums, das er nicht mehr aus den Trübungen der kirchlich-mönchischen Überlieferung, sondern aus den echten Quellen zu verstehen beginnt. Auf religiösem Gebiete endlich bewährt sich die Rückkehr zum Zeichen in dem Hinstreben auf die ältesten Urkunden des Christentums, die Väter, die heilige Schrift und den reinen Urborn der Frömmigkeit, wie er im apostolischen Zeitalter floß. Die immer dringlicher werdende, in der empirischen Kirche nicht mehr zu befriedigende Sehnsucht der Laien nach religiösem Selbstleben und persönlicher Heilsgewißheit schöpfte aus diesen Quellen von unanfechtbarer Autorität Forderungen, die mit dem bestehenden kirchlichen System schließlich ebenso unvereinbar wurden, wie die Ergebnisse der Philosophie und die neuen Erkenntnisse des Humanismus. Eine ungeheure Gährung entstand aus dem Zusammenmünden dieser drei Richtungen, mit denen die Kirche einzeln ihre Kompromisse schloß, ohne sich damit der Wucht ihres Andringens dauernd erwehren zu können. Keine dieser drei Richtungen hat ihren Ursprung in Deutschland gehabt, Frankreich und Italien blieben die führenden

Länder, Deutschland verarbeitete nur ihre Anregungen. Aber auf einmal fand es den festen Punkt, von dem seine Produktivität sich genial zu entfalten begann: mit Luther trat der deutsche Geist, der bis dahin immer nur von Andern gelernt, Andern nachgebildet hatte, zum ersten Male führend auf den Schauplatz der abendländischen Geisteswelt.

I. Die Zersetzung der mittelalterlichen Wissenschaft.

> Die Freiheit des Willens kann durch kein Mittel der Vernunft bewiesen werden. Dennoch kann sie mit völliger Klarheit erkannt werden durch die Erfahrung, indem nämlich der Mensch erfährt, daß, was auch immer die Vernunft vorschreiben mag, dennoch der Wille dieses wollen oder auch nicht wollen kann.
>
> Wilhelm von Occam, quodlibeta septem.

Die individualistischen Stimmungen des geldwirtschaftlichen Zeitalters führten von selbst auf eine Verstärkung des wissenschaftlichen Denktriebes hin, der durch die ungeheure Erweiterung des abendländischen Bildungshorizontes, sowie durch die Nötigung, die drei monotheistischen Hauptreligionen jetzt vergleichend zu betrachten, und durch die schmerzlichen Zweifel, die sich diesen Bemühungen unausweichlich anhefteten, neue und gewaltige Impulse empfing. Erst in der Berührung mit der morgenländischen Kultur war ein eigentlicher Zwang gegeben, den innersten Gehalt der abendländischen gegenständlich zu erfassen und begrifflich zu entfalten; und die Wissenschaft, der diese Aufgabe zufiel, hörte von da ab auf, die ernsthafte oder bloß spielende Liebhaberei weniger erlesenen Köpfe zu sein, sie begann sich vielmehr zu einer Lebensmacht zu entwickeln.

Mit einer fertigen Verfassung und einem fertigen Dogma war die Kirche in die romanisch-germanische Welt eingetreten, und eben darum als eine imponierende Rechtsordnung, die Gehorsam forderte, der Reflexion aber so wenig Raum lassen

mochte, daß sie sogar den in reinster Absicht unternommenen Versuchen erleuchteter Geister, sich der Glaubenslehren wissenschaftlich zu bemächtigen, mit ausgesprochenem Mißtrauen begegnete. Was bis ins 12. Jahrhundert die abendländische Wissenschaft heißt, verdient diesen Namen nicht, denn es ist in der Hauptsache die Tradition einer halb mechanisch fortgeerbten Bildung, die überwiegend auf den großen Encyklopädieen und Kompendien eines Isidor von Sevilla, Marcianus Capella, Cassiodorius, Beda und Hrabanus Maurus ruht. Allerdings gilt dies ohne Einschränkung nur von Deutschland, das selbst in der karolingischen Renaissance über die bloße Rezeption nicht hinauskam; Frankreich und England besaßen wenigstens in Scotus Erigena einen, von der Kirche übrigens als Irrlehrer verdammten, neuplatonisch beeinflußten Systematiker, der freilich durchaus vereinzelt dasteht, und eine Reihe kritischer Theologen, die gewisse Streitfragen, zu denen die kirchliche Praxis oder das Studium der für das Abendland grundlegenden Augustinischen Theologie Anlaß gaben, einzeln zum Austrag zu bringen suchten: Alcuin und seine Schüler, Gottschalk von Orbais, Claudius von Turin, Agobard von Lyon, Paschasius Radbertus, Lanfranc, Berengar von Tours u. a. Die einzige wissenschaftliche Methode, die man zu handhaben wußte, war die schon bei Tertullian angebahnte dialektische, welche die Widersprüche in dem vorhandenen Material aufzudecken und auszugleichen suchte.

Der dialektische Schulbetrieb hatte seinen Ausgangspunkt an gewissen logischen Schriften des Altertums, unter denen zwei aristotelische (die Kategorien und das Buch de interpretatione), sowie die Einleitung des Porphyrius zu den logischen Schriften des Aristoteles, alle drei in der lateinischen Übersetzung des Boethius, obenan standen. In der letztgenannten Schrift fand sich die klassische Stelle, die in die gegensätzlichen Denkrichtungen des Altertums, von denen die Kunde im übrigen verloren war, einen zufälligen und vereinzelten Einblick erlaubte, um damit alsbald einen Widerstreit der dialektischen Richtungen hervorzurufen, der also jeden spontanen Antriebes entbehrte, gerade so

wie auch der Lehrgang des sogenannten Triviums (Grammatik, Dialektik, Rhetorik), der aus den staatsbürgerlichen Voraussetzungen des Altertums, also einer fremden Kultur erwachsen war, mit dem öffentlichen Leben des Mittelalters aber in durchaus keiner organischen Beziehung stand, dennoch als Grundlage des Unterrichts beibehalten wurde.

Es handelte sich nämlich um die Frage, ob die Gattungsbegriffe (genus, differentia, species, proprium, accidens) eine von den sinnlich wahrnehmbaren Objekten abgesonderte reale Existenz haben (universalia ante rem), oder ob sie diese reale Existenz nur in den Individuen haben (universalia in re), oder endlich ob sie bloße Abstraktionen unseres Denkens von den Einzeldingen seien (universalia post rem). Die erste Richtung war der platonische Realismus, die zweite der aristotelische Realismus, die dritte der Nominalismus, der seinerseits wieder als gemäßigter oder als extremer Nominalismus auftrat, je nachdem er auf die Zusammenfassung des Ähnlichen unter dem gleichen Begriff (Konzeptualismus), oder unter das gleiche Wort den schärferen Ton legte. Die Theologie, die ohne die Annahme, daß alles Einzelne zu dem ihm übergeordneten Begriff in einer realen Beziehung steht, gar nicht auskommen konnte, erkannte, daß der Nominalismus unfähig sei, sie zu tragen: er wurde mit der Verurteilung des Roscellinus 1092 als ketzerisch abgelehnt. Aber auch der platonische Realismus führte in Wilhelm von Champeaux u. A. auf pantheistische Folgerungen hin, und so blieb der aristotelische die Grundlage des Schulbetriebs in der Fassung, die ihm Abälard gegeben hatte: das Gemeinsame, das unser Denken an den Dingen findet und mit dessen Erfassung unser wissenschaftliches Denken eigentlich erst anfängt, ist nicht an sich etwas Reales, aber es bezeichnet etwas, was an den einzelnen Dingen Realität hat; alle unsere Aussagen über die Gemeinsamkeit von Objekten sind nicht Wirklichkeiten, aber sie handeln doch von einem Wirklichen: von dem objektiven Zusammenhang der Dinge. Diesen objektiven Zusammenhang der Dinge zu erforschen wurde nun eben die Auf-

gabe der Dialektik, die sich rasch an die Spitze des Systems der sieben freien Künste schwingend auch die Theologie ihrer Methode mit Notwendigkeit unterwerfen mußte. An ihr erstarkte das wissenschaftliche Selbstgefühl des Mittelalters, indem die gesteigerte Übung der Denkkräfte auch zu einer erhöhten Schätzung der alle Dinge durch das Vermögen der Abstraktion beherrschenden Vernunft anleitete. Gleichwohl muß man sich hüten, die Stimmungen eines modernen Rationalismus oder gar einer bewußten, auf die sogenannte natürliche Religion sich stützenden Opposition gegen das Dogma in das Mittelalter schlechthin zu übertragen, so oft auch immer aus seinen wissenschaftlichen Kämpfen das vieldeutige Schlagwort: „Die Vernunft steht über der Autorität" uns entgegenhallt. Das zur Selbständigkeit langsam heranreifende Denken hatte die Kinderschuhe nicht so rasch abgethan, es sah sich zwei überwältigenden Autoritäten gegenüber, vor denen das Bewußtsein der eigenen Mündigkeit nur langsam zur Geltung kam. Die eine war die weltliche Weisheit der Alten, zu deren unbestrittener Überlegenheit man in schülerhafter Ehrfurcht emporschaute, und diese Ehrfurcht übertrug sich auf die würdigen Väter, in deren Schriften man die Summe dieser klassischen Weisheit in treuer Überlieferung zu besitzen glaubte. Die zweite war die Kirchenlehre, nicht menschlicher Vernunft, sondern göttlicher Offenbarung entsprungen, geschöpft aus den heiligen Schriften und behütet von der weltumfassenden Gnadenanstalt, die zugleich Gesetzgeberin und Richterin war. Mit diesen beiden Autoritäten war eine Macht der Thatsachen gegeben, die als solche sanktioniert waren, und an denen man ebenso wenig eine kritische Untersuchung ihrer Voraussetzungen vorzunehmen gesonnen war, wie man etwa das Licht oder die Luft, in der man atmete, auf ihre Beschaffenheit hätte prüfen mögen. Und wenn uns in der mittelalterlichen Litteratur auch die verwegensten Gedankenreihen begegnen, die, alle Tradition überspringend, eine frivole Freigeisterei zu bezeugen scheinen, gleichsam die keckſten Folgerungen eines modernen Rationalismus schon vorwegnehmend, so darf man doch nie

vergessen, daß wir es überall mit den Spielarten der dialektischen Methode zu thun haben, die ihre eigenen Gesetze und, wie jede einseitige Ausübung einer immer virtuoser gehandhabten Kraft, ihre besonderen Versuchungen, Reize und Pikanterien hat, und daß solche Verwegenheiten der Dialektik mit dem innern Leben ihrer Urheber keine wirkliche Fühlung haben; diese stehen vielmehr alle mehr oder weniger fest auf dem Boden der überlieferten Kirchenlehre, und ihre augenscheinlichen Widersprüche und abspringenden Inkonsequenzen hatten in der Persönlichkeit keine wirkliche Einheit. Manche, wie Abälard und Gilbert, haben auch gar nicht begriffen, wie man sie verurteilen könnte, denn sie traten ja keineswegs als Neuerer auf, sondern glaubten, im Dienste der Kirche und im Sinne des Dogmas zu streiten. Und indem die wissenschaftlich-dialektische Behandlung des dogmatischen Materials ihren Ausgangspunkt von Gott nahm, auf den sie alle Dinge zurückleitete, war ja ihre letzte Wurzel in der That die gleiche, wie die der Mystik: das fromme Gefühl einer unbedingten Abhängigkeit von Gott, dem Schöpfer und Regierer der Welt. — Die eigentliche Pflanzstätte dieser Dialektik war Frankreich, wo bis in die Zeiten der Merowinger und länger die antiken Rhetorenschulen geblüht hatten, deren Kunst des geistreichen Wortgefechts und der schillernden Phrase mit all ihrer blendenden Formbeherrschung und prahlenden Eitelkeit in dem an echtem innern Leben armen, aber erfinderischen und eleganten dialektischen Sensationsfeuerwerker Abälard von Neuem auflebte.

Die Kirche konnte sich gegenüber den Versuchen, ihre Lehre dialektisch zu entwickeln, zunächst nicht anders als abwartend verhalten, denn sie war ja ihrem Wesen nach ein Rechtsinstitut; in Rom hatte man für die Theologie nur ein Interesse zweiten Ranges, weil die Kirchenpolitik, die Kirchenzucht und die Jurisprudenz dort die großen Lebensfragen waren. Das Dogma war eben eine feststehende Größe; aber die Frage, was von seinem Inhalt der Vernunft zugänglich und beweisbar sei, war ja in der That eine offne geblieben, und wo der Scharfsinn sich

337998B

an ihr versuchen mochte, da mußte ihn die Kirche gewähren lassen. Immerhin folgte sie diesen Versuchen mit einem wachsamen Auge, und sobald ein Ergebnis der dialektischen Theologie mit der inneren Konsequenz des Dogmas in Widerspruch geriet, griff sie als das entscheidende Rechtsinstitut ein, um die Häresie abzustoßen. So gelang es dem heiligen Bernhard, die Verurteilung Abälards durchzusetzen, so entging das große Sentenzenwerk des Petrus Lombardus, der das dogmatische Material an der Hand der Kirchenväter umfassend zurechtlegte und dialektisch erörterte, kaum dem Anathem, und so brach der fanatische Walther von St. Viktor über Abälard und seine Jünger grimmig den Stab, da sie mit ihrer Dialektik das Dogma auflösten und nicht Theologie, sondern heidnische Philosophie predigten.

In der That war diese Gefahr vorhanden. Und wenn der Offenbarungsglaube auch der unverrückbare Punkt blieb, an dem selbst der kühnste Rationalismus seine Grenze fand, so mußte doch dies beständige Pochen auf die prüfende Vernunft, je mehr in die bloße Übung des Verstandes Motive einer freieren und selbständigeren wissenschaftlichen Einsicht hineinflossen, der empirischen Kirche gegenüber vielfach indifferent machen; wo aber die Dialektik zu bloßem Redeturnier und spielendem Witz entartend jeden Augenblick das Gegenteil von dem zu beweisen vermochte, was sie eben noch mit Emphase vertreten hatte, da ging vollends nicht nur die Ehrfurcht vor dem Dogma und der Sinn für das Wirkliche und Wahre unrettbar verloren, sondern da drohte auch das innere Leben zu versiegen, weshalb sich ihr die Mystik, welche den Erkenntnistrieb auf die innere religiöse Erfahrung zurückdrängte, als ein gewaltiges Korrektiv entgegenwarf. Endlich aber mußte die immer eifrigere Vertiefung in die Kirchenväter und die alten Philosophen mehr und mehr auf die Entdeckung hinführen, daß auch die Autoritäten in den Glaubensfragen sich oft genug widersprachen, daß ihre Widersprüche also nicht durch eine neue Autorität, sondern nur durch den richtenden Verstand zu schlichten seien, und ein Dilemma der alten Kirche mußte sich alsbald erneuen: wenn das Christentum Philosophie und in der

heidnischen Philosophie und Mythologie bereits enthalten, wenn es demnach einer rationalen Behandlung zugänglich ist, warum bedurfte es dann noch der Erlösung und der göttlichen Offenbarung?

So war in der Dialektik ein zersetzendes Element gegeben, und wenn es auch keineswegs mit diesem Bewußtsein wirkte, so führte es doch das Denken in Konflikte hinein, die einerseits gegen seine Berechtigung mißtrauisch machen, anderseits eine unbefriedigte Skepsis, widerspruchsvolle Stimmungen, einen stumpfer werdenden Mechanismus des Kirchlichen und die Sehnsucht nach einer neuen Gewißheit erzeugen mußten. Diese Stimmungen, vor dem 12. Jahrhundert nur in Ansätzen nachzuweisen, verbreiteten sich in der Epoche der Kreuzzüge über die abendländische gebildete Welt, rüttelten allenthalben die Geister auf und nötigten sie, zu den Grundlagen des religiösen, sittlichen und gesellschaftlichen Lebens, wie sie in der kirchlichen Weltanschauung gegeben waren, selbständig Stellung zu nehmen: auf dem morgenländischen Boden kreuzten sich die Bekenntnisse und traten sich leibhaftig gegenüber; man begann das Trennende wie das Gemeinsame aufzusuchen, ein Jahrhunderte langer Gedankenaustausch christlicher und mohammedanischer Theologen in Wort und Schrift hatte dafür schon vorgearbeitet, desgleichen eine weitreichende dialektische Propaganda des Judentums, besonders des spanischen; während der Friedensperioden der Kreuzzüge fanden Disputationen zwischen Christen und Mohammedanern über die Vorzüge und Mängel der beiderseitigen Religionen statt; man lernte die Scheidung des Kirchlichen von dem Sittlichen, die Schätzung des vom Bekenntnis unabhängigen menschlich Edlen und Guten, man lernte mit den falschen und gehässigen Anschauungen brechen, die eine tendenziöse und unhistorische kirchliche Fabelei über die sogenannten Ungläubigen verbreitet hatte, man bereicherte sich an dem überraschenden Reichtum der hoch entwickelten jüdischen und arabischen Aufklärung, man erkannte, wie klein die vermeintliche römische Weltkirche im Vergleich zur wirklichen Welt sei, daß sie das Heil unmöglich allein in sich be-

schließen könne, christliche Übertritte zum Islam und zum Judentum kamen gar nicht selten vor, man sah in den Erfolgen der „Ungläubigen" ein Gottesurteil über die verweltlichte, ihren Idealen ungetreue Kirche, man schwankte, man zweifelte und verzweifelte, und die mächtig hervorbrechende Weltlust übertäubte am Ende alles: die nagenden Zweifel und den wankenden Glauben, die Stimme des Gewissens und die Furcht vor dem Strafgericht, die Forderungen der asketischen Moral und das Trachten nach dem jenseitigen Heil. Das Dogma von der alleinseligmachenden römisch-katholischen Kirche wurde durch diesen weltgeschichtlichen Zusammenstoß endgiltig erschüttert, die Frömmigkeit hatte damit einen wichtigen Halt verloren, und die siegreich aufsteigende Laienkultur drängte vollends die immer leidenschaftlicher emporstrebende Macht persönlichen Eigenlebens aus der Sphäre kirchlicher Bevormundungen heraus.

Die Kirche hatte ihre neue Aufgabe rasch erfaßt: niemals hat die bewundernswerte Elastizität ihres Organismus versagt, wo es galt, ihr feindliche Kulturelemente in ihrer Weise in sich aufzunehmen, um sie zu neutralisieren. Sie paktierte mit allen Richtungen: sie kam der Frömmigkeit, die einen neuen Halt suchte, mit einer großartigen Erneuerung des asketischen Prinzips, also gerade der christlichen Sittlichkeit, durch die Bettelorden zu Hilfe; sie wurde den sozialen und wirtschaftlichen Verschiebungen durch die Ausbildung einer neuen Staats- und Gesellschaftslehre gerecht, sie suchte den Denktrieb, der, einmal erweckt, doch unmöglich aus der Welt zu schaffen war, durch den Ausbau einer umfassenden Religionsphilosophie zu befriedigen, und aus der heiligen Schrift und den Kirchenvätern, aus den alten Philosophen und den neuen Mystikern und Dialektikern, aus arabischen und jüdischen Denkern, aus der Jurisprudenz und der Naturwissenschaft brachte sie das Material zu jenen gewaltigen Systemen zusammen, die, von einer imponierenden geistigen Kraft zeugend, eine Gesamtanschauung der Welt und des in ihr sich vollziehenden göttlichen Heilsplanes für die Gläubigen hinstellten. Gleichzeitig hob sich das Papsttum seit dem Pontifikat Innocenz' III. auf

eine weltgebietende Höhe, die Bettelorden stellten die große Armee, die die päpstliche Autokratie zum Siege führte; im 13. Jahrhundert kam die Lehre von der Hierarchie und das kirchliche Recht zum epochemachenden Abschluß, 1302 wurde die berüchtigste aller päpstlichen Bullen ‚Unam sanctam' veröffentlicht, die es für eine Heilsnotwendigkeit erklärte, daß alle Staaten und jeder Einzelne dem Papste unterthan seien, und selbst über Ketzer und Heiden sei dem Papste die Gewalt gegeben; das Unfehlbarkeitsdogma kündigte sich bereits an, ohne freilich schon sicher durchzudringen. Die mit Innocenz III. gewonnene Machtstellung des Papsttums überdauerte siegreich die Opposition der ghibellinischen und franziskanischen Partei, das große Schisma und die Epoche der großen Reformkonzilien. Selbst Frankreich, das dem Kurialismus in Wort und That am längsten Widerstand geboten, gab in dem Konkordat von 1516 schließlich die Errungenschaften der pragmatischen Sanktion von 1438 wieder preis, und das große Laterankonzil seit 1512 wurde ein Triumph der päpstlichen Allmacht, als ob die Ideale des christlichen Gottesstaates wirklich noch in unversehrter Kraft lebendig gewesen wären. Sie waren es längst nicht mehr. Und wenn die römische Suprematie trotz allen Machtmitteln, die ihr noch zu Gebote standen, im gereiften Bewußtsein der national und individualistisch gestimmten Zeitgeister keine Stütze mehr hatte, so trugen auch die großen philosophischen Systeme, die neben ihr emporstiegen, bei allem großartigen Aufwand der Gedankenarbeit die Keime der Zersetzung in sich und wurden von dem unaufhaltsamen Gange einer völlig andern Zielen zustrebenden laienhaften Civilisation rasch überholt.

In der kirchlichen Scholastik des 13. Jahrhunderts wurde nicht nur die dialektische Richtung aufgenommen, die doch in Abälard verdammt worden war, nicht nur hat derselbe Abälard in der dogmatischen Behandlung vielfach als Muster gedient, sondern in seinen Arbeiten ist auch die an die Universalienfrage anknüpfende Richtung bereits vorgezeichnet, die das philosophische Denken von der logisch-dialektischen Untersuchung auf die systembildende Metaphysik hinüberlenkte. Die systematische Kraft aber,

mit der das Denken die gesamte Welt erst jetzt beherrschen lernte, floß aus der Aristotelischen Philosophie, deren ganzen Umkreis man allmählich überschaute: im Laufe des 12. Jahrhunderts verbreitete sich die Kenntnis der gesamten logischen Schriften, des sogenannten Organon, dann folgte die Epoche der arabisch-jüdischen Vermittlung der physischen, metaphysischen und ethischen Schriften mit ihren Kommentaren, endlich die unmittelbare Übertragung aus dem Griechischen ins Lateinische. Der Traditionalismus machte vergebliche Versuche, den Siegeslauf des Aristotelismus aufzuhalten, 1231 mußte er ihm freie Bahn geben, und eine unbegrenzte Verehrung feierte fortan den heidnischen Weisen als den „Vorläufer Christi". Aristoteles wurde die Großmacht der Scholastik, weil man nur durch ihn die pantheistischen Gedankenreihen, auf die der Platonismus immer wieder hinführte, wirksam abstoßen und den von der Kirchenlehre geforderten Dualismus von Gott und Welt philosophisch begründen konnte.

An dem Aufschwunge der Wissenschaft auf die Höhe eines universalen Gesichtskreises waren Italiener, Franzosen und Engländer beteiligt, die Universitäten Paris und Oxford hatten die geistige Führung; Deutschlands immer noch dürftig geschulte intellektuelle Kraft hat keinen großen Scholastiker hervorgebracht, und die oft überschätzte Erscheinung eines Albertus Magnus lehrt, daß ihre Leistungsfähigkeit über das Anhäufen wissenschaftlicher Stoffmassen noch kaum hinausging. Die Träger jenes Aufschwungs aber erstanden aus den Bettelorden, und damit war die Norm ihres wissenschaftlichen Bewußtseins gegeben: die Theologie wurde ausgebaut zum philosophischen Welterkennen, aber das Welterkennen, indem es alle Dinge umfaßte und mit dem höchsten Intellekt, mit Gott, verknüpfte, mündete doch wieder in der Kirche, denn nur in dem Glauben an ihre offenbarte Lehre sollte Gott schließlich erkannt werden können: die durch das Erkennen vermittelte Religion der Gebildeten wurde hier mit dem Autoritätsprinzip der Massenreligion in eine Einheit gefaßt.

Wenn 200 Jahre früher Petrus Damiani gefordert hatte,

daß die Dialektik nicht mehr sein dürfe, als die Magd der Theologie, so war dieses Verhältnis jetzt zur Thatsache geworden, wenngleich kein Scholastiker sich dessen wirklich bewußt gewesen ist. Indem die Verschmelzung der augustinischen Theologie mit der philosophischen Weltlehre des Altertums erfolgte, diese aber den in der Jurisprudenz entwickelten Begriff der Papstkirche in sich aufnahm und ihm jene beiden dienstbar machte, wurde ein Zustand geschaffen, dessen Nachwirkungen bis in die Gegenwart reichen: die Religion wurde Philosophie, die Theologie Spekulation, die lebendige Frömmigkeit denkmäßig angeeignete Lehre, und in der absoluten Ekklesiastik wurden alle Wissenschaften neutralisiert. So schufen die großen scholastischen Systeme Zwangseinheiten, deren Architektonik man bewundern, und deren geschichtliche Notwendigkeit man begreifen kann, die aber die Unlösbarkeit ihrer Aufgabe mit aller Dialektik nicht zu verdecken im stande waren.

Das Leben des Christentums, und dieses in der für die abendländische Kirche vorbildlichen augustinischen Prägung, wurzelnd in Gefühlen und Hoffnungen, in den Erfahrungen des Willens und der Gewißheit des Herzens, sollte zusammengebunden werden mit Formen des Denkens, die aus dem Bedürfnis einer Erklärung des Kosmos erwachsen waren. Aristoteles hatte die platonische Anschauung bekämpft, daß die transscendenten Ideen für sich existierten, getrennt von den Einzelwesen, die ihnen nachgebildet seien; er hatte die Wirklichkeit der allgemeinen Ideen nicht neben oder über, sondern in die Individuen verlegt, in denen wir sie denkend erkennen. Die Scholastik aber ging ihrerseits darauf aus, den selbständigen Charakter alles Kreatürlichen gegenüber seinem Schöpfer zu erweisen, Gott und die Welt zu trennen und allen pantheistischen Ketzereien vorzubeugen; darum folgerte sie aus ihrem Aristotelismus eben die Transscendenz des Göttlichen, die Aristoteles gerade hatte widerlegen wollen. Und so sollten die kosmischen Begriffe Form, Materie, bewegende Ursache, Zweckmäßigkeit, Kausalität, Zeit und Raum, Ewigkeit der Welt u. s. w. mit den christlichen

von Gott, Dreieinigkeit, Offenbarung, Engeln und Teufeln, Schöpfung aus Nichts, Unsterblichkeit u. s. w. vermittelt werden, was bei der Verschiedenheit der beiderseitigen Voraussetzungen eine Ungeheuerlichkeit war. Auf einer völlig andersartigen geschichtlichen Stufe nahm man denselben Prozeß noch einmal in Angriff, der in der alten Kirche bereits zu einem Abschluß gebracht worden war: die Auseinandersetzung der antiken Philosophie mit dem Christentum, ohne zu bemerken, daß die antike Philosophie eben nicht mehr die geistige Welt war, in der man lebte, daß sie mit der Kultur des Zeitpunktes in keiner organischen Beziehung stand, daß man also mit dieser Verschmelzung eine Sisyphusarbeit unternahm und, so sehr man sich mühte, das ganze Wissen der Zeit in den Rahmen dieses universalen Systems einzutragen, dennoch gleichsam nur eine ehrwürdige Mumie präparierte. Eine außerordentliche Kraft des Scharfsinns ist aufgeboten worden, um den aristotelischen Begriff Gottes als des schlechthin Vollkommenen, der reinen Aktualität, der ewig sich selbst denkenden Vernunft, des ersten Bewegers und des unveränderlichen Einfachen mit den christlichen Grundfragen von Gottes Allmacht und Güte, dem Ursprung des Übels und dem freien Willen auseinanderzusetzen, den in sich vernünftigen Zweckzusammenhang des Kosmos einerseits mit der absoluten Freiheit und Uneingeschränktheit göttlichen Waltens anderseits in ein befriedigendes Gleichgewicht zu stellen; es war nicht möglich ohne erhebliche Opfer und Einbußen auf beiden Seiten. Der Ausgangspunkt der antiken Philosophie war der erkennende Intellekt in seiner Richtung auf den denknotwendigen Zusammenhang des Weltalls, der Ausgangspunkt des christlichen Denkens der in Gott freie Wille in seiner Richtung auf die Heilsverwirklichung in der Geschichte und in der gegenwärtigen Gesellschaft. Und doch gelang es, diese beiden, aus so ganz verschiedenem Erdreich aufgeschossenen Stämme gleichsam zu der geschlossenen Einheit eines gotischen Spitzbogens zusammenzubiegen, in welchem „Natur“ und „Gnade“, d. h. die Vernunfterkenntnis der natürlichen Welt und die übernatürliche Aufgabe

der „Schauung Gottes“ (visio ac fruitio dei) in eine künstliche Harmonie gebracht waren. Freilich sollten die beiden Enden dieses Bogens nur zu bald wieder auseinanderschnellen.

Dem Dogmatismus der von Thomas von Aquino geführten Dominikanerschule trat der Kriticismus der Oxforder Franziskanerschule gegenüber und setzte dem theoretischen Verhalten des Intellekts bei den Thomisten den vom Intellekt unabhängigen Willen als eine positive Lebensmacht entgegen. Mit Duns Skotus drang der individualistische Grundzug des Zeitalters also auch in die Scholastik ein und führte zu ihrer Zersetzung.

Anselm von Canterbury hatte mit seinem berühmten ‚credo ut intellegam‘ den Glauben als die unerläßliche Vorbedingung und das Organ der Vernunfterkenntnis bezeichnet. Weil alle Vernunfterkenntnis am Offenbarungsbegriff ihre Schranke hatte, so konnte das Wesen dessen, was den Inhalt der Offenbarung ausmachte, mit ihren Mitteln nicht erreichbar sein; und wenn Thomas das Dasein Gottes allerdings durch die Vernunft beweisen zu können glaubte, so doch nicht die Dreieinigkeit, die Menschwerdung Christi, die Erbsünde, die Notwendigkeit der Erlösung, die Auferstehung des Fleisches, das Weltgericht, die ewige Seligkeit und Verdammnis: diese hat der Glaube einfach als Offenbarungsthatsachen hinzunehmen, und die Vernunft kann sie nicht als notwendige, wohl aber als mögliche erweisen. Es gab demnach eine natürliche oder rationale und eine geoffenbarte oder übervernünftige Theologie, und je mehr der immer konkreter und nüchterner werdende Aristotelismus die Reste der bei Thomas noch immer sichtbaren platonischen Denkweise austilgt, um so mehr mußte er den Kreis der Wahrheiten einschränken, die durch die Vernunftwissenschaft beweisbar waren, auch z. B. die Schöpfung aus nichts und die Unsterblichkeit aus diesem Kreise ausschließen, und mit Duns Skotus that er sogar in vollem Bewußtsein einen entscheidenden Fortschritt über seinen Meister hinaus: Aristoteles hat nach der Meinung des englischen Denkers den Unterschied von Wille und Intellekt nicht hinreichend erfaßt, er hat nicht er-

kannt, daß neben der rationalen Betrachtung des Weltzusammenhanges, welche am Endpunkt der Kausalitätenreihe den höchsten Intellekt erblickt, eine zweite sich aufdrängt, deren Prinzip nicht wie dort, die Notwendigkeit, sondern die Freiheit ist. Die einzige Quelle der Offenbarungswahrheiten ist der Wille Gottes; dieser unterliegt nicht, wie der Intellekt, der Notwendigkeit: er hätte sich so, er hätte sich auch anders offenbaren und an Stelle dieser Welt eine beliebige andere schaffen können; er kann dasselbe wollen, was der Intellekt vorstellt, er kann aber auch völlig unabhängig von ihm handeln und den natürlichen Kausalzusammenhang jederzeit durchbrechen.

Ein unheilbarer Riß kam so in die scholastische Weltanschauung, die an der Möglichkeit, die Welt auf ein einheitliches Prinzip zurückzuführen, verzweifelte: die antike Kosmologie und das christliche Seelenleben, die Welt des Intellekts und die Welt des Willens, Aristoteles und Augustin traten sich gegenüber und erkannten ihre Unversöhnlichkeit. Es giebt nicht nur Vernunftwahrheiten, sondern auch Glaubenswahrheiten, jene sind Gegenstände der Wissenschaft, diese der Theologie, welcher der Charakter einer Wissenschaft abzusprechen ist: sie ist vielmehr lediglich praktisches Wissen von den Heilswahrheiten.

Der Zersetzungsprozeß der Scholastik wurde durch die völlig folgerichtige Erneuerung des Nominalismus, die sich vorzugsweise an den Namen Wilhelms von Occam knüpft, vollendet: wenn der Zusammenhang der Einzeldinge mit den allgemeinen Ideen und schließlich mit dem göttlichen Intellekt kein notwendiger ist und die Begriffe, die unser Denken sich von den Dingen macht, mit ihrem wahren Sein nicht übereinzustimmen brauchen, so bleiben als Objekte der Wissenschaft eben nur die Einzelerscheinungen übrig, während die allgemeinen Begriffe, auch die in Gott enthaltenen, nichts als Zeichen sind. Alles Wissen aber, was über den Kreis der Erfahrung hinausgreift, wird dadurch zum Glauben; selbst das Dasein Gottes und die Erschaffung der Welt können durch die Vernunft nicht zwingend erwiesen, sie müssen geglaubt werden. Und wenn es für den Glauben Beweise

giebt, so sind diese ganz allein der inneren Erfahrung zu entnehmen. So waren mit dem Nominalismus, dem nach Konrads von Megenberg Zeugnis schon um 1370 der dritte Teil aller scholastischen Lehrer Deutschlands anhing, die Voraussetzungen eines psychologischen Verständnisses der Religion prinzipiell wiedergewonnen; die Macht des innern Lebens wurde anerkannt, die Religion der Philosophie enthoben und der konkrete Wert der Einzeldinge, des Willens und der Persönlichkeit in Gott wie im Menschen kräftig betont. Aber neben diesen positiven enthielt der Nominalismus auch eine Reihe negativer Instanzen: indem Glaube und Vernunft grundsätzlich getrennt wurden, gelangte man zu einer Anschauung, der der Glaube schlechthin als widervernünftig galt. Die Aufklärer der Pariser Universität untergruben das Dogma, indem sie erklärten, daß die Schöpfung aus Nichts, die Dreieinigkeit, die ungeschlechtliche Erzeugung eines Menschen, der Untergang der Welt, die Unsterblichkeit, die Auferstehung, das jüngste Gericht mit den Forderungen der Vernunft durchaus unvereinbar, alle Aussagen der Theologen bloße Fabeln und die katholischen Glaubenslehren, vom Standpunkt der Wissenschaft betrachtet, irrig und falsch seien. Indem ferner der Nominalismus in Gott die absolute, uneingeschränkte Willkür und im Willen des Menschen desgleichen ein Irrationales, also eine unergründliche, unberechenbare Elementarmacht fand, hat er das Sittliche, was ja mit dem Religiösen in der Auffassung des Mittelalters innig zusammenhing, ebenfalls der Sphäre des Notwendigen enthoben, es in ein Subjektives, Arbiträres verwandelt und der diplomatischen Handhabung der Religion, dem religiösen Probabilismus und der sittlichen Kasuistik die Wege bereitet. Indem er endlich in der Annahme einer zwiefachen Wahrheit auslief, einer theologischen, die mit der Autorität der Kirche im Einklang stand, und einer philosophischen, die innerhalb der Vernunftwissenschaft galt, und indem diese Theorie z. B. schon 1247 dem Johann von Brescia die Ausflucht ermöglichte, gewisse häretische Sätze, die er aufgestellt habe, seien eben nicht im theologischen, sondern in philosophischem Sinne zu verstehen, mit diesem Endergebnis meldete

die Scholastik ihren Bankrott an: zwischen Glauben und Wissenschaft war das Tischtuch entzweigeschnitten, und wenn der Nominalismus sich auch der Kirche gehorsam unterwarf und ihre Autorität noch erhöhte, so lebte und atmete er doch nicht mehr in der Kirche; es war die blinde Unterwerfung der Indolenz, denn die Wissenschaft hatte den Glauben entleert, der zur fides implicita, d. h. dem unbedingten Glauben an die, wenngleich unbegriffene, Kirchenlehre zusammenschrumpfte. Bei den Scholastikern des 14. und 15. Jahrhunderts ist trotz wiederholten Regenerationsversuchen doch eine halb ironische Haltung unverkennbar, mit der sie der Selbstauflösung ihrer wissenschaftlichen Donquichoterien zusehen: die Unmöglichkeit des Zieles ist erkannt, und die echten wissenschaftlichen Talente wenden sich verheißungsvolleren Aufgaben zu. Was übrig bleibt, ist der unrühmliche, nicht mit echter Resignation, sondern mit einem immer gehässigeren Zelotismus betriebene Rückzug auf dem Boden der kirchlichen Autorität und das zum Teil lächerliche, fruchtlose Spielen eines ganz im Formalistischen aufgehenden verwilderten Scharfsinns, von dem z. B. die „Briefe der Dunkelmänner“ ein ebenso grelles, wie ergötzliches Bild geben.

Der bleibende Gewinn, den die Scholastik dem abendländischen Geistesleben eintrug, war bei alledem ein bedeutender: indem sie Glauben und Wissenschaft, Erfahren und Erkennen, Religion und Philosophie zusammenschmiedete, hat sie Außerordentliches für die Erziehung des systematischen Denkens geleistet, und indem sie in und neben der kirchlichen Gesellschaftsordnung eine unter dem gleichen Gesichtspunkt stehende Wissensordnung aufrichtete, hat sie zum ersten Male den Grundriß einer die nationalen, politischen und wirtschaftlichen Trennungen übergreifenden völkerverbindenden wissenschaftlichen Ideengemeinschaft entworfen, dessen Linien freilich mit der wachsenden Freiheit des wissenschaftlichen Bewußtseins eine völlig veränderte Gliederung gewinnen sollten, der aber doch als ein solcher idealer Grundriß an sich eine auch heute nur zum kleinsten Teile noch erfüllte Aufgabe hinterlassen hat.

Mit der Zersetzung der Scholastik traten die beiden geistigen Welten, die sie in eine künstliche Einheit verschlungen hatte, aus-

einander; das innere Leben des Christentums, die subjektive Gewißheit des Glaubens streifte die hemmenden Bleigewichte des antiken Intellektualismus ab; der Wille wurde seines metaphysischen Charakters inne, der durch keinerlei Formeln der Logik und der Erkenntnislehre zu einer begrifflichen Darlegung von zwingender Gemeingiltigkeit gebracht werden, der nur erlebt, nur als Realität, als Selbstgewißheit in der rationell nie befriedigend auflösbaren Einheit des seelischen Lebens empfunden werden kann. Auch das Dasein und die Persönlichkeit Gottes kann durch keinerlei Beweise einer rationalen Theologie in unanfechtbarer Weise begründet, vielmehr als lebendige Gewißheit nur in der innern Erfahrung besessen werden.

Aus dem klaffenden Riß, den die Skotisten in das Gebäude der Scholastik gebrochen hatten, schwang sich jetzt durchaus folgerichtig die frei gewordene Mystik hervor: eine neue „Rückkehr zum Zeichen", gleichsam eine Verjüngung der Scholastik, indem einer ihrer Keime bloß gelegt wurde, dessen Triebkraft unter dem lastenden Übergewicht des Intellektualismus verkümmert schien.

Die Mystik ist nichts spezifisch Christliches. Der eigentliche Sinn des Wortes scheint einen Zustand des inneren Schauens anzudeuten, der durch ein Abschließen (μύειν) der sinnlichen Wahrnehmung gegen die Außenwelt der übersinnlichen Erleuchtung aufgethan ist: die Seele erfährt ihre göttliche Natur, sie wird eins mit dem ewigen Urwesen. Die Mystik ist eigentlich ein Kind des Pantheismus, und ihre ekstatische Frömmigkeit ist im Brahmanismus und Buddhismus ebenso zu finden, wie in den griechischen Kulten, im moslimischen Sufismus so gut wie im Judentum und im Christentum. Da sie in der Überzeugung wurzelt, daß die Natur und die Gottheit Eins und die Natur die entfaltete Gottheit ist, so begünstigt sie einerseits bei den Massen einen magischen Ritualismus und Fetischismus, der Personen, Dinge und Handlungen als Träger geheimnißvoller Kräfte, als Vermittler himmlischen Vorgeschmacks verehrt und überall im Sinnlichen das Übersinnliche sucht, andrerseits bei den

Wissenden eine kontemplative Askese, für die alles Dingliche, das lebendige Sein und die Geschichte nur von symbolischem Werte und das dahinterliegende Übersinnliche die wahre Realität ist; dieser entzückt inne zu werden, ist nur den höchstbegnadeten Augenblicken gegönnt, der wahrhaft fromme Wandel aber muß die Dauer und die Häufigkeit solcher Augenblicke zu steigern trachten: auch die Religion hat ihre Virtuosen gehabt. Der Auserwählten sind von jeher wenige gewesen, aber wo sich Viele berufen fühlen, da wird sich immer das Bedürfniß nach einer Anweisung einstellen, wie man zu einem Erleben des Übersinnlichen gelangen könne, und an die praktische Anweisung wird sich die spekulative Auslegung der mystischen Stimmungen anschließen. Die wissenschaftliche Formulierung nicht nur der christlichen, sondern augenscheinlich auch der jüdischen und der moslimischen Mystik hat ihre Voraussetzungen in der platonischen Ideenlehre gehabt, und weiterhin als stetig begleitendes Korrektiv neben einem Intellektualismus, der das Göttliche mit den Formen des denkenden Erkennens umspannen will, in der Stille einhergehend oder zeitweilig mit gesammelter Kraft emporschnellend hat sie die Erinnerung an den psychischen Urgrund, aus dem das religiöse Leben der Menschheit immer neu hervorkeimt, dauernd lebendig erhalten helfen. Dem Christentum wurde die mystische Spekulation durch den Neuplatonismus zugeführt, der ganz davon durchdrungen war, daß das höchste Gut nicht in der Erkenntnis der Weltvernunft, sondern jenseit von aller irdischen Erfahrung, im Absoluten zu suchen sei, auf das die unbezwingliche Sehnsucht des Menschen hindrängt, und dessen man durch den Verzicht auf alles Irdisch-Sinnliche, durch die Erhebung über alles Vorstellen und Denken im Hochflug ekstatischer Schauung teilhaftig werden könne. Das Christentum, wie es Jesus verkündigte, hat ebenso wenig wie in der Askese, in der Spekulation oder in mystischer Ekstase eine Heiligung erblickt: nicht das entrückte Gefühl, sondern allein der Glaube macht selig, der sich in Liebe und Frömmigkeit, in Demut und der Zuversicht auf Gott und ein ewiges Leben bethätigt; wenn der Mystiker des Göttlichen

nur in vereinzelten Ekstasen habhaft wird, so besitzt der Christ im Glauben einen dauernden Anteil am Reiche Gottes. Aber wie die natürliche Sittlichkeit überwuchert wurde von der asketischen, welche die diesseitige Welt gegen die jenseitige preisgab, wie der Glaube von der Philosophie überwältigt den geschichtlichen Christus in einen begrifflichen verwandelte, von dem die Persönlichkeit nur eine Erscheinung war, wie das im persönlichen Christus greifbare Leben sich eben darum verflüchtigte und der Glaube in Spekulation, Kontemplation und Formelwahn entartete, so wurde auch der Mystik im Christentum Spielraum gegeben, die an dem Begriff einer aus dem Jenseits wirkenden Offenbarung sich neu befruchtete. Ihre maßgebende Grundlegung empfing sie in den Schriften des sogenannten Dionysius Areopagita, in denen neuplatonische und christlich-kirchliche Gedankenreihen zusammenfließen: Gott der Urgrund alles Seins, der in allem und doch über allem ist, hat alle zur Gemeinschaft mit ihm berufen, das Streben zu Gott durchdringt vom Höchsten zum Niedrigsten alle Wesen als ein ekstatischer Eros, es erreicht bei den Menschen durch die drei Stufen der Reinigung, Erleuchtung und wesenhaften Vereinigung hindurch seinen Gipfel in der Vergottung der allem Sinnfälligen abgewandten, Denken und Wollen überfliegenden Seele. Es giebt eine mittelbare und unmittelbare Erfahrung dieses Prozesses: jene ist die hierarchisch-sakramentale, die durch den reinigenden Diakon, den erleuchtenden Priester, den vollendenden Bischof im Mysterium des Abendmahles zur Vergottung hinleitet, diese die gnostische, der die Kultushandlungen lediglich als Symbole gelten und die göttliche Wiedergeburt der Seele durch ekstatische Erhebung erreichbar ist. Auch hier treffen wir die Verquickung christlicher Elemente mit einer außerhalb des Christentums erwachsenen Mysteriosophie, und diese Verquickung mußte dem Christentum verderblich werden, weil sie dessen Thatsachen umbog, die Trinität, vor allem aber die Menschwerdung Christi nur noch als Formeln behandelte, deren eigentlichen Sinn sie wegdeutete, und die Existenz des Bösen leugnete, das vor Gott eben auch das Gute sei und in

der absteigenden Reihe der Geschöpfe nur als der wachsende Defekt des Guten entstehe.

Wenn die lateinische Kirche keinen Augustin besessen hätte, sie hätte den eindringenden Pagamismus nicht erfolgreicher, als ihre griechische Schwester, abwehren können. Auch ihm gipfelte die Seligkeit des Christen in dem feiernden Schauen und Genießen Gottes, aber er meinte die Seligkeit des jenseitigen Lebens. Und wenn er die Möglichkeit einer mystischen Ekstase bei vorzüglich Begnadeten anerkannte, so hat er doch im Prinzip nirgends zugegeben, daß jene Seligkeit durch eine inbrünstig gesteigerte Kontemplation sich schon im Diesseits vorausnehmen lasse; das irdische Leben war ihm vielmehr erfüllt von asketischer Arbeit, von Opfern der Demut und Selbstverleugnung, vom Kampf mit der Sünde und dem Ringen nach Verdienst vor Gott, und die grübelnde Kontemplation, das quietistische Trachten nach Vergottung trat ihm zurück hinter dem Glauben und der Liebe, in denen man das ewige Leben schon hienieden, aber nur vorahnend, ergreifen kann. Und gleichzeitig beschenkte Augustin seine Kirche mit einer neuen Würdigung des geschichtlichen Christus, dessen menschlicher Wandel in Demut und Liebe zur Nachfolge aufrufe, und in dem die Gnade Gottes uns offenbar geworden sei. Als im 12. Jahrhundert, genährt von der asketischen Begeisterung der Kreuzzüge und dem Mißtrauen gegen die herzenverarmende dialektische Theologie, die Mystik in dem heiligen Bernhard wieder mächtig emporlohte, in der gesamten katholischen Welt eine neue Glut verbreitend, da blieb sie denn auch mit einer den Augustin noch weit überbietenden Innigkeit an dem leidenden Erlöser haften und schöpfte aus dem Hohen Liede, aus einer inbrünstig gesteigerten weltlichen Minnepoesie die Farben, mit denen sie das Bild des Gekreuzigten und seiner holden jungfräulichen Mutter schwärmerisch übergoldete. Bernhard verurteilte die dialektische Theologie nicht als solche, sondern allein das Wissen um des Wissens willen galt ihm für ein heidnisches Trachten, dem er das Wissen, welches der Erhebung diente, entgegenstellte: das Wissen ruhe fest auf der Demut

und der Liebe zu Gott, dann vermag es sich auch über die Vernunfterkenntnis zu der höheren, der mystischen Schauung, zu erheben.

Seine beiden Schüler, Hugo und Richard von St. Viktor, die alles weltliche Wissen dem geistlichen unterordneten und eine Stufenleiter feststellten, auf der man von dem sinnlichen Wahrnehmen durch das begriffliche Denken zum seligen Anschauen, die Grenzen der Vernunfterkenntnis überfliegend, hinaufsteige, bereiteten damit die Wendung vor, die die Mystik in den scholastischen Systemen genommen hat. Die durch das Auftreten Bernhards zu einem anschwellenden Strom entfesselte sinnlich-ekstatische Frömmigkeit überspülte die augustinischen Richtlinien: ihr war es gewiß, daß die entzückte Seele schon im Diesseits zum Genusse Gottes gelangen und die ewige Seligkeit schmecken könne; aber darin lag eine doppelte Gefahr verborgen: die mystische Einung mit Gott führt immer wieder auf den Pantheismus, aus dem ihre Lehre hervorgegangen ist, und indem weiterhin die Seele unmittelbar der Vergottung zustrebt, wird die Mittlerstellung Christi übersprungen und damit der Quellpunkt des Christentums verschüttet. Nur die erste Gefahr, die in den Sektenbildungen offen ausbrach, hat die Scholastik erkannt und zu überwinden gesucht durch die Aufrichtung des Dogmas von der einen alleinseligmachenden Kirche, die ausdrückliche Widerlegung des Pantheismus und den Satz, daß nicht sowohl, oder doch nur in seltenen Fällen, die unvermittelte Ekstase, sondern der die Seele im Erkennen befreiende und zur Anschauung des höchsten Gutes emporbildende Intellekt auf Gott hinführe. So war die mystische Stimmung hier nahezu neutralisiert, jedenfalls gegen Ausschreitungen behütet, und selbst der beredteste Verteidiger des asketisch-kontemplativen Lebens unter den Scholastikern, Bonaventura, kennt jene Ekstase nur als das gleichsam aristokratische Vorrecht begnadeter Geister. Sobald jedoch die skotistische Schule die Kluft zwischen Glauben und Wissen, Willen und Intellekt aufgethan und an dem Erkennen Gottes auf intellektuellem Wege verzweifelt hatte, blieb nichts mehr zurück, als die blinde Ergebung in den Willen, in die

absolute Willkür Gottes. Aber weil dieser Wille eben jetzt als das schlechthin Irrationale angesehen wurde, so fand die Sehnsucht nach dem Heil, die die Gemüter erschütterte, in ihm auch keinen Anker und stürzte sich kopfüber in diesen bodenlosen Abgrund des kausalitätlosen Willens hinein: die Mystik erschien als die einzige mögliche Rettung; erst jetzt wurde sie gewissermaßen demokratisch, sie stieg in die untersten Kreise hinab, und in dem deutschen Meister Eckhart und seiner vielköpfigen Schule, die die Hochburg der Scholastik, das heilige Köln, zur Residenz der neuen deutschen Mystik machte, gewann sie eine Volkstümlichkeit der Wirkung, eine Gewalt der Stimmung, eine sprachschöpferische, bildkräftige Schlagkraft des Ausdrucks und eine in ihrer ganz neuen Vereinigung von Spekulation und Lebensweisheit, philosophischem Tiefsinn und praktischem Christentum, Askese und Weltfreude, Resignation und Enthusiasmus, wissenschaftlicher Skepsis und gefühlsmäßiger Gewißheit, quietistischer Beschauung und thatfreudiger Initiative fortreißende Ausbreitung, in der wiederum das siegreiche Vordringen der beiden Grundmächte des Zeitalters sichtbar wird: des Individualismus und des Massengeistes; beide begleiten und fordern einander, und dieser erscheint zugleich als Folie und als Werkzeug des ersteren.

Die Mystik hat das Innenleben vertiefen und die ästhetische Stimmung vorbereiten helfen, sie hat in den Seelen wieder das Übersinnliche als eine stark empfundene Realität aufgerichtet und in dem innerlichen Lossagen von den Gütern dieser Welt, in dem mit seinem Gott verbrüderten Gefühl eine neue Freiheit errungen, die in sittlicher Selbstzucht und thätiger Nächstenliebe des hohen Ideals der Gottähnlichkeit würdig zu werden strebte und von dem unendlichen Wert jeder einzelnen Menschenseele augustinisch durchdrungen war. Das Alles scharte die Massen zusammen in Sekten und Bruderschaften und freien Vereinigungen, für die das Dogma bereits eine ehrwürdige Reliquie, die kirchliche Wissenschaft eine tote Größe war und nur die praktischen Aufgaben mystisch-christlicher Askese den Wert von Heilsbürgschaften zu haben schienen.

Die deutsche Mystik ist in der Scholastik allmählich herangewachsen, indem neben der wissenschaftlichen Reflexion auch eine seelsorgerische Aufgabe erkannt und an einzelnen Punkten mit erbaulichen Auslegungen eingesetzt wurde. Indem die Auswahl des dogmatischen Materials um alte mystische Grundgedanken gruppiert wurde, entstand ein neues Ganzes, das sich als eine Vereinigung des Thomismus und Augustinismus mit pseudodionysischen Motiven darstellt. Indessen wurden bei den späteren Mystikern, Suso, Tauler, den sogenannten Gottesfreunden und in der „Deutschen Theologie" die Eierschalen der Scholastik mehr und mehr abgestreift und die Spekulation zu Gunsten praktisch-ethischer Anweisungen zurückgedrängt, das Dogma nicht angetastet, aber doch zur Seite gelassen und nur so weit herangezogen, als es eine erbauliche Verwertung zuließ. In ihrer reinsten, von aller Spekulation befreiten Gestalt ist dann die Mystik in der holländischen der Brüder vom gemeinsamen Leben erschienen, als deren köstlichste Frucht die unter dem Namen des Thomas von Kempen berühmt gewordene „Nachfolge Christi" hervorging.

Im übrigen ist das Endergebnis der Scholastik zuerst von dem scharf vorausblickenden Geiste eines englischen Denkers formuliert worden, von Roger Bacon: die Wege des Glaubens und des Wissens gehen völlig auseinander, insofern es eine doppelte Art der Erkenntnis giebt. Die eine, auf die rationale Demonstration gestützt, vermittelt keine unbedingte Gewißheit ohne die andere, die sich auf die Erfahrung stützt. Es giebt eine äußere Erfahrung durch die Sinne und eine innere durch göttliche Erleuchtung; jene bezieht sich auf die Naturobjekte, diese auf die übersinnlichen Wahrheiten, jene vermittelt die natürliche, diese die religiöse Erkenntnis, zu der der menschliche Geist aus sich selbst heraus nicht befähigt ist. Die Wissenschaft ist demnach aufzubauen auf Beobachtung, Versuch und Induktion, ihre Hauptdisciplin ist die Mathematik, welche Geometrie, Arithmetik, Astronomie und Musik umfaßt, dann folgt die Physik, in der die Alchemie, Agrikultur, Medizin, Astrologie und Magie begriffen

sind, endlich die Moral. Die Dialektik, die Logik und die Grammatik haben bei Roger Bacon ihre führende Stellung eingebüßt, die Universalienfrage ist abgethan: es gilt der Deduktion die Induktion entgegenzusetzen, der Dialektik die Erfahrungswissenschaft, es gilt die Erforschung nicht des Allgemeinen, sondern des Individuellen. Freilich ist der ‚doctor mirabilis' nur in Ahnungen stecken geblieben und hat es zu einer wirklichen Ausgestaltung seiner Methoden nicht gebracht, aber der Bruch mit der Scholastik liegt doch auch in diesen Ahnungen offen, in denen der individualistische Grundzug der Epoche, die Richtung auf das Konkrete und Lebendige, der erstarkende Naturssinn und der Drang nach Selbstleben, Selbstsehen und Selbstseinwollen im bewußten Gegensatz zu der metaphysischen Centralisation des wissenschaftlichen Denkens und seiner Bevormundung durch den Geist des Romanismus einen sehr bestimmten Ausdruck gefunden hat. Keine Frage, daß diese entscheidende Wendung unter dem geistigen Kraftdruck, den die mündig gewordene Laienkultur bereits gewonnen hatte, erfolgt ist: die asketische Metaphysik der Kirche hatte die natürliche Welt wohl zu demütigen, aber nicht zu überwältigen vermocht, Schritt für Schritt erkämpfte diese sich ihr eignes Recht: in dem Zugeständnis einer zwiefachen Moral, eines zwiefachen Rechts, einer zwiefachen Religion und einer zwiefachen Wahrheit, einer am Jenseits und einer am Diesseits orientirten Weltbetrachtung wird diese Rivalität alter und junger Denkweise sichtbar, und schon die großen Scholastiker des 13. Jahrhunderts müssen mit der Möglichkeit einer natürlichen Sittlichkeit, einer natürlichen Gesellschaftslehre, einer natürlichen Gotteserkenntnis rechnen, wenn sie dieser auch gegenüber der metaphysisch gegebenen nur den zweiten Rang zubilligen können.

Auch hier sind aber der Stärkung des wissenschaftlichen Selbstbewußtseins orientalische Einflüsse zu Hilfe gekommen.

Die Kenntnis der griechischen Mathematik, Naturwissenschaft und Arzneikunde hatte im Orient eine ununterbrochene Überlieferung: sie gelangte von den Griechen zu den christlichen Syrern, von diesen zu den Arabern, von diesen wiederum über

Spanien und zum Teil durch spanische Juden vermittelt in den europäischen Westen. Vom 8. bis ins 10. Jahrhundert entstand eine reiche arabische Übersetzungslitteratur, und an das Studium des Aristoteles, Archimedes, Ptolemäus, Euklid, Heron, Diophant, Aristarch von Samos, Apollonius von Pergä, Autolykus, Menelaus, Theodosius, Hypsikles, Galen, Hippokrates, Dioskorides u. A. schloß sich eine rege naturwissenschaftliche Bethätigung, die die antiken Traditionen fortleitend, gleichzeitig Anregungen indischer Wissenschaft aufnehmend und selbständig weiterforschend als bahnweisende Kulturvermittlerin die Voraussetzungen der modernen exakten Wissenschaften schuf. Die Araber verpflanzten die indische Rechenkunst, das sogenannte Stellensystem der Ziffern, in das Abendland, vervollkommneten die griechische Algebra, bereiteten in der von Ägypten überkommenen alchemistischen Wissenschaft der Metallverwandlung die Methoden des Experimentierens, der chemischen Analysen und Darstellungen vor, bahnten durch eine grundlegende Verwertung der Mathematik eine neue Ära wissenschaftlichen Denkens an, sannen an der Hand ihrer griechischen Quellen und erfinderisch Instrumente bauend den Problemen der Meßkunde nach, legten zahlreiche Sternwarten an, studierten und bereicherten den griechischen Arzneischatz, begründeten die Pharmazeutik, begannen eine wissenschaftliche Hygiene, richteten großartige Krankenhäuser ein und benutzten sie zur klinischen Demonstration. Ein ungeheures Arbeitsfeld war hier der Wissenschaft aufgethan, dessen geheimnisvolle Reize sich den christlichen Abendländern langsam erschlossen: der erste Schüler arabischer Weisheit, der gelehrte Gerbert, als Papst Sylvester II. genannt, erschien seinen Zeitgenossen in dem unheimlichen Lichte zauberischer Künste. Im 11. Jahrhundert brachte der Mönch Constantinus Afrikanus von seiner Orientfahrt die Schriften des Galenus und Hippokrates heim, im 12. übertrug der weitgereiste Adelard von Bath aus dem Arabischen den Euklid, und daran reihten sich die Übersetzungen des Ptolemäus, der physischen Schriften des Aristoteles und arabischen Naturlehrer durch Gerhard von Cremona, Dominikus Gundisalvi, den spanischen Juden Avendeath, Michael Skotus u. A.,

deren Nachwirkungen die folgenden Jahrhunderte erfüllten. Vergeblich sträubte sich die Kirche gegen den Eindrang dieser immer breiter wellenden Bewegung, über deren heimliche Gefahren ihr Instinkt sie nicht betrog; die griechisch-arabische Naturwissenschaft sah die Zahl ihrer wißbegierigeu Jünger reißend zunehmen, in Albertus Magnus war sie schon zu einer Macht geworden, in Paris und in Oxford schlug sie ihre Zelte auf, und sie wurde der wichtigste Einschlag der ghibellinischen Bildung, deren Mittelpunkt der sizilische Hof Friedrichs II. mit seinem bunten Getriebe von Arabern, Juden, griechischen und römischen Christen, Astrologen und Philosophen war. Friedrich II. war äußerlich ein Katholik von strenger Observanz und handhabte die Inquisition mit großem Nachdruck, doch das that er aus Politik, denn nicht nur die Kirche, auch die Religion war ihm gleichgiltig geworden: er hatte zu früh außerhalb ihrer stehen gelernt; mit heimlichem Grauen sah das Volk zu ihm auf, und alte Sagenvorstellungen vom Weltende, der Zerstörung der Kirche und ihrer Verklärung woben sich um sein Haupt. — Hatte das wissenschaftliche Denken des Abendlandes bis dahin ausschließlich in der Theologie gelebt, so war in den Naturwissenschaften nunmehr eine neue Provinz geistiger Arbeit erobert worden, und da beide Gedankenkreise sich innerlich fremd waren und feindliche Zusammenstöße nicht ausbleiben konnten, so wurde der Kirche, wenn sie die Führung behalten wollte, die Aufgabe zugenötigt, die beiden widerstrebenden Gedankenkreise so ineinander zu schieben, daß ihre Centren sich deckten. Die gewaltige Arbeit gelang, aber ihre Dauer war nicht zu verbürgen. Es war nicht nur die Großmacht der Kirche, nicht nur das Übergewicht der theologisch-metaphysischen Tradition, was diese Neutralisierung des Naturwissens in den großen scholastischen Systemen ermöglicht hat, sie erklärt sich vor allem aus der allzu jungen Übung der neuen Kenntnis selbst. Denn je tiefer man an den verschiedensten Punkten in die Geheimnisse des Naturreichs einzudringen suchte, um so größer wurde das Staunen über die wunderbaren Zusammenhänge und rätselhaften Beziehungen, die man entdeckte; und mochte man auch hier und

da eine durchgehende Gesetzmäßigkeit ahnen, man war dennoch von der Möglichkeit einer umfassenden Kausalerklärung noch himmelweit entfernt; eine unruhige, abenteuernde Forscherneugierde empfand den ungeheuren Reiz dieser Studien, aber sie war unfähig, auch nur den kleinsten Teil des Weltinhalts nach seiner kausalen Natur ohne Einbeziehung übersinnlicher Kräfte sich verständlich zu machen, und gerade die eigentümliche Verbindung von exakter Beobachtung Experiment und mathematischer Berechnung mit dem erschauernden Ahnen übernatürlicher Zweckzusammenhänge, die eine keck überfliegende Phantasie ergänzte, machte das Anziehende der Magie, Astrologie und Alchemie aus. So blieb die Begründung des Weltzusammenhanges nach wie vor der Metaphysik aufbehalten, und wie die ganze Bildung des Abendlandes von dieser beherrscht wurde, lehren die großen Wissensencyklopädien, die die Erträgnisse der scholastischen Arbeit in das allgemeine Bewußtsein überführten: Honorius von Augsburg, Thomas von Chantimpré, Vincenz von Beauvais, Peter d'Ailly, Alexander Neckam, Brunetto Latino, Herrad von Landsperg, Konrad von Megenberg, Gregor Reisch u. a. Aber darunter floß doch jetzt der Strom der naturwissenschaftlichen Arbeit unter der Führung antiker Autoritäten und arabischer Meister beständig fort, und während die kirchliche Metaphysik den Menschen als das Endziel der Schöpfung und das Objekt der göttlichen Weltregierung ansah, alles auf diesen Mittelpunkt bezog, demgemäß die zentrale Lage der Erde im Weltall mit Jerusalem als Mittelpunkt behauptete und überirdische Kräfte aus allen Regionen des Himmels in den kleinsten Teilen der irdischen Schöpfung wirksam glaubte, lehrte jene, daß die Erde, nur ein Stern unter Sternen, mit allen übrigen sich um den Mittelpunkt des Weltalls drehe, daß es ferner auf der andern Seite des Ozeans Antipoden und demnach kein einheitliches Menschengeschlecht, also auch keine einheitlichen Daseinsformen geben könne, daß die Annahmen von der einmaligen Erschaffung der Welt und eines ersten Menschen ebenso irrig seien, wie die der Auferstehung, der Unsterblichkeit, der Willensfreiheit und einer planvollen Weltregierung. So

arbeiteten die Naturwissenschaften an der Zersetzung der mittelalterlichen Weltanschauung weiter, und mit der Auflösung der Scholastik schwangen sie sich aus der bisherigen Neutralisation zu einer selbständigen Stellung hinauf.

Wiederum trat das Gesetz der „Rückkehr zum Zeichen“ in seine Rechte, als durch Roger Bacon und Wilhelm von Occam die Methoden der äußern und der innern Erfahrung, denen die gepriesenen Alten ihre tiefen Einsichten abgewannen, als die unerläßlichen Bedingungen wissenschaftlichen Erkennens laut verkündigt wurden. Das Prinzip der Erfahrungswissenschaften, bis dahin ein toter, der Antike nachgesprochener Begriff, gewann plötzlich ein neues, eigenes Leben und begann auch allmählich zu positiven Leistungen hinzuleiten. In den großen Erfindungen und Entdeckungen, die den letzten Jahrhunderten des Mittelalters den Anflug einer prometheischen Stimmung gaben, wurde die selbständige Macht dieser aus den Banden der Scholastik erlösten, von Experimenten, Messungen und dem Studium der antiken Quellen zu genialen Leistungen fortspringenden Naturwissenschaften hinreißend empfunden; der Mensch berauschte sich an seiner wachsenden Herrschaft über die Natur, über die Gefahren des Ozeans und die Schätze ferner Zonen, er ahnte hinaus in fremde Weltteile, und bald erschien ihm auch das Ungeheuerliche fast wie ein Selbstverständliches. Langsamer brach sich das Prinzip der inneren Erfahrung Bahn: hier verwehrte die Mystik und die Anschauung von der Irrationalität des Willens noch ein unbefangenes, alle metaphysischen Gesichtspunkte abstreifendes Studium der menschlichen Natur. Aber auch hier war doch ein ursprünglicher Lebenskeim wenigstens bloßgelegt. Und eine ähnliche „Rückkehr zum Zeichen“ vollzog sich in der Geschichtswissenschaft und in der Lehre vom Staat.

Die Geschichtsschreibung des späteren Mittelalters offenbart freilich keine merkliche Zunahme des kritischen Vermögens, ja der durchschnittliche kritische Standpunkt bleibt hinter einzelnen bedeutsamen Anläufen früherer Zeit, etwa bei Otto von Freising oder Ekkehard von Aura, beträchtlich zurück, denn auch dieses

Gebiet der Arbeit unterliegt dem eindringenden Massengeist: in dem zunehmenden Gebrauche der Muttersprache, in der ins Breite gehenden, volkstümlichen Darstellung und den willigen Zugeständnissen an einen ungebildeten Geschmack ist er ebenso zu spüren, wie in den Persönlichkeiten der Verfasser selbst, die zum Teil Laien in wenig hervorragender Lebensstellung, zum guten Teil Bettelmönche sind. Aber das Wichtige ist, daß die Geschichtschreibung, den großen welt- und zeitgeschichtlichen Fragen mehr und mehr abgewendet, ihren Horizont auf die territorialen und lokalen Vorgänge einschränkt, hier im kleinen Kreise mit geschärftem Auge die Einzelheiten faßt und mit liebevoller Behaglichkeit, mit einer rührenden Pedanterei von ihrem Fleckchen Erde zu erzählen weiß, wie wenn es das Herz der Welt wäre. Das hängt innig zusammen mit dem aufkommenden realistischen Zuge in der Dichtung und in der Predigt, mit dem allgemein gesteigerten Anteil an den Naturgegenständen, an Zählen und Messen, Erklären und Ordnen, mit der Verfeinerung der gewerblichen Technik, und wenn die geistige Verarbeitung auch des Stofflichen selten wirklich Herr wird, wenn auch nach wie vor theokratische, metaphysische, teleologische Gesichtspunkte wunderlich hineinspielen und gelehrter Ballast weitergeschleppt wird: in dem kräftigen Betonen des Selbstgehörten, Selbstgeschauten, des thatsächlich Festgestellten und in der Wertschätzung des Kleinsten wird doch ein neuer Geist sichtbar, dem die Erfahrung des eignen Lebens teurer ist, als die Aktionen der großen Machthaber, die hohen Künste der Politik, die asketisch-hierarchischen Ideale und das Schema vom Gottesstaate.

Endlich die Lehre vom Staat, wie sie aus dem Kampf zwischen Staat und Kirche schließlich hervorging. Die römische Kaiservergötterung, welche einst auf die christlichen Kaiser überfloß, wirkte noch bei den Herrschern des römischen Reichs deutscher Nation in einem deutlichen byzantinischen Anflug nach, dem der theokratische Gedanke eine neue Weihe beimischte: Karl der Große ließ sich den „allerheiligsten Kaiser“ nennen, und Konrad II. erschien dem Erzbischof Wipo als der Träger einer göttlichen

Machtvollkommenheit, die ihm durch den Krönungsakt geheimnisvoll mitgeteilt sei. Als das Gregorianische System aber den Gedanken einer geistlichen Weltherrschaft zu begründen suchte, erlahmte jener stolze Aufflug der Kaiserherrlichkeit, und die Ideen, welchen solche Macht innewohnte, waren die asketischen: die sündige Verderbtheit des Irdischen gegenüber dem Himmlischen, die Aufopferung des Weltlichen an das Geistliche, die Sühnung der irdischen Sündhaftigkeit durch die sakramentale Gnadenanstalt, demnach die Unterordnung alles Weltlichen unter die Kirche. Daß der Staat vom Teufel stamme, war die schärfste, aber selbst bei Gregor VII. nicht die einzige Formulierung dieses Grundgedankens. Eine zweite Waffe schmiedete man aus einer Anschauung des römischen Rechts, welche den Ursprung des Staates auf einen Vertrag zurückführte, den das Volk als der ursprüngliche Träger der Staatsgewalt mit dem von ihm erwählten Herrscher abgeschlossen habe. Das Königtum ist demnach, so lautete die Beweisführung der Gregorianer, weder in dem natürlichen Recht, noch in einer göttlichen Einsetzung begründet, sondern nichts als ein Amt, das das Volk zur Sicherung der allgemeinen Ordnung einem Einzelnen übergeben hat; wo aber dieser Einzelne den Vertrag bricht und selbst zum Tyrannen wird, da muß ihm seine Würde genommen, er kann schimpflich verjagt, er kann getötet werden. Das zielte auf eine Entheiligung des Königtums, und die Kirche konnte alsdann vorgeben, im Interesse des Volks zu handeln, wenn sie einen zum „Tyrannen“ gestempelten Herrscher schlechthin seiner Würde verlustig erklärte. Vergeblich versuchte der Staat, da er die Inferiorität des Irdischen doch auch anerkennen mußte, seine Gleichstellung mit der Kirche theoretisch zu erweisen und seine autoritative Selbständigkeit zu behaupten. Die Herleitung der kaiserlichen Gewalt aus dem Volkswillen und demnach ihre Wandelbarkeit und Abhängigkeit blieb in der römischen und kanonischen Rechtslitteratur von überwiegender Geltung, beeinflußte die Geschichtschreibung und untergrub das Ansehen des Kaisertumes. Die Kirche stellte das göttliche Recht, wie es in

der menschlichen Natur und in der heiligen Schrift seine Quellen habe, dem weltlichen Rechte der bloßen Menschensatzungen entgegen und verlangte, daß dieses nach jenem, dem unwandelbaren, gottgewollten und vernünftigen bemessen werde. Und wenn die Scholastik, die bereits von der aristotelischen Politik gelernt hatte, die gregorianische Auffassung nicht mehr durchgehends vertrat, wenn Thomas von Aquino den Staat, unabhängig vom Sündenfall, als eine an sich notwendige Einrichtung zur Verwirklichung sittlicher Aufgaben begreifen lehrte, so blieb doch das göttliche Naturrecht nach wie vor die Grundlage und Norm aller menschlichen Satzungen, der demokratische Ursprung des Staates die maßgebende Doktrin und demgemäß die Botmäßigkeit des Staates gegenüber der das göttliche Gesetz vertretenden Kirche der gemeine Glaubensartikel. Eine veränderte Lage schuf erst das energische Aufstreben der Nationalgeister im 13. Jahrhundert: als Bonifaz VIII. die Bulle Unam Sanctam ausgab, die päpstliche Universalherrschaft verkündete und Dante die kaiserliche Weltmonarchie verherrlichte, waren beide von den wirklichen Zuständen im gewissen Sinne schon überholt, denn den Nationalstaaten begann das internationale Kaisertum wie eine abgethane Institution zu erscheinen und der weltkirchliche Gedanke vor dem landeskirchlichen zu verbleichen. Das vor allem in Frankreich energisch konzentrierte und einen greiflichen Ausdruck erzwingende Nationalgefühl, dann die zu eigenwüchsigen Verwaltungskörpern heranreifenden städtischen Republiken, in denen man die von der Theorie bisher völlig vernachlässigten materiellen Grundlagen des Staatslebens erst in ihrer ganzen Bedeutung schätzen lernte, das Studium der aristotelischen Politik, die das Staatswesen als ein Naturgewächs, als einen lebendigen Organismus zum Verständnis brachte, und die Wiedergeburt des römischen Rechts seit dem 12. Jahrhundert, — das waren die vier wichtigsten Voraussetzungen, welche den großen Umschwung in der Lehre vom Staat herbeigeführt haben. Eine geniale Zusammenfassung fanden sie in dem kühnen Geiste des Paduaners Marsilius, der mit seinem ‚Defensor pacis' (1325) das Ideal des

christlichen Gottesstaates wie das Feudalwesen des Mittelalters zu den Toten warf und das glorreiche Schlagwort von der unbedingten Souveränetät des Volkes ausgab, das seitdem aus der Geschichte nicht wieder verschwinden sollte. Schon früher war das Bild vom Staatsorganismus als eine Reminiscenz aus dem Altertum gelegentlich aufgetaucht, aber die kirchliche Auffassung hatte, wenn sie den Staat mit dem Körper verglich, unter der Seele immer die Priesterkirche verstanden. Für Marsilius ist die Seele des Staatsleibes der Gesamtwille des Volks: nur bei ihm liegt die gesetzgebende Gewalt, denn die Interessen der Gesamtheit können auch nur von der Gesamtheit selbst richtig beurteilt werden. Diese Gewalt kann das Volk unmittelbar oder mittelbar, durch Beauftragte, ausüben, es kann sich auch einen Fürsten wählen, aber dieser ist dann nichts weiter, als ein „regierender Bürger", ein Vollzugsbeamter, dem Volkswillen unterworfen, wie alle übrigen; er kann, wo er seinen Auftrag überschreitet, zur Verantwortung gezogen, abgesetzt und bestraft werden. Jeder einzelne Bürger ist unabhängig, aber den Gesamtbeschlüssen verpflichtet, denn immer wird das Gesetz von den Bürgern am besten befolgt, welches Jeder, indem er bei seiner Feststellung mitwirkt, sich selbst aufzulegen scheint. In einem solchen einheitlichen Organismus hat die Kirche als weltliche Gewalt mit eigener Jurisdiktion, Grundbesitz, Privilegien und Immunitäten keinen Platz mehr, die Kirche ist vielmehr die Gesamtheit der Christusgläubigen, es giebt keinen Unterschied zwischen Klerus und Laienwelt, beide gehorchen denselben staatlichen Gesetzen, die Geistlichen sind von der Gemeinde gewählte, die Priester haben lediglich das Recht der Sündenvergebung im Namen Gottes und den Kirchenbann, der aber nur unter Mitwirkung des Staates erfolgen darf; dieser hat auch die Konzile zu überwachen, auf denen kirchliche Fragen zum Austrag gebracht werden, der Papst ist aber nichts, als der Präsident dieser Konzilien und der oberste kirchliche Beamte. Die Schrift des Marsilius ist eine der erstaunlichsten geschichtlichen Antizipationen, die das Mittelalter aufweist; aber man war doch weit

entfernt, die ganze Tragweite dieſer Gedanken ſchon zu begreifen, ſie waren vorläufig nicht viel mehr, als eine Doktrin, entwickelt aus der antiken Staatslehre, und man muß ſie ähnlich beurteilen, wie die frappierenden freigeiſtigen Antizipationen der dialektiſchen Theologie. Immerhin ſteckt auch in den bloßen Schlagworten ein gefährlicher Zündſtoff, und mögen ſie ſich lange ſcheinbar harmlos forterben, plötzlich beginnt doch an ihnen das Bewußtſein zu erwachen, ſie erſcheinen in ganz neuem Lichte, man beginnt ſie auf einmal im Innerſten zu verſtehen, und alsdann können ſie eine furchtbare Macht entfalten. So erging es der Idee von der unbedingten Volksſouveränetät: der einzige demokratiſche Kaiſer, den Deutſchland gehabt hat, und der die Gedanken des Marſilius zur Richtſchnur ſeiner kirchenpolitiſchen Kämpfe nahm, Ludwig der Baier, brachte es zeitweilig zu einer glänzenden Popularität, aber nur zu vorübergehenden Erfolgen. Jedoch die Idee lebte weiter; in Deutſchland haben ſchon früher Engelbert von Admont, dann Lupold von Bebenburg und Nikolaus von Cues die Souveränetät des Volks vertreten, in England Wilhelm von Occam, in Frankreich Johann von Jandun, das Somnium viridiarii u. a. Selbſt in die Konzilbewegungen griffen dieſe Gedankenreihen ein, indem man erklärte, das Recht der Papſtwahl habe urſprünglich dem römiſchen Volke gehört, ſei erſt ſpäter auf die Kardinäle übergegangen und könne jederzeit an die Geſamtheit, d. h. ihre Vertretung durch ein allgemeines Konzil, zurückfallen, welches dann den Papſt, wo er dem Gemeinwohl entgegenwirke, abſetzen und beſtrafen könne; und Nikolaus von Cues ſprach es ſogar offen aus, daß alle reale Macht, alſo auch die hierarchiſche, im Volke wurzle, Gott habe dieſer nur eine höhere Weihe verliehen. Aber tiefer und immer tiefer ſickerten ſolche Ideen durch Rede und Schrift in die Maſſen hinab, um dieſe mit dem Geiſte des Aufruhrs zu durchtränken: der aufſtrebende fortſchrittliche, freiheitliche Zug des geldwirtſchaftlichen Zeitalters gab die Stimmung, aus der man die Bedeutung dieſer Schlagworte allmählich begreifen lernte, andre Schlagworte urchriſtlicher Herkunft von der geiſtlichen

Armut, der Gleichheit der Menschen vor Gott und der Gütergemeinschaft gesellten sich dazu und halfen das Feuer der Revolution heimlich schüren, mit dem sich das „souveräne" Volk die verderbte Welt in Brand zu setzen anschickte. Auch hier aber beobachten wir wiederum das lehrreiche Doppelspiel der beiden neben und gegen einander strebenden Grundrichtungen des Zeitalters: auf der einen Seite den aufflammenden begehrlichen Massengeist, auf der andern den Individualismus. Denn das beanspruchte Gottesgnadenkönigtum der christlichen Universalmonarchen hatte sein Selbstgefühl von ehedem nicht eingebüßt, nur andre Formen hatte es angenommen. „Wisse" — so hatte 1158 der Erzbischof von Mailand zu Friedrich Barbarossa geredet — „daß das ganze Gesetzgebungsrecht des Volkes dir übertragen ist. Dein Wille ist Recht, denn es heißt: was dem Fürsten beliebt, hat Gesetzeskraft, da das Volk ihm und auf ihn seine ganze Machtvollkommenheit übertragen hat." Dieser absolutistische Herrscherbegriff glitt mit der zunehmenden Schwäche des Kaisertums ganz von selbst auf die Territorialfürsten hinüber, und während sich zahlreiche Theologen und Juristen lange Zeit noch mit den veralteten Streitfragen über Kaisertum und Papsttum abquälten, richteten sich die Landesfürsten von Gottes Gnaden als Theokraten im Kleinen mit dem ganzen Gefühl der persönlichen Omnipotenz und der Massenverachtung in ihren Territorien ein.

Weil aber das Volk, das auf seine Souveränetätsrechte und die Formel „Volkeswille ist Gotteswille" pochte, gerade den Druck des Landesfürstentums am Schwersten empfand, so mußte sich sein Hoffen und Sehnen nach neuen, freiheitlichen Lebensformen notwendig an das glänzende Phantom des Kaisertums heften, dem die in alten Überlieferungen wurzelnde Kaisersage eine Zukunft von so wundersamer, völkerbeglückender Verklärung andichtete. Wie einst Friedrich I., mit der päpstlichen Jurisprudenz wetteifernd, auch seine Autorität mit Hilfe der italienischen Rechtsgelehrten durch Berufung auf die Institutionen zu stützen suchte, so haben auch die Territorialfürsten sich des römischen

Rechts zur Begründung ihrer Hoheitsrechte zu bedienen gewußt, und dadurch wurde der Haß gegen das fremde Recht, von dem Goethes „Götz“ ein ergreifendes Bild giebt, in den Massen genährt. In der That war diese Abneigung der Massen von einem richtigen Instinkt getragen, denn — darf man mit den Worten Iherings fortfahren — „der Gedanke der Herrschaft war das Prisma, durch welches das ältere römische Recht sämtliche Verhältnisse, in denen das individuelle Leben sich bewegt, betrachtete. Mochten dieselben hinsichtlich ihrer eigentlichen Bedeutung und Bestimmung für das Leben auch noch so wenig durch diesen Gesichtspunkt gedeckt oder getroffen werden, wie z. B. die Ehe, das Verhältnis des Vaters zu den Kindern, das Recht legt nur diesen Gesichtspunkt an.“ Und diese römische Willensmacht, die dem nüchtern rechnenden Herrschaftsgedanken alle geistigen und sinnlichen Mächte unterwirft und die bunte Fülle des Lebens der großartigen Disciplin einer praktischen Politik dienstbar macht, hat denn auch in einem Italiener, Macchiavelli, ihren genialsten Theoretiker gefunden.

Wir stehen am Ende unserer Betrachtung. Die Scholastik war an der Unmöglichkeit ihrer Aufgabe gescheitert; sie hatte Glauben und Wissen versöhnen und die Summe der abendländischen Bildung in das wohlgegliederte System einer umfassenden Weltanschauung zusammenschließen wollen, die in dem Erkennen Gottes gipfelte. Das Leben hatte die Wissenschaft überholt, die kunstvoll gebaute Einheit des Intellektualismus wurde durch die gewaltig emporstrebenden Mächte des Willens, der realen Erfahrung und der lebendigen Geschichte, die kraftbegabten Zeugen einer allgemeinen, durchgreifenden Veränderung des Lebensgefühls, siegreich durchbrochen, die Einzelwissenschaften schossen zu rüstigem Eigenleben empor; der geldwirtschaftliche Individualismus, der Territorialismus, die städtische Kultur, das kräftige Tempo der sozialen Entwicklung, der erhöhte Pulsschlag des öffentlichen und des privaten Lebens, die Erziehung des Willens durch die neuen Kulturmächte, das Alles hatte Dispositionen geschaffen, die durch eine innere Wahlverwandschaft eben

jetzt ein Wiederverständnis der antiken Welt ermöglichten. Durch die Naturwissenschaft und die Jurisprudenz war man den Alten näher gekommen, aber erst der Humanismus lehrte mit den Alten wirklich leben. Der Humanismus lag notwendig in der Richtlinie des Zeitalters, aber war er darum der einzige Weg in das Land neuer Ideale, nach denen die Menschheit so dringlich verlangte? konnte er wirklich auf die tiefsten Fragen die erlösende Antwort geben? Er hat es geglaubt, aber er brachte nur die halbe Wahrheit und durchdrang den Körper der Nation nicht.

Die Theologie hatte ihre Großmachtstellung eingebüßt, ja man hatte ihr den Charakter einer Wissenschaft abgesprochen, und die Einzelwissenschaften wollten ihrer Botmäßigkeit entwachsen. Sie war bei dem Resultat angekommen, daß die Glaubenswahrheiten durch die Vernunft schlechthin unerweislich seien, daß der Glaube lediglich sich auf die Realität der inneren Erfahrung und die objektive Autorität der Kirche zu stützen habe, und daß Gott die absolute Willkür, der unergründliche, irrationale Wille sei. Das tiefe Problem, das hierin eingeschlossen lag, hat der Humanismus nicht begriffen; dennoch hat er seiner Lösung die Wege bereiten helfen: auf dem Wege zu Luthers befreiender That läßt er sich schlechterdings nicht umgehen.

II. Der humanistische Individualismus.

> Unter den verschiedenen Glückseligkeiten, welche der sterbliche Mensch in diesem hinfälligen Leben durch Gottes Gnade erlangen kann, verdient nicht unter die letzten gezählt zu werden, daß er durch beharrliches Studium die Perle der Wissenschaften zu erringen vermag, welche den Weg zu einem guten und glücklichen Leben weist und durch ihre Vortrefflichkeit bewirkt, daß der Unterrichtete über den Ununterrichteten hervorragt. Sie macht überdies jenen Gott ähnlich und führt ihn dazu, die Geheimnisse der Welt klar zu erkennen. Sie hilft den Ungelehrten, sie hebt die in tiefster Niedrigkeit Geborenen zu den Höchsten empor. Aeneas Sylvius.

Der Humanismus ist keineswegs gleichbedeutend mit der Wissenschaft vom klassischen Altertum, denn eine solche hat in

seiner Weise auch das Mittelalter besessen; auch nicht der äußere Zuwachs des Wissens ist das entscheidende Merkmal, das ihn von der mittelalterlichen Altertumswissenschaft scheidet, sondern einzig und allein der veränderte Standpunkt der Auffassung. Was in Staat und Gesellschaft, in Philosophie und Theologie, in Recht und Wirtschaft als „Rückkehr zum Zeichen" erscheint, dieses Selbstbesinnen auf Urkräfte der menschlichen Natur, auf erträumte oder geglaubte Urzustände, dieses Aufstreben des Individuellen, Selbsthandelnden, Selbstdenkenden, Selbstwollenden gegen Erziehung, Überlieferung, Autorität und Herkommen, diese Sehnsucht nach Bethätigung der sinnlichen Kräfte, diese Wertschätzung der materiellen Daseinsmächte, diese totale Veränderung des allgemeinen Lebensgefühls, das die Welt nicht mehr mit dem Gefühl der Verbannung besitzen und in der Erwartung des himmlischen Reiches verachten, sondern sie als seine Heimat lieben, mit allen Sinnen genießen und durch die Mächte des Erkennens und des Handelns täglich neu erobern möchte, hat auch der Altertumswissenschaft eine neue Seele eingeflößt. Wie man hinter den absterbenden Lebensformen der mittelalterlichen Gesellschaft das Reinmenschliche suchte und überall die Keime herauszuschälen begann, aus denen sich eine neue Triebkraft entfalten sollte, so strebte man auch in der Wissenschaft zu den Alten zurück, von deren grundlegendem Werte für die europäische Bildung dem Mittelalter das Bewußtsein niemals verloren gegangen war. Durch Zurückleitung auf diese ihre tiefsten Quellen galt es diese Bildung zu verjüngen, und weil die Altertumsstudien eben dem neuen Menschenideale der Zeit die kräftigsten Stützen boten und die wirksamsten Antriebe zuführten, so nannte man sie die menschenbildenden, die humanistischen. Und kraft dieses freien, in sich selbst ruhenden und sich selbst bestimmenden Menschenideals, das der Humanismus unter dem Beistande der alten Klassiker zu verwirklichen trachtete, ist er der große Kulturwendepunkt geworden, an dem das größte Problem des abendländischen Bildungsganges zum ersten Male über den allgemeinen geistigen Horizont stieg, um in die Seele jedes ein-

zelnen Menschen aufweckend hineinzuleuchten: die Versöhnung des Christentums mit der Antike.

Seitdem der gewaltige Augustin sich von den Idealen der antiken Welt, von ihrem Staatsleben, ihrer Wissenschaft, ihrer Kunst, ihrer Religion und ihrer Moral in wehevollem Geisteskampfe losgerungen, der antiken Weltlust, ihrem thatenfrohen Realismus, ihrer heiteren Objektivität sich feindselig abgekehrt, die Ideale des Katholizismus ehrfurchtheischend aufgerichtet und den vollen Strom seiner christlich-asketischen Stimmung durch die Kirche ergossen hatte, ohne doch, wie alle Lehrer der Kirche, zum Ausbau des Dogmas wie der Ekklesiastik der antiken Gedankenarbeit irgend entraten zu können, seitdem wirkten zwei entgegengesetzte Pole in dem abendländischen Geistesleben mit abwechselnder Zugkraft: auf der einen Seite die bewunderte Weisheit der heidnischen Klassiker, die aber beständig im Geleite der verrufenen „Frau Welt“ erschienen, auf der andern Seite die Kirchenlehre mit ihren hierarchisch-asketischen Idealen, die in ihrer rechtlichen und theologischen Begründung ganz auf der Hinterlassenschaft der Alten ruhte und dennoch vor diesen Alten unermüdlich warnte, wie vor einem gefährlichen Gifte. Während des ganzen Mittelalters suchten sich jene beiden Pole das Gleichgewicht zu halten: die thatkräftige, diesseitige Weltfreude der Antike und die demütige, nach dem Jenseits blickende Askese des Mönchschristentums. Der Widerstand der natürlichen, in den Beziehungen von Mensch zu Mensch gegebenen Sittlichkeit, das natürliche Genußbedürfnis, die natürliche Sinnenkraft, die natürliche, auf Kampf und Eroberung gerichtete Jünglingsleidenschaft der romanisch-germanischen Völker trug immer einen geheimen Zug zu jener heidnischen Bildung in sich, in der überlegene Geister der geächteten und doch so lieblich lockenden Frau Welt Tempel gebaut haben sollten, und zeitweilig brach dieser geheime Zug offen hervor. Bis zu einem gewissen Grade mußte ihn die Kirche gewähren lassen, weil sie das Altertum zur formalen Schulung des Geistes leider unentbehrlich fand; aber wo er die Geister zu übermannen drohte, da warf sie sich ihm entgegen

und schrieb das Ideal der Weltflucht mit Flammenzügen in die erschreckten Gemüter, weil in diesem Ideale allein ihre Stärke und ihre Herrschaft über die Welt gegründet lag. So folgte auf die karolingische Renaissance der antiken Bildung die asketische Reformbewegung unter Ludwig dem Frommen, neben und über der ottonischen Renaissance erwuchs die große cluniacensische Reaktion; die ritterlich-bürgerliche Laienkultur, welche gleichfalls Anknüpfungen beim Altertum suchte, wurde abgelöst von dem Zeitalter der Bettelmönche und der mystisch-ekstatischen Frömmigkeit, und der Weltrausch der italienischen Renaissance, die die Alpen überdrang, um das ganze Abendland zu erobern, von der Restauration der katholischen Ideale, dem Jesuitismus und der protestantischen Orthodoxie. Nur an wenigen Thatsachen kann dieser Verlauf hier veranschaulicht werden.

Die Kloster- und Domschulen des Mittelalters hatten das Lehrprogramm der heidnischen Rhetorenschulen übernommen: sie schritten von den Elementarfächern des Lesens, Schreibens, Rechnens und katechetisch-liturgischer Unterweisung zu den höheren Bildungsstufen des Triviums und Quadriviums fort: jenes umfaßte die Grammatik, Dialektik und Rhetorik, dieses Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik. Man räumte diesen heidnischen Wissenschaften allerdings mit Tertullian und Augustin nur eine dienende Stellung ein: sie sollten das Verständnis der heiligen Schriften fördern und zur Verteidigung der christlichen Glaubenssätze gegen die Ungläubigen geschickt machen. Aber frühzeitig wurden die Gefahren solcher Studien erkannt, und wie sehr man sich bemühte, auch in den antiken Klassikern den Widerschein göttlicher Wahrheiten zu entdecken und das Altertum nicht als Heidentum, sondern als Vorhof des Christentums aufzufassen, so ließ sich das doch z. B. den Komödien gegenüber nicht durchführen, und so wurde das Studium der Alten, sofern es über die geläufigen Kompendien hinausging, mit Mißtrauen betrachtet und bekämpft. Wurden doch der heilige Hieronymus, Cäsarius von Arles u. a. sogar durch Visionen gewarnt, sich mit den Profanschriftstellern zu befassen, und Gregor I. prokla-

mierte öffentlich die Verwerflichkeit solcher unchristlichen Lektüre. Gleichwohl wurden die römischen Autoren in der Stille der Klosterzelle fort und fort nicht nur fleißig gelesen, sondern auch abgeschrieben, und aus den Kirchenvätern strömten Gedanken und Anschauungen des Altertums durch hundert Kanäle wißbegierigen Geistern zu. Mochte es auch späterhin nicht mehr vorkommen, daß ein hoher Geistlicher, wie der Bischof Desiderius von Vienne im 7. Jahrhundert, sogar in der Kirche statt des Evangelientextes einen heidnischen Klassiker erklärte, so blieb doch bei zahlreichen Schriftstellern ein völlig argloses Nebeneinander antiker und christlicher Vorstellungen bestehen.

Die drei Höhepunkte, die das Studium und die Nachbildung antiker Schriftsteller vor dem Auftreten der Humanisten gehabt hat, bedeuteten ein stets erweitertes Vordringen der klassischen Bildungselemente in weitere Kreise. Die karolingische Renaissance war zunächst eine höfische, eine Renaissance von oben, eine Folie des erneuerten Kaisertums, und nicht ohne einen Zug von Gewaltsamkeit. Aus den drei Ländern, die nach einander das wissenschaftliche Erbe der Antike am Sorgfältigsten gehütet, aus Italien, Frankreich und England, berief Karl die hervorragendsten Gelehrten, um ein blühendes wissenschaftliches Leben mit ihrer Hilfe gleichsam aus dem Boden zu stampfen. Anfeuernd durch das eigene Beispiel und mitreißend durch seine gewaltige Persönlichkeit sah er sich bald von einem Kreise thätiger Gelehrten, Dichter, Künstler, eifriger Dilettanten und strebsamer Frauen umgeben, er war Augustus und Mäcenas zugleich und er wie die Mitglieder seiner Hofakademie schmückten sich mit biblischen und klassischen Namen, um der Rangunterschiede in der Pflege der Geistesinteressen vergessen zu können. Aber so regsam der Trieb der Aneignung war, der nicht nur auf dem Gebiete der Litteratur, sondern auch auf dem der bildenden Künste und des Schulwesens sich reich entfaltete, ob auch dichterische Lobsprüche Aachen als ein zweites Athen oder als das wiedererstandene Rom priesen, ob auch der erwachte Sinn philologischer Kritik den liturgischen Büchern, den Missalien, Psalterien und

Bibeltexten zu gute kam, die von Fehlern gereinigt und in korrekten Ausgaben verbreitet wurden, und ob Karl nach der Neuordnung des geistlichen Unterrichts auch selbst die Laienkreise zur Schulbildung heranzog und den allgemeinen Schulzwang durchzuführen suchte, so drangen dennoch diese von oben her erteilten Anregungen in das Volk nicht wirklich ein, zumal ihre Energie unter Karls schwachem Nachfolger schon erlahmte. Nicht nur die Schwerfälligkeit der unerzogenen Geister war der Dauer dieser Renaissancebestrebungen hinderlich, sondern auch der Charakter dieser höfisch-gelehrten Bildung selbst, die, ohne Fühlung mit dem gegenwärtigen Leben, allerdings in einer weltlich-kriegerischen Epik, in Geschichtschreibung, Idyll, Epigramm, Lehrgedicht, Elegie, Fabel und Epistolographie eine Reihe glänzender Leistungen nach römischen Mustern zeitigte, aber doch über formale Verdienste nicht hinauskam, weshalb sie auch auf die Entwicklung der einheimischen Dichtung in den Landessprachen ohne Einfluß blieb und vermöge dieser formalen Natur schließlich nur die Wissenschaft befruchtete, d. h. die Theologie, denn im Erklären, Übersetzen und Nachilden der Alten erstarkte die Kunst der biblischen Exegese, die das eigentliche Übungsfeld des wissenschaftlichen Sinnes war; übrigens hörten die Laien nach Karls Tode wieder auf, sich am litterarischen Leben zu beteiligen. Wiewohl Karl das Studium der sieben freien Künste und der Klassiker in seinen öffentlichen Erlassen ganz unter den theologischen Gesichtspunkt gestellt hatte, so war die forschende Freude, die weltlich-ästhetische von asketischen Einflüssen fast unberührte Stimmung, mit der sich sein Kreis in die Lektüre der römischen Schriftsteller vertiefte, doch noch von andrer Art gewesen, und die streng asketische Richtung, die schon unter Ludwig dem Frommen die Oberhand gewann, hatte neben dem weltlichen Wohlleben der Mönche auch die Beschäftigung mit den heidnischen Klassikern, weil sie den Weltsinn nährten und die Sitten gefährdeten, vielfach zu bekämpfen; und hatte Karl der Große noch deutsche Heldenlieder gesammelt, so galt jetzt die Pflege solcher heidnischen Gesänge und das ihr gewidmete Gewerbe der Fahrenden für schimpflich und verderblich,

man begann ihnen geflissentlich eine christliche Klosterdichtung entgegenzusetzen. Da nahm sich zum zweiten Male der Kaiserhof der klassischen Studien an und diesmal drangen die Wellenschläge der Bewegung weiter.

Ottos des Großen jüngster Bruder, der gelehrte Erzbischof Brun von Köln, die Kaiserin Adelheid und ihre Familie, vor allem die gelehrten Frauen, wie Ottos I. Nichten, Hedwig von Schwaben, Gerbirg von Gandersheim und deren große Schülerin Hrotsuit, führten die Traditionen der Karolingischen Renaissance fort: wiederum wurden italienische und britische Gelehrte an den Hof gezogen, wiederum das Schul- und Bibliothekswesen kräftig angeregt, durch die Vermählung Ottos II. mit Theophano knüpften sich neue Beziehungen mit dem griechischen Osten, und Otto III. war nicht nur des Lateinischen, sondern auch des Griechischen mächtig. Die Kenntnis des Griechischen hatte sich im südlichen Frankreich noch bis ins 6. Jahrhundert erhalten, in Sizilien und Calabrien ist sie wohl ohne Unterbrechung lebendig geblieben, während sie in Mittel- und Oberitalien im 9. Jahrhundert schon erstorben war, in Rom noch früher. Paulus Diakonus und Alkuin beherrschten das Griechische, in Irland läßt sich gleichzeitig die Kunde davon nachweisen, die Beziehungen zu Byzanz brachten neue Anregung, und Abt Bovo II. von Corvey, Hermannus Contractus von Reichenau imponierten durch ihre griechischen Kenntnisse. Andere suchten wenigstens durch Einstreuung griechischer Brocken ihrer lateinischen Rede einen Anflug höherer Gelehrsamkeit zu geben. Wiederum erblühte eine lateinische Hof- und Klosterpoesie nach antiken Mustern, wiederum eine vornehmlich an Sallust gebildete Geschichtschreibung; in dem die deutsche Heldensage in vergilianischem Gewande darstellenden Waltharius, in dem französische und byzantinische Anregungen mit antiker Überlieferung verschmelzenden Ruodlieb fand der fröhliche Weltsinn ebenso willkommene Nahrung, wie in den Schwänken, Novellen und Tiererzählungen oder der höfischen Gelegenheitspoesie, auch antike Stoffe wurden in antiken Formen behandelt, wie der trojanische Krieg von Berno von Reichenau. Die Karolingische

Renaissance war der Initiative eines großen Individuums entsprungen, die Ottonische fand schon einen zubereiteten Boden, und der Hof brauchte nur der noch vorhandenen Strömungen sich zu bemächtigen, so gewannen sie auch eine neue Lebendigkeit. Das Lateinische spielte damals im geselligen Verkehr eine ähnliche Rolle, wie seit dem 12. Jahrhundert das Französische: nicht nur der Hof und die höhere Weltgeistlichkeit, auch der Adel und die Frauen, der niedere Klerus, die Klostergeistlichen und die große Masse der Freigebornen verstanden Lateinisch, und wie das Studium der antiken Dichter mit der Freude an heidnischer Heldensage unter dem gemeinsamen Banner der Weltlust zusammenging, läßt sich gerade an dem Waltharius des Mönchs Ekkehard lehrreich beobachten. Otto III. versuchte die Renaissancebewegung mit ihren cäsarischen Tendenzen und die ihr innerlich unvereinbare asketische vereinigt vor seinen Triumphwagen zu spannen, um die christliche Welt als römischer Imperator zu beherrschen, aber die Unmöglichkeit der Aufgabe brachte den Hochstrebenden zu jähem Falle, und nur ein letzter Reflex dieser Tendenzen fiel noch auf den glücklicheren Heinrich III. Schon hatte die Askese, die in Italien und Deutschland als Klausnertum oder in mönchischer Genossenschaft gepflegt wurde, in Frankreich eine straff disziplinierte Organisation erhalten, die von Cluny aus die Mehrzahl der französischen Klöster erobernd, in der spanischen Mark, in England und in Italien Fuß fassend und bereits auch nach Deutschland vordringend, eine mönchische Kirche gegründet hatte, unabhängig von bischöflichem und laienhaftem Einfluß, dem Abte von Cluny wie einem Monarchen verpflichtet und durch diesen lediglich dem Papsttum unterthan.

Wenn diese Mönchskirche die herbe Strenge der Klosterregel wiederherstellen und religiös, sittlich, rechtlich und wirtschaftlich den asketisch-hierarchischen Gedanken zu siegreichem Durchbruche helfen wollte, so mußte sie ihre wider die allgemeine Verweltlichung streitenden Waffen auch gegen die weltliche Wissenschaft kehren, die man aus den heidnischen Klassikern schöpfte. Gerade auf dem romanischen Boden, wo die alte Kultur noch nach-

wirkte, hatte die karolingische Renaissance eben darum eine ununterbrochene und ungleich bereitwilligere Aufnahme gefunden, als in Deutschland; dort waren vor allem die großen Kirchenfürsten ihre wirksamsten Förderer geworden: ein Benzo von Sutri, ein Wido von Ferrara, ein Hincmar von Rheims u. a. Gegenüber diesen ästhetisch-wissenschaftlichen Neigungen der geistlichen Aristokratie, die mit dem Flitterstaat antiker Rhetorik prunkten und gelegentlich ein kaum verhülltes Heidentum zur Schau trugen, erstarkte die klösterliche Reformbewegung zu einer Macht von breiter Volkstümlichkeit. Auf Erzbischof Brun ruhte nach der Meinung frommer Kleriker der Zorn Gottes wegen seiner Beschäftigung mit der heidnischen Philosophie, unermüdlich warnte Ratherius von Verona vor der falschen Weisheit der Alten und dem eitlen Geschwätz der Poeten; ähnlich eiferten Gumpold von Mantua, Atto von Vercelli u. a., und die beiden großen Cluniacenser Odo und Majolus verwarfen, obwohl selbst von klassischer Bildung ausgegangen, doch die weltlichen Bücher als eitel Gift und Lügen. Der schärfste Fehdebrief, den die Reformpartei in das Lager der weltlichen Wissenschaften warf, ist wohl der des päpstlichen Legaten Leo aus dem letzten Jahrzehnt des 10. Jahrhunderts, welcher erklärte, daß die Schüler des heiligen Petrus nicht Plato, Terenz, Vergil und das andre „Philosophenvieh“ zu Lehrern haben wollten, Petrus habe nichts von ihnen gewußt und dennoch des Himmelreichs Schlüssel gewonnen: „seit dem Beginn der Welt erlas sich Gott nicht die Redner und Philosophen, sondern die Ungelehrten und Einfältigen.“ Einige italienische Grammatiker des 10. und 11. Jahrhunderts, unter ihnen Vilgard von Ravenna, hatten es gewagt, die antiken Klassiker dem Evangelium vorzuziehen: sie mußten es mit dem Tode büßen. Aber die innere Unmöglichkeit dieser feindlichen Haltung trat doch immer wieder klaffend zu Tage, bei keinem augenfälliger, als bei Petrus Damiani, der die Unvereinbarkeit des asketischen Kirchentums mit dem Weltgeist der Antike schneidend empfand und dennoch beständig mit den Bausteinen der Alten, selbst nicht ohne ein unwillkürliches ästhetisches

Behagen, arbeitete. Wie war es auch möglich, von den Alten nur die schöne Kunstform sich anzueignen, nur ihre Bilder, ihre Redeblumen, ihre Syllogismen und ihre Denkformen, um mit solchen Mitteln wider die Häresie zu streiten, und gegen alles Übrige die Augen zu verschließen? Wie unendlich viel blieb doch aus ihnen zu lernen: Philosophie und Moral, Geographie und Naturwissen, Geschichte und Mythologie, Recht und Kunst! So galt die Grammatik, an die sich die Lektüre anschloß, als die eigentliche Grundwissenschaft der sieben Künste, und erst allmählich ging man unter der Führung der Alten von dem Trivium, das in der Bildung des früheren Mittelalters durchaus das Übergewicht behauptete, auch zu einer ebenbürtigen Schätzung und Aneignung des Quadriviums weiter. Mit dem mächtigen Aufschwunge der Laienkultur, so wenig diese an sich auch zunächst wissenschaftliche Interessen hatte, erfolgte auch eine energische Erhebung der weltlichen Wissenschaften, der Jurisprudenz, der Naturwissenschaft, Mathematik und Medizin. Wir beobachten das Aufkommen einer weltlichen, von den antiken Klassikern beherrschten Sittenlehre, wir sehen in den internationalen epischen Lieblingsstoffen vom trojanischen Krieg, von Alexander dem Großen, Aeneas und Dido, dem Zauberer Virgil, von Apollonius von Tyrus, Amor und Psyche, Pyramus und Thisbe, der Matrone von Ephesus u. a., in den Nachbildungen von Ovid, Lucan, Statius u. s. w., in der berühmten Venusfahrt des Ulrich von Lichtenstein und einem epischen Zeitgedicht wie dem Ligurinus des Gunther von Pairis wiederum die Freude am ritterlichen Thun, am weltlichen Ruhm, an Frauendienst, Spiel und geselliger Kurzweil mit der Neigung zu den Alten, von denen ja der Moritz von Craon die ganze Ritterkultur, wie späterhin Aventin sogar das Minnewesen, herleitete, sich von selbst verschwistern; und wir verfolgen, wie die übermütige, kirchenfeindliche und ganz und gar an den Alten geschulte Vaganten- und Goliardenlitteratur, die in ihren Satiren und Invektiven, ihrem Bilderprunk und Wortspiel, ihrem Naturgenuß, ihrer Erotik, ihrem charakteristischem Freiheits- und Selbstgefühl und

ihrer ästhetischen Lebenshaltung schon bezeichnende Züge des humanistischen Zeitalters voraufnimmt, eine unbändige Weltlust und ein an den verpönten Alten gekräftigtes, nicht mehr christlich-mönchisch, sondern nur noch ästhetisch bestimmtes Lebensbewußtsein in den weitesten Kreisen verbreitet. Als dann selbst der Klerus von dem raschen Strome der allgemeinen Säkularisation der Bildung wehrlos mitgetrieben ward, erhob sich in den Bettelmönchen noch einmal eine gewaltige Reaktion der zurückgedrängten Askese, wiederum hatte sie die Massen hinter sich und siegte durch ihre ungemeine Volkstümlichkeit, und wiederum lag sie mit ihrer Betonung der christlichen Tugenden Armut und Einfalt gegen die Alten und die weltlichen Wissenschaften zu Felde, die den Hochmut nähren und von dem Göttlichen wegführen sollten.

Aber so leidenschaftlich die Apostel der Askese gegen das Lesen weltlicher Bücher eifern mochten, die emporbrängende Laienkultur ließ sich nicht meistern. Schon verlor der Name des Klerikers seine eigentliche Bedeutung und galt für den litterarisch Gebildeten überhaupt, die Scheidewand zwischen weltlichem und geistlichem Stand brach unter dem anflutenden Bildungsstreben der Mittelklassen zusammen, und obwohl die Entfaltung der Profanwissenschaften und die zunehmende Herrschaft der Dialektik die Grammatik seit dem 12. Jahrhundert aus ihrer leitenden Stellung drängte und damit auch das Studium der Alten zurückschob: das Bewußtsein des unvergleichlichen Wertes dieser Bildungsquelle blieb doch ungeschwächt, und der Erasmus des 12. Jahrhunderts, Johann von Salisbury, zeigt sich ganz davon durchdrungen, er betrachtete das Kloster eigentlich nur noch als eine stille Studierstube. Die scholastische Epoche, wie sie alle Wissenschaften durch Unterordnung unter die Theologie zu neutralisieren und durch die Universitäten in diesem Sinne zu organisieren suchte, richtete auch gegen die alten Klassiker mächtige Schutzwehren auf. Die Dialektik machte die Grammatik zu einer spekulativen Wissenschaft voll spitzfindiger Subtilitäten, die sich nicht mehr an die Schriftsteller, sondern an Donat und Priscian

hielt, und der französische Minorit Alexander de Villa Dei schrieb in der bewußten Absicht, die heidnischen Klassiker aus dem Unterricht hinauszuweisen, drei große Lehrgedichte, die das Studium jener ersetzen sollten: ein Doktrinale für die Grammatik, ein Ekklesiale für den kirchlichen Kalender, den Ritus und das kanonische Recht und ein Wörterbuch des übrigen Wissens. Das Doktrinale blieb bis ins 16. Jahrhundert das wichtigste grammatische Lehrbuch und wurde mehr als hundert Male gedruckt, zu großer Verbreitung gelangte daneben auch die Grammatik des Eberhard von Bethune und die Syntax des Ludolf von Hildesheim. Die Fühlung mit dem klassischen Latein ging völlig verloren, indem man in der Grammatik von dem lebenden Latein ausging, die heidnischen Alten ausdrücklich verwarf und an ihrer Stelle die christlich-lateinischen Dichter in den Vordergrund rückte: Prudentius, Avitus, Juvencus, Arator, Sedulius, Alanus von Lille u. a., wo man jene aber zuzog, sie durch allegorische oder anderweitige Umdeutung wenigstens unschädlich zu machen suchte. So ist z. B. der deutsche Meistergesang des 15. Jahrhunderts ganz durchsetzt von dem Geiste der Scholastik, welcher selbst einem Wimpheling noch die reaktionäre Behauptung abgewinnen konnte, Vergil und Horaz müßten durch Sedulius und Prudentius mattgesetzt werden. Nicht nur die Kenntnis und das Verständnis des Altertums ging außerordentlich zurück und wurde teilweise durch ganz barbarische Vorstellungen abgelöst, auch der lateinische Ausdruck verwilderte, da er nicht mehr, wie in den früheren Jahrhunderten, an den klassischen Mustern selbst geschult wurde. Ein einziger Mann ist innerhalb des scholastischen Zeitalters aufgestanden, der den grundlegenden Wert der Philologie und Sprachenkunde wirklich erfaßt, auf die echten Quellen der Weisheit laut hingewiesen und vor allem die tiefste Lücke der damaligen Wissenschaft erkannt und beklagt hat: die Unkenntnis der griechischen Litteratur. Es war Roger Bacon, aber er stand fast allein, und der Orden, dem er angehörte, war ihm entgegen. Gleichzeitig offenbarte sich aber eine verwandte Stimmung in einem merkwürdigen französischen Gedicht ‚La

bataille des sept-arts', welches gegen die spitzsinnige Dialektik die Grammatik und die Alten ins Feuer führte, diesen Kampf zwischen Logik und Philologie als Kampf zwischen Paris und Orleans darstellte und, den Übermut der Logiker beklagend, Johann von Salisbury mit unverhohlener Sympathie zum Führer der Philologen machte. In dem spottenden Ton werden schon Vorklänge der Dunkelmännerbriefe vernehmlich. In Frankreich, dieser alten Heimat der Rhetorik, hatten die Dichter und Redner des Altertums niemals ganz aufgehört, eine Schule des Stils zu sein, und von dem Abte Servatus Lupus des 9. Jahrhunderts bis auf d'Ailly und Gerson im 14. Jahrhundert reicht eine nicht unbeträchtliche Reihe von Männern, deren Belesenheit, wenigstens in den römischen Autoren, der des humanistischen Zeitalters wenig nachgiebt.

Eine dauernde Erhebung der klassischen Studien konnte natürlich nicht vom germanischen Boden ausgehen, auch nicht von dem französischen, der die vornehmste Pflanzstätte der scholastischen Bildung war, noch weniger von dem spanischen, dem die große Aufgabe der Auseinandersetzung christlicher und moslemischer Kultur zugefallen war, sondern ganz allein von dem italienischen, wo inmitten der Kirche das römische Heidentum noch in tausend Gestalten fortlebte, wo die Beschäftigung mit den Klassikern nie versiegt, der Geist der Vergangenheit dem Verständnis der Nachgeborenen zu keiner Zeit völlig entrückt war, und wo die ehrwürdigen Zeugen der alten Größe, Tempel, Bäder, Theater und Denkmäler noch mitten in den gegenwärtigen Tag hineinragten. Wenn der Humanismus von seinem Mutterlande Italien her die Welt erobert hat, so gelang ihm das einerseits durch die geschichtliche Macht, die ihm innewohnte als einer Erneuerung der Grundlagen der italienischen Nationalkultur, anderseits durch die Voraussetzungen, die ihm überall bis zu einem gewissen Grade gleichartig entgegenkamen. Diese Voraussetzungen waren: die von der mittelalterlichen Kirche und dem Kaisertum bewahrte Erbschaft der römischen Bildung, die Berührungen mit der griechisch-arabischen Wissenschaft, die Aufnahme

des römischen Rechts und vor Allem der aus den politischen, sozialen, wirtschaftlichen und religiösen Verschiebungen erwachsene Individualismus des geldwirtschaftlichen Zeitalters: die Verwandtschaft des Lebensgefühls brach hervor, der langsam erwachte Enthusiasmus für die wirkenden Kräfte der reinen, ihr Gesetz in sich selbst tragenden Menschlichkeit riß zu den Alten hin und entdeckte in ihnen das leibhafte Abbild und die verehrungswürdige Verkörperung jener dunkel empfundenen Ideale, die in den Schmerzen und Aufregungen der eigenen Brust nach Befreiung rangen. So bekam die Entdeckungsfreude, mit der man sich jetzt auf die Alten warf, etwas Atemloses; hastig, wie im Fluge sollte diese herrliche Vergangenheit der Gegenwart wieder angeeignet werden, ja man empfand diese Vergangenheit kaum noch als Altertum, jedenfalls nicht als ein Fremdes, war es doch das eigene Wesen der Gegenwart, nur in einer früheren Gestalt, ein umfassendes Selbstbesinnen also: an den Alten und ihrer Geschichte wurde man der eigenen Größe sich bewußt, der Kräfte und Fähigkeiten, die in der Menschenbrust gleichsam eingekapselt liegen und nur entfaltet zu werden brauchen, um die Welt aufs Neue in Staunen zu setzen, wie es einst die heidnischen Ahnen gethan. Welch eine anglühende Kraft strahlte von diesen großen Menschenbildern aus, von diesen Heroen des Willens und der mannhaften That, der sittlichen Hoheit und der reifsten Geistesbildung, des opfermutigsten Patriotismus und der edelsten Ruhmbegierde! Sie waren nicht die gehorsamen Diener einer herrschsüchtigen Kirche und nicht die Knechte eines eigennützigen Königtums, sie lebten und starben dem Vaterlande, weil sie es liebten; ohne Zweifel, die bewundernswertesten Zeiten des Altertums waren die der römischen Republik und der freien Staaten Griechenlands, ein Marius, ein Sulla, ein Scipio Afrikanus glänzten als die erlauchtesten Vorbilder; diese Männer haben nichts von Askese gewußt, und ihre sittliche Größe lag nicht im Entsagen und im beschaulichen Grübeln, sie lag im gewaltigen Handeln, in der Stärke des Willens und in dem vollen Einsatz der Persönlichkeit. So lernte man jetzt die Alten ansehen, und so trat man mit

ihnen heraus aus der mittelalterlichen Welt, aus Kirche und Kaisertum, aus der herkömmlichen Schichtung der Stände, aus den Einschränkungen sittlicher, religiöser, gesellschaftlicher Vorurteile auf die freie, reine Höhe der Humanität. Ein neues Ideal gewann entzückende Gestalt: der ästhetische Mensch, die Persönlichkeit als Mikrokosmus, als organisches Kunstwerk. Nur ein gewaltiges, ehernes Wollen kann solchem Ziele genügen, darum gebührt der höchste Rang unter den Tugenden der virtù, der Willenskraft, und der eigentliche virtuoso des Lebens ist der energische Willensmensch, dessen Parole lautet: „Die Menschen können von sich aus alles, sobald sie wollen!“

Die revolutionäre Luft, welche uns aus dem italienischen Humanismus entgegenzuwehen scheint, wurde von den Zeitgenossen nicht in gleichem Maße empfunden: in dem Altertum pries man ja nur ein Stück der eigenen Geschichte, und so sah man die Apostel des Humanismus auch nicht als Eindringlinge und Aufwiegler an, sondern als die ruhmwürdigen Bannerträger der höchsten geistigen Kultur, welche Kunst und Dichtung, Religion und Wissenschaft, ein universales Trachten und Können als des Lebens wertvollsten Schmuck und Inhalt begriff und Alles in einer nie sich genügenden Fülle dem Kunstbau der ästhetischen Persönlichkeit anzugliedern strebte. So notwendig lag dieses ästhetische Kulturideal in der Richtlinie der nationalen Entwicklung Italiens, daß es alle Kreise der Gesellschaft, ja selbst die Kirche und das Papsttum widerstandslos überwältigte; als aber die alte mönchische Askese sich dräuend gegen diese neue, unchristliche Bildung erhob und durch den gewaltigen Mund eines Savonarola ihr die Umkehr gebot, da konnte sie den Kampf mit dem nationalen Geiste, der die Renaissancebildung trug, schon nicht mehr überstehen: der Scheiterhaufen des franziskanischen Bußpredigers bedeutete nicht einen Sieg der Kirche, die vielmehr in Savonarola ihr eigenes Gewissen tötete, sondern einen Triumph des neuen ästhetischen Lebensideals, dem auch die Geistlichkeit ganz und gar verfallen war.

Eine rein ästhetische Lebensrichtung wird stets die Gefahr

in sich tragen, daß ihr das Sittliche in seiner objektiven Geltung verloren geht und sich in ein Arbiträres verwandelt: Sünde und Schuld büßen ihre Schrecken ein, wo sie lediglich als Störungen der harmonischen Individualität empfunden werden, die sich durch die bloße Elastizität der Willensvorgänge wieder ausgleichen lassen, und wo das Gefühl der Sünde nicht mit schmerzlicher Schwere lastet, da regt sich auch die Sehnsucht nach der Erlösung nicht, oder sie wird zu einer Sache der Poesie; dann kann sie die Phantasie mit tausend Gestalten beleben, aber sie wird den sittlichen Nerv nicht mit voller Schärfe treffen und die Fülle des blühenden Erdentages niemals eintauschen mögen gegen die noch so trostverheißende Gewißheit eines jenseitigen Heiles. Der leicht bewegliche Italiener ist für religiöse Eindrücke allezeit empfänglich gewesen, an religiösen Schwärmern und tief ernsten Bußpredigern hat es auch dort niemals gefehlt, und die Züge augustinischer Frömmigkeit und franziskanischer Askese tauchen selbst bei den italienischen Humanisten immer wieder empor. Aber die ästhetische Veranlagung dieses Volkes besaß die Religion zumeist in der Sphäre der Phantasie, welche rasch wechselnden Impulsen gehorcht und über den Widerspruch von Ideal und Erscheinung flügelleicht hinweghebt. In hundert Formen lebte dort neben dem Christentum der offene Paganismus fort, in der Kirche herrschte die Religion zweiter Ordnung, ein krasser Aberglaube, Wundersucht, Reliquienkult, Fetischismus und ceremonieller Wahn; man empfand bitter den Krebsschaden der Kirche, ihre politische Macht, und es gab Zeiten, wo man das weltgebietende Papsttum dort zum Spielball politischer Parteikämpfe erniedrigt sah. Nirgends war der Haß und die Verachtung gegen die entartete Geistlichkeit leidenschaftlicher, nirgends doch die Ehrfurcht vor dem priesterlichen Stande als solchem tiefer gegründet, als in Italien; Paganismus und Kirchenfrömmigkeit, Atheismus und Aberglaube, ironische Skepsis und inbrünstige Andacht wohnten dort auch in den gebildetsten Köpfen eng beisammen, der von ästhetischen Stimmungen verklärte Mechanismus des Kirchlichen und die sittliche Praxis des natür-

lichen Weltlaufes trafen sich im menschlichen Innersten nirgends, mit unverwüstlicher Naivetät lief das tägliche Leben in dieser Doppelbahn hin, auch die Religion war nur eine Form des Daseins neben andern, sie war weder sein überwiegender, noch überhaupt ein wirklicher Inhalt, sie war eine ästhetische Übung oder für die große Masse eine Versicherungsanstalt, aus der man Indulgenzen für Vergangenes, Beruhigung für die Gegenwart und Anweisungen auf die Zukunft bequem nach Hause trug. Die antike Lebensstimmung und das asketische Christentum haben auch in Italien das Übergewicht gelegentlich vertauscht, aber die eingeborne Erbschaft der Antike erwies sich schließlich immer stärker, und so verblieb vollends der Humanismus gegen das Christentum beinahe indifferent.

War schon durch den mannigfaltigen Austausch mit der moslemischen Kultur das Ansehen des Dogmas erschüttert worden, hatten sich Stimmungen der Toleranz ausgebildet, die, gegen die eigene Kirche neutral, selbst das Bild irgend eines mohammedanischen Sultans sich gern mit idealisierenden Farben ausmalten, und hatte sich in der berühmten Parabel von den drei Ringen oder in dem frivolen Wort von den drei Betrügern Moses, Christus und Mohammed schon vor dem Auftreten der Humanisten eine Art objektiv kühler Religonsbetrachtung ausgesprochen, so schien jetzt das mönchische Christentum vollends dem Andrang der antiken Philosophie zu erliegen. Von der einen Seite her stürmen die Jünger des Epikuräismus gegen die spiritualistische Mönchstheologie in die Schranken; sie fordern Freiheit des Sinnenlebens und Freiheit der Forschung, sie verkünden die Herrlichkeit des Kosmos und den beseligenden Wert des Irdischen, sie predigen das Evangelium des Genusses und die Herrschaft der Schönheit, sie preisen entzückt den Zauber der Gestalt, der Farbe und des Nackten, sie verdammen den Cölibat als einen Frevel wider die Natur und die Möncherei als den ungeheuerlichsten Aberglauben, sie verlangen die höchste Ausbildung der Sinne, der geistigen wie der physischen Fähigkeiten, denn die höchste Bildung erst befähigt zum höchsten Genuß; es ist die

gewaltsame Empörung der Laienkultur gegen das asketisch-hierarchische System, an den antiken Schriftstellern zu einer ganz neuen siegesgewissen Beredsamkeit erstarkt, aber doch zu drangvoll polemisch, zu radikal, zu verneinend und für das positiv Christliche unempfänglich, ihre bezeichnendste Urkunde sind des Laurentius Valla Dialoge über das Vergnügen und das wahre Gut (1431). Auf der andern Seite erscheinen die gemäßigteren Parteien; die einen suchen die Vermittlung zwischen Christentum und Antike in der Moral der Stoiker, so Petrarca, Coluccio Salutati, Lionardo Aretino, Leone Battista Alberti, die andern sammeln sich unter dem Banner der platonischen Philosophie, die man seit den durch Chrysoloras und Gemistos Plethon zu frischem Leben erweckten griechischen Studien als die höchste Blüte des hellenischen Geistes enthusiastisch verehrte. Die Theologie hatte sich Jahrhunderte hindurch bemüht, die platonischen Gedankenreihen mehr und mehr auszusondern, die Scholastik hatte Aristoteles auf den Thron gehoben; jetzt baute eine ästhetische Epoche dem Künstlergenius Platons begeistert Altäre, Streitschriften flogen hin und wieder, hie Platon, hie Aristoteles, aber mit der Schrift des Kardinals Bessarion wider Platons Verleumder hatte Platon gesiegt. In Florenz, in Rom und anderwärts gründete man Akademieen für platonische Philosophie, sie gemutete wie die herrliche Erfüllung alles Gesuchten und Geahnten, gleichsam als die höhere Wahrheit des Christentums, dessen entstellte Erscheinung ganz mit ihr durchdrungen werden sollte. Es war ein vergebliches Bemühen. Wenn dem wankenden Christentum durch die bloße Negation der asketischen Ideale nicht aufzuhelfen war, so konnte ihm auch die Verquickung mit der Philosophie kein neues Leben einhauchen, denn die Geschichte des Dogmas war ja von Anfang an eine Hellenisierung des Christentums gewesen, und sie hatte den Glauben durch das Erkennen, das Leben durch die Lehre überwuchert und verdrängt. Man konnte durch die Philosophie das Christentum wohl von außen stützen, aber ihm nimmermehr eine Erneuerung seiner Keimkraft mitteilen. Und so sind denn auch die zahlreichen humanistischen

Schriften über Freiheit des Willens, Unsterblichkeit, göttliche Weltregierung u. s. w. ohne erhebliche Folgen geblieben, aber die allgemeine Veränderung des Lebensgefühls, der die humanistische Geistesrichtung entsprossen ist, begründete allerdings auch auf dem Gebiete des religiösen und wissenschaftlichen Denkens eine neue Epoche, deren wichtigste Merkmale hier nicht übergangen werden dürfen.

In der antiken Philosophie war nunmehr ein neues Centrum geistiger Arbeit entdeckt, vor dem die zentrale Stellung der Theologie zurückweichen mußte. An dem Studium der Alten schulte sich die Fähigkeit, unabhängig von der Kirchenlehre über die Probleme des Daseins zu wissenschaftlicher Klarheit zu gelangen, hier schulte sich jene plastische Kraft, die sich in den philosophischen Systemen des 16. Jahrhunderts in großartigen Weltanschauungen entfaltete, welche insgesamt in ihrer künstlerischen Konzeption und ihrer Hinneigung zum Pantheismus von der ästhetischen Grundstimmung der Epoche Zeugnis geben. In den Alten fand man die leitenden Voraussetzungen einer natürlichen Ethik, einer natürlichen Staats- und Gesellschaftslehre, einer natürlichen Rechts-, Kunst- und Erziehungslehre, einer natürlichen Religion. Nirgends doch vermochte zunächst dies gährende, unruhige Zeitalter von solchen Voraussetzungen her sich zu schöpferischen Zusammenfassungen, zu dauernden Leistungen zu erheben, und so reich seine ungemeine geistige Beweglichkeit an bedeutenden Anregungen und glänzenden Anläufen war, die Tugend der Stetigkeit blieb ihm fremd. Aber ein Großes, Unverlierbares war es schon, daß alles der Individualität überlassen wurde: Religion und Sittlichkeit insbesondere sah man als Privatsache des einzelnen Subjekts an, sie waren eben auch nur Teile jener Selbsterziehung der Persönlichkeit, die jeder nach dem Maße seiner eigenen Kraft zu bestimmen hatte. Wir begegnen deshalb zahllosen Spielarten der Religiosität, die aber bei der allgemein verbreiteten Neigung zur schillernden Phrase, zur rhetorischen Übertreibung und theatralischen Pose sich nirgends reinlich scheiden lassen; nur soviel ist gewiß, daß dem Humanismus vermöge

seiner individuell-ästhetischen Geistesrichtung die ernsthafte Auflehnung gegen Christentum und Kirche völlig fern lag, auch die Lorbeeren des Martyriums hätten ihn nicht gelockt, dazu war sein Pathos zu äußerlich, kamen seine Impulse zu sehr aus der Phantasie. Man höhnte über die Möncherei und spottete der Askese, man machte sich auch gelegentlich über allerlei Dogmatisches lustig, man nahm es mit frivolen Freigeistereien, auch mit nihilistischen Invektiven und Religionslästerungen nicht allzu genau, führten doch selbst Päpste und Kardinäle dergleichen im Munde, aber man hatte weder die Geduld noch den charaktervollen, unerbittlichen Ernst, solche Gedanken wirklich zu Ende zu denken, und schließlich vertrug sich das alles sehr wohl mit der anerzogenen Kirchenfrömmigkeit; und die aus dem heutigen Polizeistaat heraus fast unbegreifliche Freiheit des Wortes, des öffentlichen Handelns und der persönlichen Bewegung, wie sie damals nahezu unumschränkt herrschend war, nahm einem etwaigen Bedürfnis der Auflehnung, weil eben der einengende Zwang fehlte, auch den wirksamsten Stachel. Das Wertvollste, was dieses Zeitalter einer beinahe anarchischen Freiheit als bleibenden Gewinn eroberte, war das Prinzip der selbständigen kritischen Prüfung, an dem die modernen Wissenschaften groß geworden sind. Überall war der Weg derselbe: erst las man die Alten, man lernte an ihnen sehen, machte ihre Beobachtungen und Versuche einfach nach, verglich ihre Überlieferungen mit dem entsprechenden empirischen Thatbestand und gelangte so lernend, nachprüfend, berichtigend und ergänzend bis zu selbständigen wissenschaftlichen Leistungen. Überall nahm man den Faden wieder dort auf, wo ihn die Alten hatten fallen lassen: so ging man in der Medizin auf Hippokrates und Galen zurück, in der Botanik auf Theophrast, Dioskorides, Plinius, in der Zoologie auf Aristoteles, in der Mathematik auf Euklid, Eratosthenes, Hipparch, in der Physik auf Archimedes, Vitruv, Heron, in der Erdkunde auf Ptolemäus, Poseidonius, Eratosthenes, in der Astronomie auf die Pythagoräer, in der Rechtswissenschaft auf das Corpus iuris, in der Staatslehre auf Platon und Aristoteles,

in Geschichtsschreibung, Kunst und Dichtung, Rede und Epistolographie eignete man sich die Methoden, Kunstformen und Ausdrucksweisen der Alten an, und in der Philosophie kam es zu einer Wiedergeburt und zu selbständigem Ausbau aller antiken Systeme. Alle großen wissenschaftlichen Leistungen des 15., 16. und 17. Jahrhunderts haben ihre Leuchte an den Alten entzündet; das nimmt ihnen nichts von ihrer Genialität: war doch z. B. Ptolemäus durch die Übersetzung des Boethius schon dem Mittelalter bekannt, und doch blieb seine Lehre von der Kugelgestalt der Erde Jahrhunderte hindurch ein toter Besitz, bis der Genuese Kolumbus u. a. daraus die grandiosen welthistorischen Konsequenzen zu ziehen begannen. Auch auf dem Gebiete der historisch-philologischen Kritik setzte der italienische Humanismus mit glänzenden Probestücken ein: Laurentius Valla enthüllte 1440 in einer flammenden Streitschrift die sogenannte Schenkung Konstantins als eine Fälschung und erklärte damit, daß die weltliche Herrschaft des Papsttums auf einer von schnöder Habgier erfundenen Lüge beruhe, der Papst sei zum Stellvertreter Christi, aber nicht der Cäsaren berufen. Derselbe Valla versuchte sich mit schneidigem Scharfsinn in der Kritik des Livius, des Aristoteles und des Areopagiten, er wagte es, Moses und die Evangelisten einfach als „Historiker" zu bezeichnen, er bestritt die Abfassung des sogenannten Apostolikums durch die Apostel, wies in seinen Anmerkungen zum Neuen Testament die Verderbtheit der Vulgata gegenüber dem griechischen Urtext nach und begann an diese heilige Urkunden die Maßstäbe profaner Textkritik anzulegen. Und so gingen auch andre Humanisten keineswegs in blinder Bewunderung des Altertums auf, vielmehr wurden die Grundsätze der Kritik, die man von den Alten gelernt, alsbald auf diese selbst angewandt; nicht ihnen nachahmen, sondern selbst schaffen war die Losung eines Poliziano: „man muß auch ohne Kork schwimmen können". Die Humanisten selbst waren sich über die Tragweite solcher kritischen Versuche nicht völlig klar, ihre größte Lust war, mit dergleichen Fechtkunststückchen die verhaßten Pfaffen in Harnisch zu bringen, und der kühne

Laurentius Valla, wie sehr die Mönche gegen ihn zeterten, blieb gleichwohl der Günstling des Papsttums, an dessen Hofe die heidnische Renaissancebildung mit ihrer ausschließlich ästhetisch charakterisierten Weltfreudigkeit rauschenden Einzug hielt. Wie die humanistische Kultur alle Zustände und Ausübungen des öffentlichen und des privaten Lebens in Italien mit der adelnden Anmut ästhetischen Empfindens durchdrang, so erschloß sich dort ihre prangendste Blüte in der bildenden Kunst, während zu einer tiefer greifenden Auseinandersetzung zwischen Antike und Christentum in der Sphäre des religiösen Denkens und des sittlichen Bewußtseins so gut wie alle Voraussetzungen fehlten.

Ganz andre Aufgaben fand der Humanismus jenseits der Alpen zu lösen.

Auch in Deutschland hatte man die heidnischen Klassiker schon längst nicht nur als unentbehrliche Führer der Denkübung, der grammatisch-stilistischen und logischen Ausbildung, sondern auch als Vermittler ernsthafter Lebensweisheit und sittlicher Grundwahrheiten geschätzt, war sich aber immer des Christentums als des höchsten und über die Alten weit hinausführenden geistigen Besitzes bewußt geblieben, für dessen wissenschaftliche Bewältigung das Studium der Klassiker, im Sinne der Kirchenväter, lediglich einen propädeutischen Wert haben sollte. An diesem Verhältnis wurde auch nichts geändert, als die klassischen Studien in Italien in den Dienst des humanistischen Ideals als dessen vornehmstes Werkzeug gestellt wurden. Denn in Deutschland war ja die Antike nicht ein Bestandteil der eigenen Geschichte; man konnte ihr wohl eine Fülle neuer Anschauungen, Gedanken, Ausdrucksformen, auch ethischer Antriebe entnehmen, aber doch keine Ruhmestitel für die eigene Vergangenheit; das Altertum erregte deshalb die deutsche Phantasie nicht entfernt so stark, wie die italienische: in Italien war ein unmittelbarer innerer Lebenszusammenhang wirksam, in Deutschland überwog die wissenschaftlich-kritische Auffassung. Das nationale Pathos, das in Italien die Antike zu neuem Leben erweckte, besann sich in Deutschland energisch auf die Geschichte der deutschen Nation; wenn es dort

die Phantasie beflügelte, so half es hier zur Stärkung des Charakters; wenn es in Italien ein Zeitalter ästhetisch-aristokratischer Bildung heraufführte, dessen Träger die Höfe, der Adel, die Prälatur und die städtischen Republiken wurden, fand es in dem bürgerlich gelehrten Geiste, welcher Deutschland beherrschte, einen der rein ästhetischen Bildung noch wenig empfänglichen Boden, und drohte dort die Antike, eben als Nationalbildung erfaßt, das Christentum zu absorbieren, so erwies sich hier das Christentum natürlich stärker. Und so war gerade dem deutschen Genius, der Antike und Christentum nicht aus sich geboren, sondern beide als römische Erbschaft überkommen hatte, die welthistorische Aufgabe vorbehalten, jene beiden höchsten Kulturmächte, aus deren gegenseitiger Spannung der europäischen Bildung eine nie versagende Triebkraft zufloß, auf einen einheitlichen Ausdruck zu bringen, wie ihn das neue Persönlichkeitsideal verlangte, wie er aber erst auf einem großen Umweg im 18. Jahrhundert erreicht werden sollte.

Indem der Humanismus in der Antike die Grundlage der gesamten abendländischen Bildung erneuerte und gemeinverständliche Ideale aufrichtete, leitete er allerdings die zweite, neuere Phase einer Weltkultur ein, und auch in Deutschland fehlte es nicht an Spuren solcher kosmopolitischen Tendenzen, aber gerade die vergleichende Geschichte des Humanismus lehrt, zu wie kräftigem Bewußtsein die Nationalgeister inzwischen erwachsen waren, denn in jedem Lande zeigt er ein andres Gesicht. Der Nationalhaß, wie er zwischen Italienern und Deutschen bestand, betrachtete auch die Apostel des italienischen Humanismus zunächst mit Mißtrauen: der Gegensatz zwischen dem glatten, eiteln Schöngeist Enea Silvio und dem ehrlichen Biedermann Gregor Heimburg, der die Alten verehrte, aber die bloße Eloquenz und die geschminkte, schwindelhafte Rhetorik ihrer Nachäffer im Namen der soliden Wissenschaft mit Protest belegte, ist typisch geworden für den Verlauf des deutschen Humanismus überhaupt: auf der einen Seite die fahrenden Poeten, bloße Formenkünstler ohne Ernst und wirklichen Gehalt, ja oft ohne ordentliche Kenntnisse,

mit Worten spielend, renommistisch, leichtfertig, aller Respekte ledig und einer fröhlichen Libertinage ergeben, auf der andern Seite Gelehrte von charaktervoller Gründlichkeit, mit tiefer Andacht dem klassischen Altertum zugewendet, und manche ganz durchdrungen von dem großen Ideal der schönen Individualität; dazwischen sehen wir eine verhältnismäßig kleine Anzahl humanistischer Dilettanten und Lebensvirtuosen sich bewegen. Die modischen „Poeten", Erben der älteren Goliarden, gemuteten beinahe wie Karrikaturen der italienischen Humanisten, und der Haß gegen alles Welsche brach selbst noch auf der ruhmvollen Höhe des deutschen Humanismus, als Italien und Griechenland sogar nach dem Urteil der Ausländer gleichsam nach Deutschland verlegt schienen, in Ulrich von Hutten leidenschaftlich durch. Wenn man im deutschen Humanismus vielleicht auch die meisten charakteristischen Eigenheiten und Auswüchse des italienischen im Einzelnen wiederfinden kann, seine Gesamthaltung ist ungleich besonnener, realistischer, positiver, und bei aller Polemik gegen Scholastik und Möncherei, Askese und Werkgerechtigkeit doch in seinen größten Vertretern von einem sehr bestimmten und greifbaren Programm geleitet: Reform der Kirche, der Wissenschaft, des religiösen Lebens und der Erziehung. Vorzugsweise vom Bürgertum und dem neuen freien Gelehrtenstande getragen, stellt sich der deutsche Humanismus als der geistige Höhepunkt der seit Jahrhunderten stetig emporstrebenden Laienbildung dar und nimmt als solcher alsbald die großen praktischen Aufgaben in Angriff, die die Kirche liegen gelassen hatte. In der Thätigkeit der Brüder vom gemeinsamen Leben am Ende des 14. Jahrhunderts, die selbst vom humanistischen Geiste noch kaum gestreift ist, ist doch die Hauptrichtung des deutschen Humanismus schon vorgebildet: religiöse Erziehung des Individuums durch Predigt, Lehre und Lektüre; auf das systematische Abschreiben guter Litteraturwerke wurde der höchste Wert gelegt und so der vertraute geist- und herzbildende Umgang nicht nur mit christlich-lateinischen, auch mit antiken und älteren deutschen Schriftstellern befördert. Die Mehrzahl der älteren Humanisten ist unter dem

weitwirkenden Einfluß dieser frommen Brüder aufgewachsen, und die berühmten Schulen zu Schlettstadt, Deventer, Emmerich, Münster u. s. w., die deren Geist weitertrugen, erkannten ihre wichtigsten Aufgaben in der religiösen und sittlichen Ausbildung und waren von den rein ästhetischen Idealen des italienischen Humanismus weit entfernt. Alle bedeutenden Humanisten, soweit sie nicht bloß zu den „Poeten" zählen, ein Nikolaus von Cues, Rudolf Agrikola, Alexander Hegius, Ludwig Dringenberg, Rudolf von Langen, ein Wimpheling, Reuchlin, Erasmus, zeigen sich von den mystischen Tendenzen der praktischen Frömmigkeit berührt, denen alle Gelehrsamkeit nichts gilt ohne Adel des Herzens, Demut und Nächstenliebe, alles Studium nichts, wofern es nicht Lauterkeit und Urbanität erweckt: „es ist meine festeste Überzeugung", schrieb 1516 Wolfgang Capito, „daß man nur durch dieses Studium der Frömmigkeit (in der Bibel) als durch die sichere Pforte zu den lichten Höhen wahrer Gelehrsamkeit und Bildung gelangen kann. — Nun ist es durch Gottes Barmherzigkeit geschehen, daß auf einmal die Menschen allenthalben zu dem Besseren zurückkehren, allenthalben ergreifen sie das klassische Studium und suchen sie sich die Werkzeuge der besseren Erkenntnis, die Sprachen, anzueignen, und nun lebe ich auch der Zuversicht, daß die alten Christentugenden und die ursprüngliche Reinheit des Christenglaubens wiederkehren werden."

So liefen alle Reformforderungen für Kirche und Wissenschaft, Staat und Gesellschaft schließlich in der einzigen zusammen: Reform der Erziehung. Es galt, überall das Auge für die Thatsachen zu schärfen und den von der scholastischen Methode völlig aufgehobenen Zusammenhang von Wort- und Sachverständnis wiederzugewinnen, nicht Begriffe, sondern Anschauungen zu übermitteln, erst vom Einzelfall zur Abstraktion, vom Beispiel zur Anwendung fortzuschreiten. Für diese Gymnastik des Geistes boten die Alten das unerläßliche Fundament: statt der dialektischen Grammatik strebte man eine empirische an, vom Kirchenlatein ging man auf das klassische zurück, drängte so das Latein allmählich in die Reihe der toten Sprachen und schuf

damit Raum für eine freie Entfaltung der Nationalsprachen auch im Dienste der Wissenschaft. Man ging von der Grammatik möglichst rasch zur Lektüre, Erklärung und Nachbildung der Klassiker fort. Neben dieser grundlegenden Wertschätzung der Sprachstudien, die schon im 16. Jahrhundert zu einer bedenklichen Überschätzung der formalen Seite des Unterrichts führte, sollten aber auch die Realien und vor Allem die Geschichte, in der man lebhaft auch die deutsche Vergangenheit patriotisch ergriff, zu ihrem Rechte kommen, desgleichen die körperliche Ausbildung und Übung vor der Öffentlichkeit in Redeübungen und szenischen Darstellungen. Nirgends brachte es der Humanismus zu wirksamen Zusammenfassungen und festen Organisationen, Alles ging in der Form von Versuchen und Anregungen von einzelnen Persönlichkeiten aus, aber überall gewann er doch mehr und mehr Boden, überall faßte er fester und fester Fuß, auf den Schulen und auf den Universitäten, deren in dem Zeitraum von 1365 bis 1506 siebzehn gegründet wurden, an einzelnen Höfen, in Akademien und gelehrten Gesellschaften; beständiges Hin- und Herreisen, weitverzweigte Briefwechsel, Panegyriken und Widmungsschriften erhielten ein beständiges Gefühl gemeinsamen Wirkens, gemeinsamer Zwecke und gemeinsamen Fortschritts. Den mächtigsten Vorschub gewährte die Erfindung der Buchdruckerkunst: sie eröffnete der Ausbreitung der Bildung auf einmal hundertarmige Kanäle, wo sie früher im schmalen Strombett langsam dahingeflossen war, sie machte das geschriebene Wort zu einer ungeheuren Macht, mit der ein Einzelner tausende von Köpfen zugleich beherrschen konnte, und sie stellte eine Kontinuität des Wissens her, die sich nicht mehr, wie früher, durch die Täuschungen der Sage, durch die Irrungen einer mangelhaften Überlieferung oder durch dreiste Fälschungen durchbrechen ließ.

Um das Jahr 1500 hatte der Humanismus von dem gesamten Deutschland Besitz genommen. „Keine deutsche Stadt", schrieb Irenicus, „ist so sehr entfernt von aller Litteratur, daß sie nicht die gelehrtesten Kenner der griechischen Sprache aufzuweisen

hätte, von den andern garnicht zu reden, wer wollte ihre Namen zählen?" 1505 schrieb Heinrich Bebel: „Viele giebt es jetzt in Deutschland, die ihr höchstes Streben darein setzen, es dahin zu bringen, daß Deutschland die alte Barbarei ganz auszieht, damit es zugleich mit dem Kaisertum auch die Wissenschaften den Römern entreißt, und viel ist hierin schon gethan, wie man auf allen Schulen sehen kann." Und nicht lange, so ertönte Huttens Jubelruf: „O Jahrhundert! O Wissenschaften! Es ist eine Freude, zu leben!" Aber die humanistische Sehnsucht der Deutschen, der das tiefere Verständnis des klassischen Griechentums noch verschlossen blieb und das ästhetische Genie Italiens gebrach, verlangte für die Individualität nicht einen bloß ästhetisch-sittlichen, sondern einen festen religiösen Mittelpunkt: „Ich kann garnicht sagen," schrieb Erasmus 1504, „wie ich mit vollen Segeln auf die heiligen Schriften hinstrebe, wie mir alles zum Ekel ist, was mich von ihnen ablenkt oder auch nur aufhält." An diesem König der humanistischen Wissenschaft wird es lehrreich klar, wie außerordentlich außerhalb Italiens und vor allem in Deutschland das religiöse Interesse alle andern überwog.

Die Auseinandersetzung der nationalen Verbände mit der Kirche wurde in allen Ländern damals als die drängendste Lebensfrage empfunden, und da die Hauptpunkte der Fragestellung ungefähr überall die nämlichen waren, so versuchte der Kosmopolit Erasmus diese europäische Frage auch mit internationalen Mitteln zu lösen. Überall hatte man sich längst bemüht, aus der internationalen Kirche die Landeskirchen herauszulösen, dem päpstlichen Absolutismus und den Übergriffen der geistlichen in die weltliche Machtsphäre zu steuern, und gegenüber dem römischen System, unter dem der Klerus sittlich und religiös heruntergekommen war, auf die christlich-mönchischen Lebensideale und die vorgregorianische Kirchenordnung energisch zurückzugehen. Überall hatte man erkannt, daß das tiefste Grundübel der Kirche nicht bloß in ihrer politisch-rechtlichen, weltförmigen Verfassung lag, sondern vor allem darin, daß sie über der Verstrickung in weltliche Zwecke die Religion eingebüßt hatte. Daß die Religion

wieder in den Herzen lebendig werde, war ja das Ziel aller jener Regenerationen des Mönchtums, aller Kloster- und Ordensreformen, aller asketischen Bußpredigten, von denen die letzten Jahrhunderte des Mittelalters erfüllt sind. Aber die Reform des Ordensklerus allein vermochte die Kirche nicht zu retten, wenn nicht auch die Weltgeistlichkeit jenen gewaltigen Strom religiösen Lebens durch ihre Herzen leitete, der in den Laien und ihren selbständigen Sektenbildungen so unruhig auf und nieder wogte und nach einem großen, freien Strombett bedrohlich verlangte. In Spanien hatte der Staat diese Aufgabe in die Hand genommen: alle päpstlichen Erlasse galten nichts ohne seine Genehmigung, er ernannte die Bischöfe und das Personal der Kirche, er behandelte die Geistlichen in erster Linie als seine Beamte, er reinigte die Klöster und die Konvente, er richtete von Neuem die Inquisition auf, zugleich ein staatliches und ein religiöses Institut, er begründete theologische Schulen und Universitäten und stellte die humanistische Wissenschaft in den Dienst einer regenerierten Theologie, woraus eine neue Blüte des Thomismus, sowie der biblischen und patristischen Studien unter dem Vorantritt des gelehrten Kardinals Ximenes imponierend hervorging. In Italien war der Gedanke der Kirchenbesserung mit dem Tode Savonarolas unterdrückt, aber nicht erstickt worden; die Grundfragen lagen hier nicht anders, als überall, nur die leitenden Kreise hatten nicht das geringste Verständnis dafür, und aus den unstäten Massen erhob sich keine dauernde Wirkung. In Frankreich war gleichfalls das gesamte kirchliche Leben der Aufsicht der Krone unterstellt worden, die Universität Paris war der Hauptherd für die dem päpstlichen Absolutismus feindliche Konzilientheorie; auch hier war die Klosterreform geschäftig, und Männer wie d'Ailly, Gerson, Nicolas de Clemanges, Budaeus und Lefèvre strebten die humanistischen Errungenschaften für das Studium der heiligen Schrift und der Kirchenväter nutzbar zu machen und so durch die neue Bildung auch die christliche Wissenschaft zu verjüngen. Auch England, das im 14. Jahrhundert die Selbständigkeit seines Landeskirchentums errungen und schon in Richard von Bury, dem Zeit-

genossen Petrarcas, einen Gelehrten besessen hatte, der von dem Studium der Klassiker und vor allem des Griechischen eine segensreiche Förderung der biblichen und patristischen Exegese erwartete, brachte in John Colet, Thomas Morus, Grocyn, Linacre, Latimer, Fisher, Pace u. a. Männer von humanistischer Bildung hervor, die die kritisch-exegetischen Methoden alsbald auf die Urkunden des Christentums anwandten, aus der biblischen Theologie dem religiösen Individuum neue Impulse zuzuführen und in der Heilslehre den Kernpunkt des Christentums aufzudecken bemüht waren. In den Niederlanden hatte der Spanier Ludovicus Vives den Kampf mit der Scholastik aufgenommen. In Deutschland war von den Brüdern des gemeinsamen Lebens eine mächtige Bewegung ausgegangen, die sich in den Klosterreformen der Windesheimer und Bursfelder Kongregationen fortsetzte, desgleichen in der Thätigkeit des Franziskaners Dietrich Coelde, des Augustiners Andreas Proles und des päpstlichen Legaten Nikolaus von Cues, welcher 1459 einen umfassenden Reformentwurf ausarbeitete, dessen Schwerpunkt in der Klostervisitation und der Abstellung kirchlicher Mißbräuche in Verwaltung und Kultus lag. Dann hatte der deutsche Humanismus sich der christlichen Überlieferung bemächtigt, hatte aus der unfruchtbaren Skepsis und den dialektischen Spiegelfechtereien der abgelebten Scholastik auf ein lebendiges Erfassen der Texte, auf eine geistige Aneignung des wirklichen Sachgehaltes der christlichen Schriften hingelenkt und so die Frömmigkeit wieder auf die ursprünglichen Quellen zurückgewiesen; und wenn sich in den dogmatischen und exegetischen Arbeiten eines Gabriel Biel, Heynlin von Stein, Werner Rolewinck u. a. scholastische und humanistische Einwirkungen noch seltsam verquickten, so war doch in dem wachsenden Interesse für Biblicismus und Patristik auch auf religiösem Gebiete die „Rückkehr zum Zeichen" eingeleitet, in der sich eine Erneuerung der Grundlagen des Christentums vorbereitete. Wie die alte Polemik gegen den römischen Kirchenbegriff durch das humanistische Hinstreben zu den Quellen einen neuen Rückhalt gewann, wird zumeist an Johann Wessel von Gröningen († 1489) deutlich, der das Wesen

des Christentums in der Heilslehre fand, die Glaubenslehren ausschließlich auf die Bibel zu bauen suchte und die Papstkirche für einen sündigen Abfall von der urchristlichen Gemeindekirche erklärte. Wessel war ein Glied jener durch die Namen Bradwardina (14. Jahrhundert), Johann Pupper von Goch, Johann von Wesel (15. Jahrhundert) u. a. bezeichneten augustinischen Reaktion innerhalb der Dogmengeschichte, welche der Renaissance des Platonismus in der Geschichte der Wissenschaften zur Seite ging; in beiden Richtungen kam dieselbe Tendenz zum Ausdruck: Befreiung des Innenmenschen, Erkennen und Nachleben des Lebendigen, Vertiefung in die schöpferischen Kräfte der Menschennatur, Kultus der Genialität, ethisch-ästhetische Weltbetrachtung und Besinnung auf die echten Quellen geistiger Verjüngung: Humanismus und Biblicismus. Die normative Geltung der heiligen Schrift wurde ja allerdings, wie wir noch sehen werden, im ganzen Mittelalter ausdrücklich oder stillschweigend vorausgesetzt, aber die Verbreitung der gedruckten Bibeln und ihrer Kommentare, sowie vor allem der epochemachende methodische Grundsatz des Rückganges auf die Quellen und ihrer Vergleichung mit dem gegenwärtigen Thatbestand gaben diesem alten Axiom jetzt erst eine praktische Wendung von außerordentlicher Tragweite, aus der das Recht und die Pflicht der freien Prüfung und Neuordnung sich ganz von selbst ergab. Klar wurde es 1518 in der lateinischen Antrittsrede des jungen Melanchthon ausgesprochen: seit dem Verfall der griechischen Studien hatte die Kirche die Frömmigkeit verloren und war den Menschensatzungen preisgegeben; lenken wir aber unsern Geist auf die Quellen zurück, so werden wir Christum verstehen lernen, sein Gebot wird unsre Leuchte werden und die göttliche Weisheit sich uns erschließen.

Unter dem Eindruck der gezeichneten europäischen Lage und ihre Anregungen von allen Seiten in sich aufnehmend entwarf Erasmus sein umfassendes kirchliches Reformprogramm. Er selbst war ja rasch zu der Höhe eines europäischen Ruhmes emporgestiegen: Könige, Fürsten, Minister und Gelehrte, Papst, Kardinäle und Bischöfe, die hervorragendsten Geister aller Na-

tionen nannten sich seine Freunde, Schüler und Bewunderer, sein Briefwechsel reichte über alle Länder, und er brauchte keine andre Sprache, als die lateinische. Er sah sich allenthalben verehrt als die geistige Großmacht seiner Zeit; wenn eine allgemeine Reform der Kirche in den angedeuteten Bahnen möglich war, so mußte sie unter seiner Führung gelingen. Der Humanist wandte sich einzig und allein an das einzelne Individuum. 1502 erschien sein „Handbuch des christlichen Streiters", ein Erbauungsbuch, welches mit der Scholastik geflissentlich brechend, alles Dogmatische und Philosophische vermeidend, in klarer, weltmännischer Sprache eine ethische Auffassung des Christentums vertritt, energisch den Irrtum widerlegt, daß das Wesen der Frömmigkeit im „Judaismus", in Ceremonieen und äußerlichen Handlungen oder gar in der Möncherei bestehe, und eine Tugendlehre entwickelt, die ebenso aus der heiligen Schrift wie aus der griechischen Philosophie geschöpft eine Durchdringung der humanistischen und der christlichen Stimmung anstrebt; erschienen ihm doch auch die alten Philosophen von göttlicher Weisheit erleuchtet, sodaß er sogar zu beten vermochte „heiliger Sokrates bitte für uns" und St. Reuchlin als dem Schutzpatron der Sprachwissenschaft einen Platz im Himmel anwies, und suchte doch auch er, wie Reuchlin, wie die florentiner Akademiker, wie Nikolaus von Cues und schon die Dialektiker des 12. Jahrhunderts das „Christentum vor Christus", d. h. er glaubte an eine gemeinmenschliche und unveränderliche sittlich-religiöse Wahrheit, in der die erleuchtetsten Geister aller Zeiten einig seien und der man nachleben müsse, auch wenn es keinen lohnenden und strafenden Gott gäbe. Das „Handbuch" wurde schon bei Erasmus' Lebzeiten in 27 Auflagen verbreitet, drei Jahre später gab er Vallas Anmerkungen zum Neuen Testament mit einer gehaltvollen Vorrede heraus: alle Theologie muß sich auf biblischem Grunde aufbauen und zwar auf dem Urtext, der zu diesem Zwecke ohne alle Vorurteile allein mit den Mitteln der Philologie grammatisch-kritisch erklärt werden muß. Aber auch dem Volke wollte er die Bibel in die Hand geben; die Evangelien und die Paulinischen Briefe sollten in alle Sprachen

übersetzt und bis in das letzte Bauernhaus verbreitet werden. In seinem berühmten „Lob der Thorheit", dessen kecke Polemik alle Schäden in Staat und Kirche, Berufen und Ständen mit geistvollem Spott übergoß, ließ er es scharf hervortreten, wie die christliche Wahrheit unter Ceremonien und Formeln, Aberglauben und Dummheit verschüttet liege. Aus der Betrachtung des Urchristentums galt es die äußerlich gewordene Religion zu verjüngen und ihr ein neues Leben praktisch-sittlicher Frömmigkeit einzuhauchen: 1516 erschien die bahnbrechende Ausgabe des Neuen Testaments mit einer die Mängel der Vulgata klarlegenden lateinischen Übersetzung, Paraphrasen, Kommentare und Abhandlungen schlossen sich an, in den nächsten zwei Jahrzehnten folgten die großen Ausgaben der Kirchenväter, erbauliche, homiletische und didaktische Arbeiten gingen nebenher, Ausgaben antiker Autoren und Gelegenheitsschriften mannigfaltiger Art. Unermüdlich wurde überall das Scheinwesen der Scholastik, die Ignoranz des Mönchtums und die ceremonielle Frömmigkeit bekämpft, nicht minder aber der religionslose Leichtsinn der „Poeten"; der Widerspruch zwischen kirchlichen und biblischen Gedankenreihen wurde mit überlegener Schärfe aufgedeckt, fort und fort die echte Religiosität betont, die nicht in dem Glauben an die Kirche und ihre Dogmen, sondern in der frommen Hingabe an Jesus Christus und in der Kraft der thätigen Nächstenliebe ruhe und in den heiligen Schriften als dem höchsten sittlichen Gesetzbuch ihre Gewißheit habe. Von der Aufklärung der Individuen erwartete Erasmus im letzten Grunde alles Heil: so sollte die Aufklärung Schritt für Schritt sich ausbreiten, um schließlich die Kirche zu erfüllen; ohne Kampf und Gewalt, bloß durch das Wirken von Geist zu Geist sollte die neue Bildung von der Kirche Besitz nehmen, den Aberglauben austilgen, das Ceremonienwesen und die Äußerlichkeiten der Religionsübung, Fasten, Wallfahren, Bilderverehrung, Reliquiendienst, Opferungen und asketische Bußungen abstreifen, die der Vernunft widerstreitenden Konsequenzen des Dogmas und der heiligen Schrift beseitigen, Verfassung und Kultus zu schlichteren Formen zurückleiten, die sittlich-

praktische Religiosität durch Erziehung des Intellekts zur Maxime des Herzens machen und so die mittelalterlichen Ordnungen allgemach durchgeistigen und umwandeln.

Es war eine große Täuschung! Die Täuschung eines Gelehrten, der das Leben aus der Studierzelle ansah, und dessen Ideale, in der Stille geistiger Vertiefung erwachsen, auch zu ihrer Verwirklichung des inneren wie des äußeren Friedens bedurften. Aber die Zeit war nicht friedlich. Kriegswolken standen an ihrem Horizont, die Großmächte, die Territorien, die Orden, die Stände, die Universitäten, selbst die Familien waren feindlich geteilt, in den Massen gährte eine unheimliche Bewegung, ungeheure Veränderungen schienen sich vorzubereiten, es kam zu blutigen Zusammenstößen, zu stürmischen Entladungen bald hier, bald dort, ein unruhiges Aktionsbedürfnis, Streitlust und gespannte Erwartung glühte in den Köpfen: es war keine Zeit beschaulichen Wandels, ästhetischen Empfindens oder wissenschaftlichen Ausreifens, die Luft war zu scharf dafür und die Stimmung allzu abhängig von dem Wechsel des Tages. Selbst ein Erasmus, die exemplarische ästhetische Persönlichkeit der Epoche — „ein Mann für sich", wie die Dunkelmännerbriefe rühmten — vermochte sich zu einem völligen Gleichgewicht der inneren Kräfte, zu einer harmonischen Individualität nicht zu entfalten, sich gegen die zersetzenden Elemente vielmehr nur durch die Schärfe des Witzes, der Ironie und der Satire zu behaupten, wobei denn unter der scheinbar heitern Überlegenheit die geheime Bitterkeit immer wieder hervorschlug. Und wie unstät und zerrissen, ja wie halt- und charakterlos, wie so ganz aus bloßen Einfällen und Aufwallungen, aus Halbheiten und Schwächen zusammengesetzt erscheinen fast alle Menschen jener Tage, die wir auf der Bühne des Lebens beobachten können: es ist ein Zeitalter des Massengeistes, dem ästhetischen Ausleben und der harmonischen Vollendung des Individuums so ungünstig wie möglich; mit Ingrimm sehen die humanistischen Enthusiasten ihre aristokratischen Persönlichkeitsideale in einer durchaus demokratischen Geistesepoche zerrinnen, auf die ganz allein eine entschlossene, allen Vermittler-

künften abholde und willensgewaltig dreingreifende Einseitigkeit zu wirken vermochte. Ein Strahl von jenem schwärmerischen Kultus des Genies, der die Kunstbegeisterung Italiens durchglühte, schien in den Tagen des Erasmus auch auf Deutschland herüberzugleiten, aber er sollte nur zu rasch verbleichen. Selbst die Hüter der aristokratischen Geisteskultur, die Jünger des Humanismus, wurden vom Dämon der Zeit ergriffen, und wenn in dem derb scheltenden Spott eines Sebastian Brant, eines Geiler von Kaisersberg oder Wimpheling immer noch der sittliche Ernst durchklang, wenn selbst in der beißenden Ironie eines Erasmus sich nirgends ein positiver reformatorischer Eifer verleugnete, so hatte die jüngere Humanistengeneration ihre Freude am Dreinschlagen, Spotten, Höhnen und Negieren an und für sich: was man dem großen Erasmus hingehen ließ, mußte bei diesen jungen Feuerköpfen als unerträgliche Anmaßung erscheinen, und ihr lärmendes, respektloses Treiben, in das sogar heidnische Klänge aus dem italienischen Humanismus vernehmlich herüberklangen, drohte am Ende den ganzen Humanismus, selbst den allbewunderten Erasmus in Mißkredit zu bringen. Aber die geschichtliche Bedeutung dieser die beiden ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts umfassenden Sturm- und Drangepoche des deutschen Humanismus ist es gewesen, das erst sie die Unverträglichkeit der alten und neuen Weltanschauung mit unerbittlicher Schärfe bloßgelegt, unter Aufopferung aller persönlichen Rücksichten, unter Verachtung aller Kompromisse zwischen Scholastik und Humanismus, wie sie selbst der geschickt lavierende, vieldeutige und in allen Farben schillernde „Momus“ Erasmus sich gerne vorgetäuscht hatte, die schroffe Kriegserklärung der neuen gegen die alte Bildung formuliert hat und — dies war vor allem Huttens Werk — gegenüber dem doktrinären Kosmopolitismus des großen Weltweisen jenen Kampf mit anglühender patriotischer Beredsamkeit als die Empörung des nationalen Deutschtums wider die Römlinge begreifen lehrte.

In zwei Aufsehen erregenden Fehden fand dieser Umschwung stürmischen Ausdruck: in der Polemik Jakob Lochers gegen

Wimpheling, als dieser 1505 die Augustinermönche gegen sich aufgebracht, aber vor dem Prozeß, der ihm deshalb gemacht werden sollte, zaghaft zurückgewichen war, und in dem 1510 begonnenen Handel zwischen Reuchlin und dem Juden Pfefferkorn, dessen Konsequenzen zehn Jahre hindurch das ganze gebildete Deutschland in Atem hielten, eine Fülle schneidiger Streitschriften zeitigten und 1515 und 16 in den genialen Dunkelmännerbriefen ein Prachtstück der Weltlitteratur und zugleich ein unvergängliches kulturgeschichtliches Datum schufen. Wenn auch der klerikale Sturm, der sich gegen Reuchlin erhob, weniger dem Humanisten, als dem Vertheidiger der jüdischen Theosophie galt, so faßte das humanistische Lager mit Recht diesen Ketzerprozeß gegen den ehrwürdigen Apostel der griechischen und der hebräischen Studien als einen typischen Fall auf, in dem die neue Richtung als Bahnbrecherin der wissenschaftlichen Freiheit ihre Lebensfähigkeit mit aller Kraft zu erweisen hatte. In zornfrohem Übermut scharten sich die streitfertigen Bundesgenossen zusammen, und wie Wimpheling, Brant, Zasius und Erasmus sich mißbilligend vor diesen umsturzlüsternen Heißspornen zurückzogen, so wurde auch Reuchlin schließlich bange vor solchen Freunden, und er mußte sich ob seines ängstlichen Ausweichens schließlich von seinem begeisterten Verehrer Hutten wie ein Schulbube abkanzeln lassen. Die Spaltung zwischen der älteren und der jüngeren Humanistengeneration war damit endgiltig entschieden: jene hatte bisher mit den Theologen in leidlichem Frieden gelebt; ihr galt die Wissenschaft zu hoch, um sie in das Getriebe der persönlichen Gegensätze und Leidenschaften hinabzerren zu lassen, sie wollte einen allmähligen Sieg der Aufklärung und eine friedliche Regeneration der Kirche, doch mit Revolutionären mochte sie nichts zu schaffen haben. Aber wie schlecht verstand sie, was ihrer Zeit Not that! Die Zeit wollte den Kampf, und schon hatte sie ihren Helden gefunden: auf den anfänglich keineswegs sicheren Ausgang des Prozesses, die Verurteilung Reuchlins am 23. Juni 1520, warf bereits Luthers kühnes Auftreten seinen Schatten; nicht lange, so sprangen auch Erasmus, dem ehedem

Unantastbaren, die Gegner dreist an den Hals, und er hatte sich scharf zu wehren. Er blieb sich auch in der Folge getreu und dünkte sich zu groß, um sich an den Tag zu verlieren: sein grausames Benehmen gegen Hutten, seine diplomatisch ablehnende Haltung gegen Luther beweisen es. Aber im Innersten haftete ihm die Kränkung, sich fortan von einem Größeren überholt zu sehen, und mit geheimem Neid blickte er auf den gewaltigen Mann, vor dem sein Ruhm zu verbleichen drohte, und an dem er, ob er ihn auch noch so vornehm zu beurtheilen suchte, es dennoch schmerzlich inne wurde, wie sehr ihm die eigene Zeit über den Kopf gewachsen war.

Der Humanismus hatte vorläufig ausgespielt, bevor er noch seine volle Kraft hatte entfalten können: eine stärkere Macht vertrat ihm den Weg, dieselbe, welche einst die karolingisch-ottonische Renaissance überflügelt hatte, die Sehnsucht der Seele nach dem Heil. Für diese hatte der Humanismus keine Antwort bereit, denn die angstvolle Frage nach dem Jenseits hat ihm nie das Herz erschüttert. Sein tiefster Glaubensartikel hieß die unendliche Bildsamkeit und die unverwüstliche Güte der Menschennatur, die aller Irrungen und Schwächen durch die Macht der Aufklärung, durch Festigung des Willens und durch sittlich-ästhetische Erziehung unfehlbar Herr werden, die nach allem Schönen, Guten und Edeln greifend, es dem eignen Wesen harmonisch einbildend und in universaler Ausweitung des geistigen und sittlichen Wirkungsfeldes die Persönlichkeit zum Kunstwerk adelnd in dieser herrlichen Gotteswelt sich als die Krone der Schöpfung fühlen und demgemäß vollenden soll. Bibel und Antike, Weltleben und Wissenschaft galten als gleichwertige Schatzkammern, aus denen das Individuum seine Reichtümer zu sammeln hatte, Alles prüfend, das Beste behaltend und es in sein Eigen verwandelnd. Wo wäre ein tieferer Gegensatz denkbar, als der zwischen dem pessimistischen Asketenideal des Mönchschristentums und dem optimistischen Individualismus der Humanisten! Dort die Verleugnung, hier die höchste Bejahung der Welt! Der Humanismus hat weiterhin erkannt, daß der Glaube

persönliches Hingeben und Nachleben ist, aber weil er an Plato und Sokrates ebenso wie an Christus glaubte, beide aus dem Gesichtspunkt einer eklektischen Ethik verstand, die Thatsachen der biblischen Geschichte jedoch durch allegorisch-symbolische Auffassung neutralisierte und die historische Entwicklung des Christentums lediglich rationalistisch, aus weltlichen Beweggründen abzuleiten wußte, so blieb ihm der tiefste Lebensquell des Christentums verschlossen: das menschheitumfassende Gefühl der Sündenschwäche und der Verantwortlichkeit vor dem Allmächtigen. Weil der Humanist nur die Fratze des Christentums vor sich sah, den bildungsfeindlichen Zelotismus der Möncherei, und weil er diese Fratze vom Grunde des Herzens verachtete und bekämpfte, so hätte ihm schon dies die Unbefangenheit des Eingehens rauben müssen, wenn er nicht überhaupt mit dem überlegenen Bewußtsein des aufgeklärten Mannes außerhalb des Christentums gestanden hätte. Der ungeheure Rückschlag, der auf den Humanismus durch die Reformation erfolgte, bewies, daß die Zeit in andern Bahnen geführt sein wollte. Für ästhetische Ideale war sie keineswegs reif, und wenn selbst die Schriften der Humanisten den Einfluß des herrschenden Massengeschmackes nicht verleugnen konnten, so blieben sie doch der lateinischen Sprache treu und schnitten sich dadurch die Wirkung auf die Massen völlig ab, ein Fehler, den erst Hutten wieder gut zu machen suchte. Diese ästhetischen Kosmopoliten hatten für die tiefsten Bedürfnisse ihres demokratischen Zeitalters kein Verständnis; sie erkannten freilich die allgemeine Sehnsucht nach einer gereinigten Kirche und einem unerschütterlichen religiösen Lebenshalt, aber sie irrten, wenn sie dieser Sehnsucht die alten Heilmittel darboten, deren Kraft erschöpft war: Herstellung der kirchlichen Disziplin und Erziehung des Intellekts durch die Wissenschaft. Hatte nicht eben die Scholastik mit dem Bekenntnis geendigt, daß Glaube und Wissen getrennte Welten sind, und daß der Glaube für sich allein stehen müsse? und nun wollte der Humanismus wiederum Glaube und Wissenschaft zusammenbinden? Da er nicht zur Scholastik zurücklenken konnte, blieb ihm also nichts übrig, als

eine systematische Verquickung von Christentum und Antike in einem ethischen Rationalismus mit franziskanischer Färbung, der vielleicht dem religiösen Bedürfnis einer kleinen Gemeinde von Wissenden allenfalls genügen mochte, der aber niemals eine Norm für das Gesamtleben der Nation hätte abgeben können. Für die Masse ließ er den stumpfen kirchlichen Mechanismus nach wie vor übrig, und wie die Kirche auch den Humanismus schließlich ertragen und neutralisiert haben würde, lehrt die päpstliche Renaissance und die Geschichte des Jesuitenordens. Die reformatorische Bewegung hingegen, welche eben von jenem Massengeiste getragen wurde, hat den Humanismus wohl zurückgedrängt, sich dienstbar gemacht, aber weder überwunden, noch neutralisiert: zu tief war das Leben der Gebildeten schon mit seinen Gedanken durchsättigt, zu Tausenden zählten schon seine begeisterten Jünger an den Universitäten und Schulen, den fürstlichen Höfen und Kanzleien, in den Kapiteln und Konventen, in den Klosterzellen und Ratsstuben; zu innig waren auch seine eigenen Interessen mit denen des religiösen Individualismus verflochten.

Humanismus und Reformation, obwohl im treibenden Grunde ihres Wesens völlig verschieden, ja feindlich geartet, sind doch, dem Schoße desselben Zeitalters entwachsen, in gewissem Sinne Geschwister; und es ist hier so falsch, wie überall, das mehr oder minder zufällige persönliche Verhalten ihrer beiderseitigen Anhänger zum entscheidenden Maßstab zu nehmen, um danach die Einflüsse einer großen Zeitströmung abzuschätzen, die sich in hundert Kanälen, dem forschenden Blicke oft verborgen, durch die Köpfe hinzuleiten pflegt und keinem vorbeigeht, er mag wollen oder nicht, mag es stolz bekennen oder trotzig verleugnen. Beide Bewegungen sind sich ergänzende Teile jenes großen Prozesses, der sich am besten an dem siegreichen Emporbringen der Laienkultur klar machen läßt und sich uns als eine allgemeine Veränderung der Lebensgefühle darstellte. Beiden gemeinsam ist die „Rückkehr zum Zeichen", die Selbstbesinnung der Persönlichkeit auf ihre eingebornen Grundkräfte, die daraus erwachsende Pflicht der freien Prüfung und des unbeirrten Forschens nach

den echten Quellen der Weisheit, der aus dem Grundsatz der freien Kritik notwendig entspringende Kampf gegen die entarteten Lebensordnungen und das tiefe Durchdrungensein von der Schönheit der Welt, von dem selbständigen Rechte des Irdischen, von den gottgesetzten weltlichen Aufgaben des Menschen und der völligen Verdienstlosigkeit des asketischen Wandels. Aber wenn der humanistische Individualismus, von ästhetischen Stimmungen beherrscht, sich mit dem Vorhandenen schmiegsam abfinden konnte, sofern es nur den Ausbau seiner persönlichen Bildungsideale nicht gefährdete, empfing der lutherische aus seinem religiösen Centrum heraus die zornige Kraft der Auflehnung, die alte Welt in Trümmer zu schlagen und eine neue zu formen nach seinem Bilde. In dieser neuen Welt ward auch dem Humanismus seine Stelle, aber eine andere, eine viel bescheidenere, als er einst geglaubt hatte, eine dienende Stelle, von der er sich erst nach mehr als zwei Jahrhunderten langsam emanzipieren sollte.

Unsere Betrachtung aber muß sich schließlich den Strömungen zuwenden, aus denen jene religiöse Richtung die Macht des Überwindens sich geschöpft hat, und in die alle Seitenarme, deren Laufe wir bisher gefolgt sind, am Ende zusammenmünden sollten, um in einem einzigen großen Strombett gleichsam zu dem gewaltigen Felsenthore durchzubrechen, mit welchem die Reformation den Eingang in ein neues Kulturland entdeckt hat. Wer die Notwendigkeit der Reformation und ihres Ursprunges in Deutschland begreifen will, muß sich vor allem über die Bedeutung des Christentums und der Kirche für das mittelalterliche Leben klar geworden sein, d. h. im letzten Grunde über den großen Auseinandersetzungsprozeß der altrömisch-christlichen und der mittelalterlichen Kultursphäre, wie er sich in dem Zeitraum eines Jahrtausends vollzogen und nach unsäglichen Demütigungen und Opfern zu einer gewaltsamen Lösung notwendig hingeführt hat. Dieser wichtigsten Aufgabe unserer kulturgeschichtlichen Darstellung müssen wir nunmehr näher treten.

Viertes Kapitel.

Das religiöse Leben des Mittelalters.

> No revolution has ever been more gradually prepared, than that which separated almost one half of Europe from the communion of the Roman see; no were Luther and Zwingle any more than occasional instruments of that charge, which, had they never existed, would at no great distance of time have been effected under the names of some other reformers.
>
> Hallam, The constitutional history of England.

Die Aneignung des Christentums durch die germanischen Stämme wird immer eines der größten geschichtlichen Probleme bleiben. Wir überblicken ja die Daten der äußeren Bekehrungsgeschichte in hinreichender Vollzähligkeit, wir sind auch über die mannigfaltigen Motive, die bei der Annahme der neuen Religion im Einzelnen mitsprachen, genügend unterrichtet, um feststellen zu können, daß von einem tieferen Verständnis ihres Inhalts und einem daher entspringenden Zwange inneren Überzeugtseins kaum an irgend einem Punkte gesprochen werden darf. Aber viel weniger darin liegt der unerschöpfliche Reiz jenes Problems, als in der tiefgründigen Frage, wie eine Religion, die aus einer fremden Kultur geboren und dem heimischen Volkstum von außen aufgelegt war, dennoch mit den innersten Wurzeln einer ihr völlig widerstrebenden Bildung so eng verwachsen, ja selbst zu der wirksamsten inneren Lebensmacht sich allmählich entwickeln konnte. Die wohlfeilen Auskünfte, die sich hinter der göttlichen Wunderkraft des Christentums verschanzen oder mit pathetischem Brustton von einer auserlesenen Prädisposition der Germanen für die Religion

Jesu reden, darf eine ernsthafte Geschichtsbetrachtung heute mit begründetem Mißtrauen zurückweisen. Auch die Versuche, in den heidnischen Religionsanschauungen der Germanen Analogieen aufzudecken, die dem Christentum entgegenkommen mußten, bewegen sich auf einem sehr unsicheren Boden und sind schon deshalb überflüssig, weil doch das Heidentum auch neben dem Christentum, sogar in gewissem Sinne mitten in der Kirche, weiterbestand, und weil der entscheidende Zusammenstoß überhaupt gar nicht zwischen christlicher und germanischer Religion erfolgt ist, sondern zwischen christlicher und germanischer Sittlichkeit. Die Religion der alten Germanen war der mythischen Vorstellungsweise noch nicht entwachsen, sie wurzelte noch in jener unmittelbaren Anschauung des Kosmos, welche in der atmosphärischen, animalischen und vegetabilischen Welt überall die Wirksamkeit von abgeschiedenen Seelen und Dämonen zu erkennen glaubte, im glänzenden Tagesgestirn den höchsten Himmelsgott verehrte, von dem sich nach und nach weitere göttliche Hypostasen abzweigten, und welche eben vermöge dieses durchaus poetischen Charakters sich in einem Kultus rein ceremonieller Übungen und symbolischer Veranstaltungen auslebte, aber mit der Sphäre des sittlichen Handelns nicht die geringste Berührung hatte. Mit diesen poetisch-symbolischen Elementen vermochte sich das Christentum verhältnismäßig leicht abzufinden: es bedurfte oft nur leiser Wandlungen und Umdeutungen. Aber den hartnäckigsten Widerstand hatte es da zu überwinden, wo es in die natürliche Sittlichkeit des handelnden Lebens übergriff, wo es nicht mit kosmogonischen und soteriologischen Belehrungen, mit Heiligen- und Reliquienkult, mit Sanktionierung des heidnischen Aberglaubens in christlichen Formen auftrat, sondern mit dem Anspruch, die einzigen ethischen Normen zu überliefern. Gerade das aber war der ungeheure Fortschritt, den das Christentum für die Germanen bedeutete: von der mythischen Religionsstufe zu der ethischen; und wenn die staunende Neugierde, mit der sie in die christliche Kirche eintraten, in dem Bewußtsein, an einer überlegenen Kultur damit Anteil zu gewinnen, die nachhaltigste Nahrung fand, so

gesellte sich ihr auch das dunkle Gefühl von einer ganz neuen und durch die unerhörten Opfer, die ihr von asketischen Persönlichkeiten gebracht wurden, seltsam ergreifenden Weltbetrachtung, welcher das Religiöse mit dem Sittlichen in Eins zusammenfiel. Die Entwicklung des religiösen Lebens im Mittelalter ist eine sich übersteigernde Reihe immer neuer und immer dringlicherer Anstrengungen, dieses schwierigsten Kulturproblemes von verschiedenen Seiten her Herr zu werden. Wer das Christentum als Dogma betrachtet, der muß dem Mittelalter alle originalen Verdienste absprechen: von dieser Seite gesehen ist seine religiöse Arbeit lediglich epigonenhaft; wer aber das Christentum als Leben begreift, der muß dem germanisch-romanischen Mittelalter eine schöpferische, über die Religiosität des Altertums weit hinausführende und eine erstaunliche Fülle sittlicher Kräfte freimachende Originalität zuerkennen. In dem Christenthum wurde ein völlig neues Lebensideal ergriffen: das sittliche Handeln ist nicht an die Willkür des Einzelnen, nicht an das Urteil der öffentlichen Meinung, nicht an Brauch und Satzung der Sippe, des Stammes, des Staates gebunden, es darf nichts Konventionelles, nichts Indifferentes oder Arbiträres zulassen, es empfängt vielmehr seine Motive, seine Richtung und seine Ziele aus dem geoffenbarten Willen eines höchsten Gottes, der, im Gegensatz zu den heidnischen Gottheiten allen Naturbedingtheiten enthoben, als absolut freies und persönliches Wesen die Welt regiert und ihr einen letzten Zweck gesetzt hat; wer sein Leben dem Dienste dieses göttlichen Willens weiht, der ist heilig, die Religion ist die Quelle und die Norm alles sittlichen Handelns.

Von diesem Ideal, welches, Religion und Sittlichkeit innig zusammenknüpfend, den Einzelnen zu einem bis dahin völlig unbekannten Persönlichkeitsstande emporhob, ist die mittelalterliche Menschheit im letzten Grunde erzogen worden; Jahrhunderte hat sie bedurft, um es in ihr eigen Fleisch und Blut zu verwandeln. Jene Heiligkeit, die irdische Voraussetzung der jenseitigen Seligkeit, zu erlangen, wurde das Ziel, das immer weiter und weiter bis in die niedersten Schichten die Geister zu

beherrschen begann, und zu dessen Verwirklichung immer großartigere Anläufe versucht wurden. Das schmerzliche Mißlingen aller dieser unter dem Einsatz außerordentlicher Kräfte unternommenen Versuche hatte aber seinen vornehmsten Grund darin, daß das Christentum nicht als Religion, sondern als Kirche, d. h. als eine soziale, politische und wirtschaftliche Macht, sich in die mittelalterliche Kultur hineingeschoben und diese überwältigt hatte, ohne sie sich wirklich assimilieren, sie auf ihren Ton stimmen zu können, was doch durch das Zusammenwohnen gleichsam unter demselben Dache notwendig gefordert war. Es war demnach keine religiöse Bewegung möglich, die nicht sofort sich mit politischen, sozialen oder wirtschaftlichen Faktoren verquickt hätte. Der unversöhnlichste Gegensatz aber, der in jenem langen, erbitterten Ringen zweier Kulturen von völlig verschiedenen Voraussetzungen beständig schneidend empfunden wurde, war der zwischen einer jenseits und einer diesseits orientierten Sittlichkeit: dort erschien das Sittliche als eine absolute, transscendente Realität, hier als entwachsen aus natürlichen Bedingtheiten; dort als göttliches Gesetz, hier als sozialrechtliche Verpflichtung, dort als metaphysische Thatsache, hier als Erzeugnis der Gesellschaft, dort als supranatural gebundene Askese, hier als praktische Selbstbeurteilung.

In diesem Jahrhunderte währenden Reibungsprozeß zweier Kulturgegensätze war der kirchliche Faktor natürlich der stärkere, aber wo er den weltlichen überwunden zu haben meinte, da schnellte der allzu straff gespannte Bogen jedesmal wieder jählings zurück: die Askese schlug um in den Naturalismus. Und je mehr die ganze Gesellschaft in allen ihren Schichten mit den mönchisch-kirchlichen Ideen sich durchsetzte, um so allgemeiner und unerträglicher wurde dieses Doppelspiel empfunden, zu keiner Zeit also unerträglicher, als im 15. Jahrhundert. Erst die Reformation hat die Summe aller jener suchenden, tastenden und ringenden Bewegungen gezogen, erst sie bereitete dem unseligen Dualismus das Ende, stellte das Christentum mit den in der Entwicklung der Gesellschaft inzwischen erwachsenen Forderungen

zum ersten Male in wirklichen Einklang und entdeckte jenen echten Christenstand, nach dem man unter zahllosen Irrungen und Hemmungen sehnsüchtig getrachtet, in dem Religion und Sittlichkeit zu einer einzigen persönlichen Lebensmacht verschlungen waren: erst sie hat das Christentum als wirklichen innern Besitz gewonnen, erst sie hat es zu dem schöpferischen Mittelpunkte der Persönlichkeit gemacht, an dem alle menschlichen Strebungen ihren lebendigen Ursprung, den tiefsten Quell ihrer Kräfte und ihre dauernde Rechtfertigung vor Gott haben. Und wiewohl jener römisch-germanische Kulturgegensatz damals keineswegs endgiltig beseitigt worden ist, vielmehr seine Nachwirkungen noch bis heute an hundert Punkten lebendig geblieben sind, es war doch seitdem ein neuer Lebensstand gewonnen, in dem jener Gegensatz immer neu überwunden werden konnte, und der zum Träger einer neuen Kultur berufen war.

Wer dieses Erlösende in Luthers Auftreten geschichtlich begreifen will, muß sich die bedeutendsten Wendepunkte des religiösen Lebens, welche ihm voraufliegen, zu vergegenwärtigen suchen.

I. Kirche und Mönchtum.

> Die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, ist ein Letztes, wozu die Menschheit gelangen konnte und mußte. Aber was gehörte dazu, die Erde nicht allein unter sich liegen zu lassen, und sich auf einen höhern Geburtsort zu berufen, sondern auch Niedrigkeit und Armut, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja selbst Sünde und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Förderniſſe des Heiligen zu verehren!
>
> Goethe.

In eine fertige Kirche waren einst die Germanen eingetreten, und als das fränkische Reich die römisch-katholische Kirche samt ihrem Dogma und ihrer Verfassung, ihren Kultusformen und ihren religiösen und sittlichen Anschauungen in das nationale

Leben einfach herübernahm, war damit ein Kulturfortschritt von weltgeschichtlicher Bedeutung eingeleitet, dessen innere Notwendigkeit durch das Schicksal der germanisch-arianischen Kirchen deutlich genug erwiesen war. Denn überall, wo in den römischen Provinzen neben den Angehörigen der Reichskirche die arianischen Germanen saßen, bedeutete diese religiöse Scheidung auch eine feindliche Abschließung der Profankulturen: die arianische Kirche blieb in nationaler Gebundenheit wesentlich auf das platte Land beschränkt, während die Bekenner der römischen, jener an Zahl, Organisation und Bildung unendlich überlegen, die Städte bewohnten. Erst durch den Übertritt der Franken zur katholischen Kirche, in der sie die einzige lebenskräftige Kulturmacht erkannten, nicht sowohl die Hüterin des rechten Glaubens, als die vorbildliche Trägerin einer geregelten Verfassung, die Ordnerin und Beschützerin der Rechtspflege, der Armen- und Krankenpflege, des Verkehrswesens, der gewerblichen und der wirtschaftlichen Technik und aller materiellen Lebensinteressen, fiel jene hemmende Schranke zwischen Romanen und Germanen, der Arianismus starb langsam aus, und indem die Kirche Romanen und Germanen jetzt gleichmäßig umfaßte, war einer Durchdringung der nationalen mit der antiken Kultur die Bahn frei gegeben. Die Religion hatte in diesem Prozeß zunächst nur eine untergeordnete Bedeutung; es wiederholte sich derselbe Vorgang, den die Weltgeschichte immer bezeugt, wo eine höhere Kultur mit einer niederen zusammentrifft: die Unterliegenden übernehmen den Gott des siegreichen oder geistig überlegenen Volkes und räumen ihm in ihrer religiösen Verehrung die höchste Stelle ein, ohne doch mit den früheren Göttern zu brechen. So hatte einst vom Niederrhein her die Wodansverehrung einer höheren, schon römisch beeinflußten Kultur die altgermanische Verehrung des Himmelsgottes Tiu überflügelt, so nahm man jetzt den gewaltigen Christengott der römischen Reichskirche demütig auf, ohne doch darüber sein Heidentum aufzugeben. Und die römische Kirche, wie sie war, machte diesen Übergang leicht, denn da sie selbst das Ergebnis einer Ausgleichung zwischen Christentum und Heidentum

auf dem Boden des römischen Reiches war und den alten Polytheismus völlig in sich aufgenommen hatte, so fanden die heidnischen Germanen, was sie an ihrer nationalen Religion gehabt hatten, hier im Wesentlichen wieder, nur schöner und herrlicher, nur umkleidet mit höheren Geheimnissen, mit höherer Heiligkeit, mit höherer Wunderkraft und dem Reiz einer neuen Kultur, der man immer begieriger zustrebte. Denn wie stellte sich diese Kirche den neu gewonnenen Völkern dar?

Im antiken Heidentum war die Verehrung der höchsten Gottheit immer nur der Pflege der Auserlesenen vertraut gewesen: die große Masse hatte sich an jene dämonischen Mittelwesen gehalten, die, dem Irdischen verwandter, überall, Glück oder Unheil stiftend, in das Leben greifen konnten. Ebenso schob sich in der christlichen Kirche zwischen den höchsten, unbegriffenen Gott, der sich nur den Auserwählten offenbart, und die sündige Menschheit eine Fülle von Zwischenwesen ein, die den Verkehr der betenden und opfernden Masse mit jenem höchsten Gott vermitteln sollten: Engel und Heilige, Märtyrer und fromme Asketen; über allen diesen thronte der Gottmensch Christus und seine jungfräuliche Mutter Maria, deren Verehrung, in der griechischen Kirche mit dem 5. Jahrhundert durchgedrungen, im Westen mit dem 6. Jahrhundert einsetzend und immer schwärmerischer erfaßt, allmählich der Christusverehrung völlig parallel ausgebaut werden sollte, bis sie diese mehr und mehr in den Hintergrund drängte. An die Stelle der heidnischen Kultstätten waren christliche Kapellen getreten, die neuen Heiligen übernahmen das alte Erbe: die Sagen, die volksmäßigen Traditionen, die Bitten und Hoffnungen, die Feste und ceremoniellen Gebräuche, die an jenen Stätten hafteten, und mit der religiösen Ausgleichung, die durch die Katholizität der Kirche erst recht ermöglicht war, und in der der religiöse Synkretismus des ausgehenden Altertums nachwirkte, wurden solche Lokalkulte zum guten Teile Gesamteigentum der ganzen Kirche, die die Zahl ihrer Heiligen bald aus allen Provinzen der christlichen Welt vervollständigen konnte. Wie fernerhin das Heidentum, den Einwirkungen der Dämonen sich in jedem Augenblick ausgesetzt

glaubend, deshalb auch in jedem Augenblicke der magischen Schutzmittel nicht entraten mochte, so hatte ihm die Kirche auch hier entgegenkommen müssen: die alten Amulette, Zaubermittel, Beschwörungen, Gelübde, Bittgänge und Opfer bot sie ihm in den altvertrauten, nunmehr christlich umgedeuteten Formen, den Gottesdienst gestaltete sie nach der Analogie der heidnischen Mysterien und nahm den Bilder- und Symbolkultus, den schwingenden Weihrauchkessel, die Altäre mit flammenden Kerzen, den Nimbus der Heiligen, Weihungen, Waschungen und asketische Enthaltsamkeiten mannigfaltigster Art auch in ihre Bräuche auf. Die heidnischen Anschauungen vom goldenen Zeitalter der Menschheit wurden in das aus dem biblischen Urstand der Menschheit hergeleitete kirchliche Naturrecht verwebt, und die soziale Unzufriedenheit der ablebenden alten Welt wurde durch die kirchliche Verurteilung der irdischen Ordnungen und die in der Askese fußenden und ihre überzeugende Kraft in einer umfassenden Liebesthätigkeit bewährenden Ansätze zur Herstellung einer neuen Gesellschaftsordnung sanktioniert. Das Mönchtum gab diesem Pessimismus eine epochemachende Wendung, indem es den Formen der bürgerlichen Existenz entsagend, das Leben in Familie, Beruf und Besitz von sich werfend die gottgewollte Lebensordnung in beschränktem Kreise wirklich exemplarisch durchzuführen suchte; es wurde dadurch zu einem Protest gegen das Heidentum in der Kirche, der erste Versuch, das Christentum nicht bloß in sakralen Ceremonien, sondern als ein neues Lebensgesetz darzustellen. Eben deshalb ging das Mönchtum neben der immer weltförmiger werdenden Kirche als ihr mächtigstes Korrektiv einher, an welchem diese sich immer wieder auf ihre gewaltigste Kraft besann, mit der sie die Welt sich unterwerfen sollte. Der Eintritt in die Kirche bedeutete eigentlich nirgendwo einen Bruch mit dem früheren Leben: die ehemaligen Gebräuche und Formen empfingen eben nur einen neuen Sinn; das Mönchtum aber wollte diesen Bruch, es war erfüllt von dem absolut Neuen des Christenstandes, es trug die Ideale dieses neuen Lebens in sich, daher seine anziehende Kraft und seine immer energischer durchgreifende sittliche Initiative, die

früher oder später notwendig die Führung der Kirche an sich reißen mußte.

Die Kirche ging ja allerdings auch nicht in der Auslegung des Dogmas und in der Mitteilung göttlicher Weihen und Kräfte auf, sie wurde vielmehr, wie es ihr Augustin vorgezeichnet hatte, zu der größten sittlichen Erziehungsanstalt des Mittelalters. Dadurch daß im 9. Jahrhundert die Einteilung des Reichs in Seelsorgerbezirke durchgeführt wurde, war ihr auch der letzte Mann erreichbar geworden; ihr Recht und ihre Ordnungen bildeten das festeste Gerippe des Reichskörpers, den kräftigsten Rückhalt der monarchischen Gewalt, und wenn Karl der Große dem Staat auch die großen sittlichen und intellektuellen Bildungsaufgaben zuwies, von denen der altgermanische Rechts-, Polizei- und Militärstaat noch nichts gewußt hatte, so ließ er den Staat jene doch eben durch die Kirche vollziehen. Aber als Erziehungsanstalt bedurfte die Kirche natürlich auch des Nachdrucks äußerer Zuchtmittel: Zwang, Gesetz und Strafe; was sie zu fordern hatte, trat als Rechtsordnung auf, sie behauptete es kraft ihrer wirtschaftlichen, politischen und polizeilichen Macht als das göttliche Gesetz, und sie hätte ihrer Weltmission nicht anders genügen können, als indem sie einging in die Welt und sich in rechtlichen Organisationen auswirkte. Deshalb blieb ihr das Mönchtum als beständiger Warner zur Seite, auf das Grundproblem des christlichen Lebens, das von Vorschriften und Strafen, Politik und Moral immer wieder zugedeckt zu werden drohte, unermüdlich hinzeigend und das Bewußtsein wach erhaltend, daß es mit der Unterwerfung unter das Dogma und die Kirchenzucht nicht gethan ist, wenn nicht die Religion als sittliche Lebensnorm wirksam werden kann. Für sich allein wäre das Mönchtum unfähig gewesen, die Welt für das Christentum zu erobern und die jungen Völker zur ethischen Religion zu erziehen, aber indem es neben, mit und in der Kirche gleichsam paradigmatisch thätig war, hat es dieser erst die Kraft mitgeteilt, die sie im Strome der Verweltlichung oben hielt und an die Übermacht irdischer Zwecke nicht verloren gehen ließ. Gegenüber dem alles neutralisierenden

Herrschaftsgedanken, dessen Erbin die römische Kirche ist, und der es ihr so außerordentlich schwer, ja unmöglich machen sollte, die übernommenen Aufgaben der sittlichen Völkererziehung rein durchzuführen, bewahrte das Mönchtum stets jene individualistische Grundstimmung der Religiosität, welche das persönliche Heil der Sorge des Einzelnen überweist. Auf der gegenseitigen Spannung und dem Ineinanderwirken dieser beiden Grundmächte beruht das religiöse Leben des Mittelalters.

Aber von vorn herein muß doch festgehalten werden, daß diese beiden Grundmächte der mittelalterlichen Religiosität in dem Christentum Jesu und seiner Jünger nicht enthalten, also auch nicht aus ihm entfaltet sind. Beide sind vielmehr Teilerscheinungen jenes auch in der Entwicklung des Dogmas und des Kultus wahrzunehmenden großen Verschmelzungs- und Umstimmungsprocesses, der das notwendige Ergebnis der Auseinandersetzung zwischen dem Christentum und der griechisch-römischen Weltkultur war. Die Kirche des apostolischen Zeitalters war nichts anders, als die Gesamtheit der Christusgläubigen, ein Nebeneinander geordneter Gemeinden, freier Konventikel und Kultverbände, nicht durch eine äußere Einheit zusammengehalten, sondern durch gemeinsame Hoffnungen und Ziele, durch das gemeinsame Streben nach persönlicher Heiligkeit in der Erwartung des Reiches Christi. Erst der Kampf mit dem Heidentum zwang der Kirche eine weltliche Organisation auf, und indem sie sich zur Bischofs- und Papstkirche umbildete, besiegte sie die ihr entgegenstehende Kultur des römischen Reiches mit den Mitteln dieser Kultur, welche sie sich zueignete. Auch die mönchische Askese hat sich, obwohl sie es versucht hat, weder auf Forderungen Jesu noch der Apostel berufen können, denn diese haben nirgends den Besitz an sich, vielmehr nur seinen unsittlichen Gebrauch verurteilt, die Liebe Gottes und des Nächsten als das höchste Sittengesetz verkündigt, aber dessen Erfüllung nicht in dem absoluten Verzicht auf Beruf, Eigentum, Ehe und persönlichen Weltstand gesehen, sondern in der wandellosen Reinheit des Herzens, die sich an jene in keinem Augenblicke gebunden fühlt und willig ihr Kreuz trägt, wie es

Gott ihr an ihrem besonderen Teile beschieden. „Es ist" — wie Alkuin einmal sagt — „etwas Andres, die Welt besitzen, etwas Andres, von ihr gefangen sein; man kann Reichtümer haben und doch nicht haben, entbehren und doch haben." Nicht aus dem Christentum ist die Möncherei geboren, sondern aus dem tiefen Riß, den die orientalische Religiosität zwischen Geist und Materie befestigt hatte, mit allen Kräften darauf hinstrebend, daß die Seele frei werde von den Schlingen der Sinnenwelt und den Weg zu Gott finde; verwandte Gedankenreihen der griechischen Philosophie, Anregungen des kultischen Synkretismus der römischen Kaiserzeit halfen jenen Trieb verstärken, die wirtschaftliche Not, der kaiserliche Despotismus, das soziale Elend des faulenden Römerreichs erzeugten eine pessimistische Atmosphäre, die seiner Entfaltung günstig war, und die gewisse Zuversicht, daß der Untergang der Welt nahe bevorstehe, daß ihre Güter wertlos geworden und der Herrschaft des Satans verfallen seien, daß der Christ sich zum Bürger eines zukünftigen Gottesreiches zu bereiten habe und allein in der Gotteskindschaft, in welcher die Unterschiede von Herrschern und Knechten aufgehoben sind, seine Freiheit und seine Hoffnung auf ein seliges Leben besitze, richtete als das erhabenste Ideal der persönlichen Heiligkeit die vollkommene Weltflucht auf. Das Reich Gottes, ursprünglich als die kommende Vollendung der gegenwärtigen Welt gedacht, wurde nun zu einer in das Jenseits entrückten Größe, und für das irdische Dasein blieb nichts, als die Sehnsucht der Seele nach Erlösung, die jenseits gerichtete Gottesliebe; die Begriffe von Glück, Vollkommenheit und sittlicher Güte wurden metaphysisch umgestimmt, ihr Zusammenhang mit den natürlichen Trieben des sinnlichen Menschen wurde zerrissen, und von einer jenseitig orientierten Moral führte keine Brücke mehr hinüber zu den natürlichen Ordnungen des diesseitigen Weltlebens.

Die Askese ist noch immer das sichere Symptom einer degenerierten oder doch einer niedergehenden Kultur gewesen. Sie war die letzte Zuflucht des Ekels der römischen Welt vor sich selbst, eine schneidende Einseitigkeit und als solche siegreich;

zugleich der Kryſtalliſationspunkt für alle Ausgeburten einer tollen Phantaſtik, die ſich mit den Fetzen eines rohen Aberglaubens, einer heidniſchen Symbolik, eines ſynkretiſtiſchen Myſterienwahns behing und in apokalyptiſchen Träumen, ſelbſt in ausſchweifenden Romanen bedenklichſter Art ſchwelgte. Wenn die Askeſe aber ſchon im Altertum ſich nur unter Kämpfen durchſetzen konnte, was ſollte vollends die junge germaniſche Welt mit dieſem Fäulnisprodukt einer ihr fremden Kultur? Dennoch iſt ſie langſam davon überwältigt worden, weil das Mönchtum, als ſie es kennen lernte, bereits in die Kirche eingegangen und von ihr ausdrücklich als die vorbildliche chriſtliche Lebensform ſanktioniert war. Die Kirche konnte nicht anders. Denn ſeitdem ſie ſich zu einer hierarchiſchen Ordnung entwickelt hatte, zu einem Staatsweſen, das nicht mehr durch den religiöſen Enthuſiasmus, Streben nach Heiligung und brüderliche Nächſtenliebe, ſondern nur durch äußere Mittel, durch weltlichen Zwang und Gehorſam zuſammengehalten werden konnte, ſeitdem ſie infolgedeſſen die Mündigkeit der Einzelnen einzuſchränken, die freie religiöſe Bethätigung aufzuheben, den chriſtlichen Bruderſinn zu ſchwächen, das ſittliche Leben nicht zu heben und zu ſtärken, ſondern zu verwirren drohte, ſeitdem hatten ihr jene Vielen, in denen der Geiſt der älteren Gemeinden forterbte, zweifelnd den Rücken gewendet, auf eigne Hand den Frieden zu ſuchen, den ſie in dieſer weltförmigen Kirche nicht mehr fanden. Sie waren weit entfernt, die Kirche mit ihren Lehren, Weihen und Gnadenſpenden zu verwerfen, aber ſie bangten für die Zukunft der Kirche und zogen es vor, ſich ſelber den Weg zu ihrem Gott zu bahnen durch perſönliche Heiligung in der Weltabgeſchiedenheit eines beſchaulichen Daſeins. Alle Unbefriedigten ſtrömten deshalb in Scharen dem Mönchtum zu; freilich gab es zahlloſe Spielarten des asketiſchen Daſeins und darunter nicht wenige verwerflichſter Art, aber hier war doch die einzige Form geboten, in der ein der frommen Betrachtung der göttlichen Dinge geweihtes Leben freiwilliger Armut und Weltentäußerung, wie man es für das wahrhaft apoſtoliſche hielt, zu verwirklichen war. Tauſende

strömten herzu, sehr zweifelhafte Elemente darunter, die ihren bloßen Überdruß an der Leerheit des Lebens und dem sozialen Notstand, Stimmungen des Weltschmerzes oder gar der Trägheit und Neugier mit diesem Mantel decken wollten. Im 4. Jahrhundert war das Mönchtum bereits eine Macht geworden, die für die Kirche eine Gefahr bedeuten mußte, wenn sie nicht Stellung zu ihr nahm. Die Kirche folgte der ihr eingeborenen Politik: sie neutralisierte das Mönchtum, indem sie es ausdrücklich als die höchste Verwirklichungsform christlichen Lebens anerkannte, aber gleichwohl ihren angeblich gottgestifteten Anspruch, die einzige Mittlerin, zwischen Gott und Menschheit zu sein, keineswegs aufgab, sondern nach Maßgabe dieses Anspruchs jenem seine Stellung zuwies. Indem man das Leben der Priester durch die mönchische Forderung der Ehelosigkeit asketisch zu regeln begann, that man einen Schritt weiter auf dem schon eingeschlagenen und durch das novatianische und donatistische Schisma gebotenen Wege, den priesterlichen Stand durch eigentümliche Sitten, Vorschriften und Weihen über den der Laien zu erheben und gegen diesen abzuschließen; bald begann man auch die Bischofsstühle aus mönchischen Kreisen zu besetzen. Aber noch wichtiger war ein Andres: die Anziehungskraft des Mönchtums hatte gezeigt, daß die Kirche als hierarchisch-sakramentale Gemeinschaft nicht im stande war, allen Heilsuchenden den Frieden der Seele zu verbürgen, alle Opposition zum Schweigen zu bringen; anderseits bewies eben die politische Erscheinung der Kirche, daß das Lebensideal der mönchschristlichen Askese ganz unmöglich auf den gesamten Klerus, noch weniger auf die Laienwelt ausgedehnt werden konnte, und dennoch — wo war denn damals ein erhabeneres Ideal zu finden? Die Kirche bewährte auch hier ihr organisatorisches Geschick, auch hier wußte sie das Unvereinbare zu vereinen, das verweltlichte Priestertum mit dem weltflüchtigen Mönchtum zu versöhnen, indem sie nämlich eine doppelte Sittlichkeit anerkannte: die der Vollkommenen, womit sie die Mönche über alle übrigen Glieder der Kirche schmeichelnd emporhob, und die der Unvollkommenen, welche an der Erreichung des christ-

lichen Lebensideales von vornherein verzweifeln, im Besitz aller irdischen Güter als eines notwendigen Übels bleiben, nur hier und da, etwas mehr oder weniger darauf Verzicht leistend, im übrigen durch fleißigen Gebrauch der Sakramente und kirchlichen Gnadenmittel auf Reinigung und Heiligung des unvollkommenen Ichs bedacht und an dem Überschuß der von den Vollkommenen aufgespeicherten guten Werke und gottgefälligen Sühnungen in dem demütigen Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit dankbaren Anteil nehmend. Durch diese Gliederung ihrer Angehörigen in die Priester als die Bewahrer der göttlichen Geheimnisse und die Spender überirdischer Gnaden, in die Mönche als die schlechthin Vollkommenen und in die Laien als die schwachen Unmündigen, die aber zu ihrem Troste an den Gütern jener Beiden Teil haben dürfen, hatte die Kirche eine innere Einheitlichkeit und eine folgerichtig in einander greifende Geschlossenheit des Aufbaus gewonnen, die gegen jeden Angriff gesichert schien; und in dem Mönchtum hatte sie sich zugleich ein Ventil geschaffen, durch das alle unruhigen und oppositionellen Elemente ihre Ableitung und ihren hinreichenden und zweckmäßigsten Spielraum fanden. Aber eine doppelte Gefahr lag hier verborgen. Einmal bedeutete der Bund mit der Kirche auch für das Mönchtum die Verweltlichung, also den Verfall: die Klöster gerieten nicht nur in die Botmäßigkeit der Weltgeistlichen, sondern sogar in die des Laienadels, die Äbte gesellten sich den weltlichen Großen. Weiterhin aber lag in der Anerkennung einer doppelten Sittlichkeit ein Moment beschlossen, welches das sittliche Gewissen der Laien nicht zu wecken und zu schärfen, aber zu schwächen und einzuschläfern geeignet war: galt denen doch das vollkommene christliche Leben schlechthin für unerreichbar, wozu also überhaupt erst danach streben, da Einem doch die Kirche von dessen Segnungen gerade so viel zukommen ließ, wie man bedurfte? Die erste Gefahr ist frühzeitig bemerkt worden: die Einen wollten ihr begegnen, indem sie mit der Welt auch die Weltkirche flohen und sich einem strengen Anachoretentum in die Arme warfen, die Andern faßten eine durchgreifende Reform des Mönchtums und der Priesterkirche

ins Auge, und so lief eine gesteigerte Reihe mönchischer Reformversuche von der Gründung des Benediktinerordens im 6. Jahrhundert über Benedikt von Aniane und die Cluniacenser bis auf die Cistercienser, Prämonstratenser, Karthäuser, Karmeliter, die Bettelorden und Augustinereremiten hin. Die zweite Gefahr ist nicht unbemerkt geblieben, aber sie ist das ganze Mittelalter hindurch weit unterschätzt worden. Wie das Kaisertum, so ruhte auch die Kirche auf der Aristokratie, und wenn der Klerus dem Laienadel gegenüber sich als der bevorrechtete Stand geberdete, so dieser gegenüber den andern sozialen Schichten; die Masse verachteten beide oder dachten gar nicht an sie, und das hat sich furchtbar gerächt, als die Kultur laienhaft und demokratisch zu werden begann, ohne daß Kirche und Aristokratie für die Bedürfnisse der emporstrebenden unteren Laienstände irgendwelches Verständnis gewannen.

Weder die Kirche noch das Mönchtum allein haben also die germanischen Nationen für das Christentum gewonnen, sondern das Zusammenwirken dieser beiden, von denen keines das Christentum in seiner ursprünglichen Form mehr darstellte, sondern in der Auffassung der antiken Gesellschaft, verquickt mit ihren Idealen und ihren Stimmungen. Das Christentum kam zu ihnen als eine überlegene und darum unmöglich abzulehnende, aber doch als eine völlig fremde Kultur, die anderseits auf allen Gebieten, wo das germanische Element nicht überwog, also im größten Teile Italiens und Spaniens und im südlichen Gallien als die Erbschaft des Römerreichs ununterbrochen fortwirkte, das heidnische Volksleben im Wesentlichen unberührt lassend und eigentlich bloß mit einer christlichen Etikette versehend. Hier wirkten also — in Spanien wenigstens bis zur Maurenherrschaft — nur die Spannungen, welche in dieser Kultur selbst enthalten waren; in Oberitalien und im nördlichen Gallien kam durch die starke germanische, zum Teil auch keltische Beimischung der Romanismus schon nicht zu einer so entschiedenen Ausprägung, und in Deutschland war nur der Westen und Süden als altes römisches Kulturland für dessen Einfluß empfänglich, in den mittleren und nörd-

lichen Teilen vermochte er niemals wirklich durchzudringen, und deshalb gesellten sich in Deutschland zu den Spannungen innerhalb des römisch-kirchlichen Christentums selbst, welche im Dogma und in dem Gegensatz von Askese und Sinnlichkeit, Weltflucht und Weltbeherrschung vorzugsweise angelegt waren, noch die weiteren zwischen einer damit auferlegten fremdartigen und der angestammten nationalen Kultur: natürlich, daß die letzteren die stärkeren waren, und daß deshalb die Aneignung des Christentums hier ungleich heftigere Zuckungen des Volkskörpers zur Folge hatte, als anderwärts, daß diese Spannungen wuchsen, je kräftiger das nationale Empfinden sich ausbildete, und daß sie sich schließlich gewaltsam lösten, um die fremden Auffassungen, Ideale und Stimmungen, in deren Hülle das Christentum seit Jahrhunderten überliefert worden war, mit Einem Ruck abzuwerfen und einen neuen Kern herauszustellen, der nun jedes Drucks entlastet sein eignes Leben, das unerschöpfliche, so erstaunlich entfalten sollte.

Bis ins 15. Jahrhundert hinein dauerte in Deutschland jener gewaltige, die Kontinuität der Weltkultur rettende, die mittelalterliche Menschheit emporbildende, aber mit schweren Opfern erkaufte Aneignungsprozeß, in dem sich drei Epochen unterscheiden lassen, an dem aber noch eine andre geistige Macht höchst individueller und darum fermentähnlich wirksamer Art beteiligt war: der Augustinismus.

II. Augustin.

„Was also willst du erkennen?“ — Gott und die Seele! —
„Und nichts weiter?“ — Gar nichts weiter!
Augustin, Soliloquia.

Wenn das römisch-katholische Christentum trotz seiner weltförmigen, halb heidnischen Gestalt in den Germanen das Gefühl eines höhern Daseins weckte, welches innerhalb dieser überlegenen Civilisation auch gerade die innige Beziehung von Religion und

Sittlichkeit als die Offenbarung einer völlig neuen und imponierenden Lebensanschauung dunkel empfand, so gelang ihm das nicht zuletzt durch die Kraft seines größten religiösen Genies, des Augustin, den zwar die Kirche fort und fort als eine oberste Autorität verehrt hat, mit dem sie aber gleichwohl, wie sofort betont werden muß, beständig in heimlicher Reibung blieb: Individualismus und Romanismus sind eben geschworene Gegensätze.

Der römische Rechtsgeist, wie er die Auffassung aller Lebensverhältnisse beherrschte, hatte sich von Anfang an im Abendlande auch des religiösen Verständnisses bemächtigt und dieses besonders durch den Juristen Tertullian und die organisatorisch begabte Herrschernatur Cyprians auf den maßgebenden Ausdruck gebracht; nicht in der philosophischen Begründung des Dogmas lag der religiöse Schwerpunkt, wie im griechischen Osten, sondern in dem Problem der Erlösung: wie kann der Mensch seiner Sünden ledig werden, die Gerechtigkeit vor Gott und ein ewiges Leben erlangen? Das Verhältnis des Menschen zu Gott hatte man sich gewöhnt als Rechtsverhältnis anzusehen: der zürnende Gott ist durch den Opfertod Christi mit der Menschheit versöhnt worden, die Nachfolge Christi besteht in der Erfüllung des Gesetzes, d. h. der Glaubensregel und der sittlich-religiösen Vorschriften der heiligen Bücher; durch diese muß der Mensch seinem Gott „genugthun", und was er darüber hinaus leistet durch Beten, Fasten und Almosengeben, das erwirbt ihm Verdienst bei Gott und dessen Gnade, das Gegenteil aber seinen Zorn, der wiederum durch freiwillige Bußen versöhnt sein will, und dem Maße der Sünde muß jedesmal das Maß der Strafe entsprechen. Darin beruhte die ganze Bußdisciplin der Kirche, denn bei der Unsicherheit über den Wert der eignen Leistungen und der sittlichen Schwäche der Zeit bedurfte man einer Autorität, die dafür bürgte, daß man den zürnenden Gott in der That versöhnt hatte: das leisteten die Bischöfe als die Erben des apostolischen Geistes, welcher schon im 2. Jahrhundert nicht mehr in der Form des lebendigen Enthusiasmus wirkte, sondern nur noch als völlig unpersönliche Amtsausstattung, nicht in den Individuen, sondern

in den Institutionen; und aus der novatianischen Krisis war die Kirche mit dem Grundsatz hervorgegangen, daß schlechthin alle Sünden durch das bischöfliche Richteramt vergeben werden könnten. Diese Auffassung der Religion unter rechtlichen Gesichtspunkten hat Augustin ebenso wenig überwunden, wie die von der absoluten Autorität der sakramentalen Kirche, und gerade der Zwang, den diese beiden Gedankenkreise auf eine Persönlichkeit von so tiefer Ursprünglichkeit ausübten, beweist, welche Macht ihnen im 4. Jahrhundert bereits innewohnte: der römische Rechtsgeist im Verein mit der heidnischen Kultusmagie hatte die lateinische Kirche gebaut, und eine erschlaffte Sittlichkeit, die Furcht vor dem himmlischen Richter und die Angst vor der Strafe hatten in ihrem mütterlichen Schoße die sicherste Zuflucht vor dem göttlichen Zorn zu finden geglaubt. Aber indem Augustin in jene beiden Schemata die wundervolle Mitgift seines unvergleichlichen Ichs hineingoß, hat er ihnen eine Wärme des Lebens und eine unerschöpfliche Spannkraft mitgeteilt, die sich in immer neuen Schlägen entladen sollte, und an der sich die Frömmigkeit von Jahrhunderten entzündet hat.

Jene durch keine Formel hinreichend aufzulösende Keimkraft persönlichen Eigenlebens, in der die unvergängliche Anregungsfähigkeit des Paulinismus beruht, ist auch das Geheimnis der geschichtlichen Rolle Augustins. Der Skeptizismus hatte ihm alles rauben können, nur nicht die Gewißheit des eignen Selbst; mag es doch keine Wirklichkeit der Dinge, keinen Gott, kein Übel und keine Schuld geben, eins kann durch keine Reflexion weggedeutet werden: die Furcht vor dem Übel, das brennende Gefühl der Sünde und die heiße Sehnsucht nach einem höchsten Gut. Von diesem tiefsten Grundgefühl einer inneren Realität her entwickelte Augustin sein Weltbild, und indem der Intellekt denkmäßig auslegte, was ihm die innere Erfahrung vorschrieb, war nunmehr jede Skepsis ohnmächtig geworden, die Summe alles Denkens über die Welt ordnete sich ihm um die beiden festen Pole: Gott, das höchste Gut, und die suchende Seele, die ihm zustrebt. Und zugleich war damit der

gemeinsame Lebenspunkt offengelegt, in dem Metaphysik, Ethik und Religion zusammentreffen: seiner suchenden Seele erschien Gott als das einzige wahre Sein gegenüber dem Nichtsein oder der Vergänglichkeit alles Übrigen; erschüttert aber stand er vor dem furchtbaren Rätsel, was ihm keine Philosophie aufzulösen vermochte, warum die Seele, die doch nach dem einzigen wahren Sein so innig verlangt, gleichwohl unfähig ist, es zu ergreifen, ja es beständig verliert. Und im Lichte dieser Betrachtung, daß der Wille das, was er will, im Grunde nicht will, erschien ihm das höchste Sein als das höchste Gut, der Wille als frei, sobald er durch das Gute bestimmt und der naturhaften Sphäre sinnlicher Triebe enthoben ist, die Sinnlichkeit aber, die den Willen in ihrer Sphäre festhalten möchte, als das Böse schlechthin, als der Zwang der Sünde. An der überwältigenden Erscheinung Christi war ihm nun die erlösende Gewißheit aufgegangen, welche aus der Qual dieses Widerspruches trostreich hinausführte: Gott ist die Liebe, die hilfreiche Gnade, die den gebundenen Willen des Menschen frei macht, ihn auf das Gute lenkt und zu sich hinaufzieht. So hatte Christus, dessen freiwilliger Opfertod durch die Gnade Gottes das Fundament unsrer Seligkeit geworden ist, Christus, die Hoheit im Kleide der Demut, das Innenleben des Augustin mächtig umgestimmt, ihm das Gefühl erweckt, daß die Gnade Gottes auch zu ihm herabgestiegen sei und seinen Willen aus der schmählichen Knechtschaft der Sünde erlöst habe. Und indem er diese innere Umwandlung in ihrer ganzen erlösenden Kraft empfand, hat er den Menschen in Christus wieder tief gewürdigt und für die Anschauung das konkrete geschichtliche Christusbild zurückgewonnen, welches die griechische Spekulation verflüchtigt hatte, und welches der abendländischen Frömmigkeit seitdem nicht wieder verloren gegangen ist. In Christo besaß er die Zuversicht, daß Alles in der Liebe Gottes beschlossen ist: das kreatürliche Sein steht dem ewigen Sein, das Böse dem Guten, der gebundene Wille dem freien gegenüber, wie die Gottlosigkeit der Gottesliebe; der Mensch ist so schwach und unfrei, unfähig zum Guten, die

Sünde ist seine von Adam ererbte Daseinsform, doch von oben kommt die Gnade und schenkt ihm, wonach er begehrt: den Glauben, die Liebe, die sittliche Freiheit, die ewige Seligkeit.

Es war die weltgeschichtliche That Augustins, daß er die bis dahin geltende dogmatische Tradition aus einer Doktrin durch eine selbständige Erneuerung paulinischer Gedanken in lebendige religiöse Größen umgeschaffen, Sittlichkeit und Religion auf's Innigste verknüpft, auch die Askese nicht als Entsinnlichung und Vergottung, sondern sittlich gefaßt und die Erlösung nicht als einmaligen göttlichen Akt verstanden hat, an dem der Mensch nur durch die Taufe Anteil gewinnt, sondern als den immer neuen, in stetem Fluß begriffenen göttlichen Lebensstrom, in dem die menschliche Seele fort und fort atmet. An diesem individualistischen Elemente, dem alles vor dem großen Problem der Erlösung zurückweicht, das ganz aufgeht in der Frage: wie gelangt die schuldbefangene Seele zu ihrem Gott? haben alle tieferen theologischen Bewegungen, die in der Folgezeit an Augustin angeknüpft und der Kirche opponiert haben, ihre Stärke besessen, und die Unverträglichkeit jenes Elements mit dem Romanismus und der Ekklesiastik würde schon viel früher hervorgetreten sein, wäre nicht auch hier die Wucht der zufällig bedingten Augustinischen Persönlichkeit bestimmend gewesen, in der die beiden widerstrebenden Gedankenkreise thatsächlich neben einander lagen. Augustin hat nirgends die Tradition angetastet, sondern nur sein Leben in sie hineingehaucht. Sein Heilsstandpunkt war an sich durch den Wortlaut der heiligen Schriften völlig ungebunden, dennoch konnte er diesen daneben als absolute Offenbarung behandeln; seine christliche Überzeugung war, daß die Religion in Glaube, Liebe, Demut und Hoffnung beruhe, und daß allein die Gnade selig mache, und doch hat er andrerseits nicht jene traditionelle Anschauung überwunden, daß die Religion im intellektuellen Erkennen und im Trachten nach einem bloß jenseitigen Heil bestehe, daß die Seligkeit in der Erhebung des Intellekts zu Gott und in der mystischen Schauung gegeben sei; er glaubte, daß die Gnade Gottes als unwiderstehliche

Naturmacht wirke und nur denjenigen zu Teil werde, die Gott von Ewigkeit her dazu prädestiniert habe, und dennoch hat er, wo er in theologische Lehrentwicklungen eintrat, sich auf den herkömmlichen Linien gehalten, die freiwirkende Gnade an die kirchlichen Sakramente gebunden, sie somit in das rechtlich-dingliche Schema eingegliedert und den Begriff der Kirche als der Gemeinschaft der Erwählten in den äußerlichen Begriff der katholischen Sakramentskirche übergleiten lassen, die die göttliche Gnade gleichsam zu verwalten hat und die Wahrheit des Glaubens durch ihre Autorität verbürgt, welcher das einzelne Individuum bei der Unmöglichkeit, auf eigene Hand die geoffenbarten Wahrheiten zu erkennen, sich gehorsam zu unterwerfen habe.

So hat er denn auch die paulinische Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben, die Niemand so tief begriffen hatte, wie er, gleichwohl mit dem Vulgärkatholizismus verknüpft und damit ihrer herben Hoheit entkleidet. Paulus hatte, aus Sündenqual und mühseliger Gesetzesgerechtigkeit durch die Offenbarung Christi emporgehoben, in dem Glauben an den präexistenten Heiland, der in irdischer Erscheinung die Welt des Gesetzes, der Sünden und des Todes überwand und als Geist in seinen Gläubigen fortlebt, das Heil gefunden. Der Glaube war ihm eine befreiende, schöpferische geistige Macht, vor der ihm alle Gesetzesheiligkeit zerging, ein neues Leben, eine neue Freiheit, von Gott geschenkt und ergriffen in Jesu, der unerschöpfliche Quellpunkt aller sittlichen Leistungen. Aber seine Antithese von Gesetz und Glaube hatte, wo sie nicht auf judaistische Voraussetzungen traf, auch gleich ihre Schärfe verloren, und wenn auch die Formeln des genialen Theologen weiter gebraucht wurden, so waren sie doch ärmer an Sinn geworden: nicht als ein neues Leben in Christo verstand man zumeist den Glauben, sondern als ein Fürwahrhalten und Bekennen des Evangeliums, und indem man nun von dieser Auffassung her dem Paulus nachsprach, daß der Glaube allein selig mache, war man dazu gekommen, die sittlichen Leistungen, welche dort die Frucht des neuen Lebens sein sollten, als ein Accessorisches, nicht eben Heils-

notwendiges anzusehen. Das führte zu schweren Verirrungen, es drohte die Sittlichkeit im Christentum in Frage zu stellen. Hier setzte Augustins rettende That ein. Auch ihm war nicht die Sittlichkeit das Höchste im Christentum, sondern, wie dem Paulus, der Glaube als der neue Lebensstand, in dem die Liebe und das Trachten nach Vollkommenheit von selbst beschlossen sind; aber weil er die katholische Massenkirche vor sich sah, in der die echte Religion vor dem Bekenntnis mit dem Munde zurückwich, so mußte er der esoterischen Formel auch eine exoterische Wendung geben, in welcher die Souveränetät des Glaubens gesichert wurde und dennoch auch die Sittlichkeit als ein Unveräußerliches gelten blieb, und so prägte er die Formel: selig macht der Glaube, welcher in der Liebe thätig ist. Sie ist zu der Grundformel der katholischen Kirche geworden; sie hat wiederum die Überschätzung der Werkgerechtigkeit befördern helfen, aber sie enthielt zugleich in der Betonung des seligmachenden Glaubens den Keim zu einer Wiederbelebung der paulinischen Rechtfertigungslehre, welche allerdings nur einem eigenständigen religiösen Genie gelingen konnte, und nur, nachdem die empirische Kirche, die Paulus noch nicht vor Augen gehabt hatte, als eine irreligiöse Anstalt erkannt und des Glorienscheines der höchsten Heilsnotwendigkeit entkleidet war. Daher haben die paulinischen Formeln, so oft sie bei den mittelalterlichen Kirchenlehrern begegnen mochten, doch einer eigentlichen Triebkraft entbehrt; erst als man die Ekklesiastik überwunden, den Hunger der Seele nach geistlicher Speisung immer schmerzlicher empfunden und der Gotteskindschaft immer persönlicher teilhaftig zu werden sich bemüht hatte, erst als man über dem Augustin der „Confessionen“ und der Prädestinationslehre den Anwalt der katholischen Kirche mehr und mehr vergessen hatte, erst da fand man über Augustin den Weg zu Paulus zurück, und die Rechtfertigungslehre konnte zu dem Eckstein eines neuen religiösen Bewußtseins werden.

Naturen, so reich an wogendem Leben, können nicht selten ebenso viele Widersprüche umspannen, wie das Leben selbst; sie werden dann meistens schlechte Systematiker sein und ihre Fähig-

keit des theoretischen Formulierens wird der Genialität ihrer Erfahrungen nirgends nachkommen können. So auch Augustin. Er wußte Gefühle und Stimmungen hinreißend darzulegen, aber er blieb selbst in dieser Sphäre gefangen; er war tief davon durchdrungen, daß Glauben ein Höheres ist, als Erkennen, daß Religion und Sittlichkeit auf derselben Wurzel wachsen, daß Gott nicht der strafende Richter, sondern die ewige Liebe ist, aber doch blieben ihm Glaube und Liebe, Gnade und Seligkeit vorwiegend Thatsachen seines ästhetisch, ja künstlerisch veranlagten Gefühlslebens; er war von Haus aus kein Kämpfer und kein Pädagog, eine völlig undogmatische Natur; in seiner Gnadenlehre steckt ein Rest von ästhetischem Quietismus, sie ermangelt der Impulse für den handelnden Willen, sie zeigt innerhalb des irdischen Daseins keine greiflichen Ziele, sie betont wohl den grundlegenden Wert des Glaubens, der aber doch anderseits auch an den verdienstlichen Leistungen, also an einem gar nicht durch den Glauben notwendig Bestimmten, gemessen wird, und da sie am Ende alles auf den in die Seele wirkenden Gott zurückführt und den Prädestinationsgedanken hinzunimmt, geht ihr das eigentliche Verständnis für den Erlösertod Christi verloren.

Indem Augustin das alte Dogma unberührt ließ, aber seine religiöse Gedankenwelt hineinbildete, wurde ein Zustand geschaffen, der für das ganze Mittelalter charakteristisch blieb: das Dogma wurde zur Reliquie, zu einer gegebenen ehrwürdigen Größe, die man im ganzen stehen ließ, von der aber die Frömmigkeit keine Impulse mehr empfing; dagegen hat sich diese am Augustinismus immer neu befruchten können. In der offiziellen Kirche wurde die augustinische Lehre ihren Formeln nach rezipiert, ihrem Sinne nach umgebogen, denn die von ihr behauptete Unfreiheit des Willens, die Unwiderstehlichkeit der Gnade und die Prädestination waren völlig unverträglich mit dem Maß der Verantwortlichkeit, das die Kirche von dem Einzelnen verlangte, mit ihrem Anspruch, zu lösen und zu binden, allen Sündern von der göttlichen Gnade zu spenden und ihnen die genugthuenden Leistungen aufzulegen. Durch Gregor den Großen, dem der abendländische Katholizismus

sein entscheidendes Gepräge zu danken hat, wurde auch die augustinische Theologie neutralisiert, die Religion wieder als eine Summe von Rechtsordnungen auf die Begriffe Gesetz und Vergeltung, Lohn und Strafe bezogen, neben der Gnade der freie Wille betont, welcher durch fleißigen Gebrauch der kirchlichen Gnadenmittel das Heil sich selbst beschafft, der ganze Paganismus der Massenreligion, Heiligen- und Reliquiendienst, Opfer, Bittgänge, unter dem Gesichtspunkte satisfaktorischer Leistungen zur Abwendung oder Verkürzung der ewigen Strafen gutgeheißen und das Fegefeuer dem kirchlichen Inventar ausdrücklich einverleibt. Je mehr die Religiosität des ausgehenden Mittelalters sich aber von der kirchlichen Bevormundung loslöste, um so mehr suchte sie in dem augustinischen Individualismus ihre Stütze und führte auf eine Renaissance seiner echten religiösen Grundgedanken hin.

III. Die drei Epochen des mittelalterlichen Christentums.

> Überall ist die Religion, in welcher Gestalt immer sie nachgewiesen wird, das Streben, durch die Unterstützung höherer geistiger Mächte den Widerspruch in dem man sich im Verhältnis zur Welt vorfindet, zu gunsten der Machtstellung über die Welt zu lösen.
>
> Albrecht Ritschl.

Die Kirche als Rechts- und Sakramentsanstalt, das Mönchtum als exemplarische Lebensform, das waren die beiden Organe des Christentums, mit denen es auch auf die Massen wirken konnte; der Augustinismus war zunächst nur den theologisch Gebildeten zugänglich, er konnte erst mit der Zunahme der Laienbildung und einer dem früheren Mittelalter noch nicht erreichbaren Vertiefung des Innenlebens zu einer wirksamen Macht werden; aber auch in der verkümmerten Gestalt, wie er sich in Lehre und Praxis der Kirche darstellte, hat er doch das grund-

legende Bewußtsein, daß in dem Christentum eine höhere Daseinsform, die ethisch-religiöse, gegeben sei, fördern und tragen helfen.

Durch die voranstehenden Betrachtungen haben wir den Standpunkt gewonnen, von dem aus die Entwicklungsstufen der mittelalterlichen Religiosität sich mit völliger Klarheit überschauen lassen, und dieser Aufgabe wenden wir uns nunmehr zu.

A. Die civilisatorisch-missionelle Epoche.

> Solange nicht Alle wahrhafte Christen waren, mußte die ungefüge Welt und die halbentwickelte Christenheit beherrscht und erzogen werden; denn im andern Falle wäre das Evangelium gefangen geführt worden von den ihm feindlichen Mächten und wäre nicht im stande gewesen, seine Mission zu erfüllen.
>
> Adolf Harnack.

In der ersten Epoche der Aneignungsgeschichte des Christentums, die bis zur cluniacensischen Reformbewegung reicht, wirkten jene drei Faktoren, Kirche, Mönchtum und Augustinismus, im ganzen einmütig zusammen: das Christentum erschien als ein schlechthin Neues, als das wunderbare Gefäß der imponierenden römischen Kultur, und über dieser gemeinsamen Aufgabe der Bildungsvermittlung wurden die in jener Trias angelegten Gegensätze noch kaum bemerkt. Das Volk fügte sich dieser neuen Erziehung fast durchaus willig, der Übergang zum Christentum erfolgte im allgemeinen, namentlich bei den Burgunden und Franken, wo sich nicht etwa nach und nach die Einzelnen, sondern auf einmal große Volksmassen dem neuen Glauben anschlossen, leicht und schmerzlos, jedenfalls ohne innerliche Kämpfe und ohne Märtyrer, denn gerade die leitenden Geister zogen die Massen nach sich, und das Heidentum fand keine opferwilligen Apostel mehr. Bei den Alamannen, Baiern, Thüringern, Friesen und Sachsen war der lange und zähe Widerstand gegen das Christentum nur zum kleinsten Teile religiös, zum größeren durch das konservative, freiheitliche Stammesbewußtsein bestimmt; man war mißtrauisch gegen die fremde Bildung und ihre Gefahren,

zumal sie mit dem Anspruch politischer Eroberungen auftrat. Und als alle diese Stämme in das fränkische Reich wirklich eingegangen waren, und dieses außer Gallien und der spanischen Mark alle westgermanischen Völker des inneren Deutschlands und das langobardische Italien umfaßte, als somit eine Lage geschaffen war, die ganz von selbst darauf hindrängte, die fränkische Reichskirche als eine Erneuerung der altrömischen anzusehen und sie der griechischen als die lateinische gegenüberzustellen, wie es Karl der Große mit vollem Bewußtsein that, da begann auch der Widerstand gegen das Christentum mehr und mehr zu verschwinden, und bald empfand man überall die Segnungen der kirchlichen Institutionen, die sich in der Folge als der festeste Kitt des Reiches erwiesen und für die Durchdringung der nationalen Bildung mit der christlich-antiken die entscheidenden Voraussetzungen schufen.

Jede Erziehung muß mit äußerlichen Vorschriften beginnen und durch diese allmählich nach innen zu wirken suchen. Die fränkische Kirche des 6. Jahrhunderts, zunächst durchaus von römischen Klerikern besetzt, hatte diese Aufgabe schon richtig erfaßt. Die ungeheuren sittlichen Verirrungen, die bei dem Zusammentreffen zweier heterogenen Kulturen noch immer sich eingestellt haben, konnte sie natürlich nicht hindern; daß auch Geistliche davon mitgerissen werden konnten, darf nicht Wunder nehmen, sind sie doch ebenso gut, wie die Laien, Kinder ihres Zeitalters. Den christlichen Glauben zum Hebel der sittlichen Kraft zu machen, war ja eben das große Problem, dessen Lösung man erst dunkel zustrebte, und wenn die zunehmende Veräußerlichung einer Religion bezeichnet werden kann durch die absteigende Stufenfolge vom lebendigen Glaubensgedanken zum denkmäßig entwickelten Lehrsatz, von diesem zur rechtlichen und ceremoniellen Norm und endlich zur unverstandenen Reliquie, so pflegt die Aneignung einer neuen Religion bei ungebildeten Völkern auf dem umgekehrten Wege zu verlaufen: zuerst wirkt das geheimnisvoll Anziehende, in dem man ein Höheres umfaßt und ahnt, dann beugt man sich der Vorschrift, schreitet weiter zum Erkennen in Form

von Lehrsätzen fort und bringt schließlich durch alle diese Hüllen bis zum lebendigen Glauben vor, für den jene drei ersten Stufen zuletzt wertlos geworden sind.

Mit rechtlichen und ceremoniellen Vorschriften begann die christliche Erziehung der Germanen; es galt eine christliche Regelung der äußeren Lebensführung, die das Bewußtsein jedes Einzelnen, ein Mitglied der großen Kirche zu sein, nie ermatten lassen durfte; und die germanische Anschauung vom Priestertum, die in dem Priester nicht nur den Vollzieher des Opfers und der heiligen Handlungen, sondern auch den Hüter des Rechts und den Ordner der Strafe sah, kam diesem Erzieheramt der Kirche entgegen. Willig strömte das Volk dem Gottesdienste zu, schon im 6. Jahrhundert wurden zahlreiche Gotteshäuser gebaut, in Bittgängen und im Gebrauch der kirchlichen Gnadenmittel war die Menge nicht lässig, Verlöbnisse, Eheschließungen und Bestattungen wurden durch kirchliche Handlungen gehoben, und durch Gebet und Bekreuzigung weihte man gern die mannigfaltigen Verrichtungen des täglichen Lebens. In plötzlicher Not, in unerwarteten Schicksalswendungen sah man Gerichte des erzürnten Gottes, Furcht und Hoffnung, die Angst vor dem Übel und der Wunsch nach Glück trieben in die Kirche, den Herrn über Leben und Tod durch Opfer und Gebet zu gewinnen; und wenn man zunächst die irdischen Vorteile meinte, dazwischen regte sich doch auch kräftig der schon vom Heidentum her vertraute Gedanke an das Jenseits, dessen Seligkeit man sich in sinnlich-eudämonistischen Farben ausmalte, durchdrungen von dem durch die christliche Vergeltungslehre vertieften Bewußtsein, daß man sich schon hienieden jener würdig zu machen hatte. Mit Stolz nannten sich die Franken das Volk Christi, in seinem Zeichen hatten sie gesiegt, er war der Gott ihrer neuen Kultur, die ihren Vorrang vor allen Barbarenvölkern begründete, er war ihr oberster Kriegsherr, er hatte ihnen seine Liebe zu erkennen gegeben, ihn liebten sie wieder als treue Söhne seiner Kirche, ihm fühlten sie sich verantwortlich, bei ihm stand der Lohn und die Strafe, das Gesetz und die Vergeltung. Denn fest wurzelte der Glaube, daß Gottes

Hand allenthalben im irdischen Getriebe wirksam sei: in ihm fand der alte Aberglaube eine neue Begründung, der Wunsch, den göttlichen Willen im Orakel zu erkunden, die Sucht nach dem Wunder, die Ehrfurcht vor dem Symbol, vor geweihten Dingen und heiligen Zeichen, mit denen man sich der Dämonen erwehrte. Auch in den Heiligen und ihren Reliquien sah man die Träger göttlicher Kräfte, rasch blühte so ein christlicher Polytheismus auf, und derselbe Vorgang wiederholte sich, der schon bei dem Übergang des antiken Heidentums zum Christentum zu beobachten war: Fortführung heidnischer Gebräuche, Festtage, Prozessionen und Kultgewohnheiten in christlichen Umdeutungen; auch der religiöse Synkretismus von damals stellte sich wieder ein: es gab Priester, welche abwechselnd Christo und den alten heidnischen Gottheiten öffentlich ihre Opfer brachten, und obwohl Königtum und Kirche durch Kapitularien und Synodalverordnungen das Heidentum einzuschränken suchten, auf das Volk machte das keinen tiefen Eindruck, es hing zähe an den alten Bräuchen und wurde durch das Christentum keineswegs unduldsam gegen die zahlreichen Mischformen alter und neuer Religiosität, in denen man den göttlichen Geheimnissen nahe zu kommen suchte. Genug, daß der oberste Rang des Christengottes unbeschränkt empfunden wurde. Denn mochte man die Kräfte, die vom Jenseits ins Diesseits herüberwirken, in stetem Flusse glauben, über allen Zwischengewalten, die sie vermittelten, thronte doch jener höchste Gott, der die Welt regiert, und sein Sohn Christus, der himmlische König, der den Tod und die Hölle überwunden, den Menschen Vergebung der Sünden und die ewige Seligkeit verheißen hat, und der allen das Heil schenkt, die ihm in Treuen anhangen. Das war noch kein christliches, aber doch ein kräftiges religiöses Empfinden, welches mit dem sittlichen schon in bedeutsame Berührung trat und den Keim einer neuen Frömmigkeit enthielt.

Der Klerus des 6. Jahrhunderts scheint sich zunächst in Gewaltthätigkeit, Grausamkeit, Habgier und trotziger Selbsthilfe von den Laien nicht zu unterscheiden, dennoch hat er die ihm

zugefallene Aufgabe keineswegs vernachlässigt. Wir wissen von Bischöfen, die an Sonn- und Festtagen regelmäßig predigten und solche Predigten abschriftlich zur Belehrung minder wortgewandter Kleriker verbreiten ließen; manche predigten täglich, es waren schlichte erbauliche Auslegungen von Schriftworten. Daneben pflegte man den kirchlichen Gesang, in den auch die Gemeinde schon an den geeigneten Stellen refrainartig einzugreifen hatte. Die Einführung der Sonntagsheiligung stieß allerdings auf Schwierigkeiten, aber sie wurde durchgesetzt und mit der Kirchenzucht sehr bald Ernst gemacht. Wenn der Bischof durch die Abneigung der Germanen, in Städten zu wohnen, und die aus ihr folgende Zersplitterung des Bistums in Parochieen und kleine Seelsorgerbezirke von einer unmittelbaren persönlichen Einwirkung auf das ihm unterstellte Volk abgeschnitten war, so war doch das Recht der Firmung, der Sündenvergebung und der kirchlichen Disziplinargewalt in seiner Hand geblieben; die letztere übte er durch Diözesansynoden und regelmäßige Kirchenvisitationen, den Laien gegenüber durch die Strafe der Abendmahlsentziehung, die Exkommunikation oder durch die Beschämung öffentlicher Kirchenstrafen bei Verbrechern. Indem die Kirche ferner alle Armen und Arbeitsunfähigen regelmäßig unterstützte, die Fürsorge für die Kranken übernahm, Gefangene loskaufte, die Schranken zwischen Sklaven und Freien durchbrach, den grausamen Menschenopfern steuerte, das kirchliche Asylrecht durchsetzte, seit dem 11. Jahrhundert durch die sogenannten Gottesfrieden, die den königlichen Landfrieden die Bahn bereiteten, das Fehdewesen einschränkte, die sittlichen Beziehungen der Familie einschärfte, Bruderkrieg, eheliche Untreue oder Zwist zwischen Eltern und Kindern als sündig brandmarkend, die kanonischen Ehegesetze mit Energie durchführend und anderseits die sippenrechtlichen Pflichten des Heidentums, wie die Blutrache, bekämpfend durch die unermüdliche Betonung der christlichen Tugenden: Friedfertigkeit, Verzeihen und Dulden, brüderliche Schätzung des Nebenmenschen — durch dieses Alles hat sie das wilde Geschlecht der fränkischen Eroberer langsam humaneren

Auffassungen entgegengeführt, seinen Trotz gebrochen und es die sittlichen Güter des Lebens erkennen und schätzen gelehrt. Aber eindringlicher, als Lehre, Vorschrift und Zucht, pflegt die Macht des Beispiels zu wirken: hier lag die erzieherische Bedeutung des Mönchtums.

Es gab vereinzelte Asketen, es gab asketische Genossenschaften und Klöster. Von einem Zwiespalt zwischen Bischöfen und Mönchen war zunächst noch keine Rede, das Mönchtum war nicht eine konkurrierende Macht neben der Kirche, sondern es vertrat ihren exemplarischen Lebensstand, und die Asketenvereine wie die Klöster standen unter bischöflicher Disziplin. Hatte die Askese vor der fränkischen Eroberung sich in Gallien nur langsam unter großem Widerstreben Boden gewonnen, auf die Germanen machte sie Eindruck fast von Anbeginn. Schon Chlodowech umgab sich mit Asketen, schon er, wie später Pippin und Karl, sah die Mönche als seine Beter an und nahm ihre Frömmigkeit sehr klug gewissermaßen in den öffentlichen Dienst des Patriotismus; eine seiner Schwestern entschloß sich sogar, Nonne zu werden. Durch die halb politisch schlaue, halb abergläubische Stellungnahme Chlodowechs zu den fremden Asketen wurden diese beim Volke populär: sie wurden nicht mehr bloß neugierig oder mitleidig betrachtet, man suchte auch ihre Fürsprache und Anteil an ihrer Heiligkeit zu gewinnen, indem man durch demütige Verehrung, durch Schenkungen und Stiftungen um ihre Gunst warb. Rasch vermehrte sich die Zahl der Klöster, vor deren anwachsender Fülle die alten Asketenvereine mehr und mehr verschwanden; daß sich ihnen schon Germanen anschlossen, scheint nur vereinzelt vorgekommen zu sein. Aber in passiver Askese, in Gebet, Arbeit und frommem Wandel ging das Mönchsleben einstweilen noch auf, ein reformatorischer Zug trat noch nicht in ihm hervor. Das wurde anders, seit mit dem Ausgange des 6. Jahrhunderts das irisch-schottische Mönchtum auf fränkischem Boden Fuß zu fassen begann. Dem herben sittlichen Idealismus des Columba galt das fränkische Christentum nur als ein äußerer Firniß, er setzte seine volle

Kraft an die Verwirklichung der christlichen Vollkommenheit in jener strengen Askese, die das ganze Leben als eine einzige große Bußübung ansah: der Kernpunkt seiner Mönchsregel war stummer Gehorsam, Tötung des eignen Willens, Armut und Keuschheit; die kleinsten Übertretungen sollten durch Schläge und Einkerkerung geahndet, jeder Augenblick des Tages von einer Mahnung des Gewissens, von einem Sieg über das Ich und seine Versuchungen begleitet sein. Dieser stahlharte Mann mit dem unerschütterlichen Glauben an seine Sendung, mit dem erbarmungslosen Pflichtgefühl und der unbeugsamen Ehrlichkeit wirkte überwältigend: scharenweise drängte man seinen Klöstern zu, man staunte ihn an wie ein unbegreifliches Wunder, der Hof und die Großen suchten ihn, sie trugen ihm die Erziehung ihrer Kinder an, Geistliche verehrten in ihm ihren Gewissensrat, man empfand das Bedürfnis, ihm zu beichten, das Herz mit seinen Sünden vor ihm auszuschütten und die Seele seiner Fürsorge zu vertrauen. Rasch war Columba die populärste Persönlichkeit geworden; er wußte diese Stellung unverweilt zu nutzen, und wie in seiner keltischen Heimat nicht die Bischöfe, sondern die Klöster das religiöse Leben bestimmten, so begann er auch auf deutschem Boden mit den Waffen des Mönchtums jetzt den großen Kampf gegen die Sünde und begründete nach irischem Muster eine strenge Bußzucht auf Grund der sogenannten Bußbücher, in denen nicht nur die augenfälligen Sünden, wie bisher, sondern auch alle verborgenen Gedankensünden ihren Platz und die Priester die Normen fanden, nach denen alle einzelnen Sünden zu behandeln waren. Die Gedankensünden waren nur durch die Beichte zu ermitteln, und die Einführung der Privatbeichte, durch die sich die Herrschaft des Priesters über die ihm anvertrauten Seelen erst ganz befestigte, war die folgenreichste Errungenschaft, die das religiöse Leben der folgenden Jahrhunderte diesem irischen Mönche zu danken hatte. Von Luxeuil aus verbreitete sich die herbe irische Frömmigkeit durch Klostergründungen, Wanderprediger und Missionäre nach allen Seiten, der großartige Aufschwung des Mönchtums im 7. Jahrhundert ging vorzugsweise von jener

Pflanzstätte aus, und die verhängnisvolle Tendenz, die Klöster völlig unabhängig von den Bischöfen zu machen, hat hier ihre Anfänge gehabt.

Bisher hatte eine doppelte Bußpraxis bestanden: die öffentliche Behandlung notorischer Sünden und die private Behandlung geheim gebliebener, aber freiwillig bekannter Sünden; sie war vorzugsweise auf die Geistlichkeit beschränkt gewesen und hatte sich unter dem Einfluß des Strafrechts und der klösterlichen Disziplin zu einer Art kirchlicher Polizeigewalt entwickelt. Jetzt aber wurde die private Bußpraxis auch auf die Laien ausgedehnt, und neben den altkirchlichen Bußordnungen bürgerten sich die neuen Bußbücher ein; man handhabte sie nicht mit der Strenge der irisch-schottischen Kirche, vielmehr griff hier z. B. der germanische Rechtsbegriff der stellvertretenden Buße oder des Wehrgeldes mildernd ein, nach dem gewisse Vergehen durch Geld oder Geldeswert gesühnt werden konnten, aber das Wichtige war doch, daß jetzt der Begriff der Seelsorge einen neuen Inhalt gewonnen hatte, daß die Bußpredigt und die innere Mission als eine bedeutsame Aufgabe erfaßt war, daß das Gefühl der Sündigkeit tiefer Wurzel faßte und die Überzeugung befestigte: nur die Bußfertigen können gerecht werden vor Gott, daß endlich das Grundproblem des mönchischen Lebens, wie jeder Einzelne des Heils teilhaftig werden könne, auch von den Laien erfaßt zu werden begann: die Schenkungen und Stiftungen der Laien an Kirchen und Klöster sollten von jetzt ab nicht mehr allein irdische Vorteile, Herrschaft, Glück und zukünftigen Lohn verbürgen, sondern das Heil der Seele und die Vergebung der Sünden, und gern fügte man der Unterzeichnung des Namens ein demütiges ‚peccator' hinzu.

Nicht nur im Fränkischen haben die irischen Mönche gewirkt, auch in Alamannien, Thüringen und Baiern, aber es gingen nur persönliche Wirkungen von ihnen aus, sie blieben vereinzelt und ermangelten der planvollen Geschlossenheit. Die Iren vertieften die Auffassung des Christentums und arbeiteten mit treu redlicher Hingabe an seiner Verbreitung, aber ihre Gedanken blieben in

der Klosterzelle gefangen, aller politische und organisatorische Sinn ging ihnen ab, sie konnten keine Kirche organisieren und keinen Weltklerus heranbilden, der das Erworbene hätte festhalten und ausbauen können. Die fränkische Kirche besaß nun allerdings eine Organisation, aber sie war anderseits als die größte Grundeigentümerin viel zu tief in die politischen und sozialen Verhältnisse verstrickt, um über jene ideelle Kraft zu verfügen, welche allein zur Missionierung befähigt. Die fränkische Kirche bedurfte einer energischen Reform, der deutsche Osten mit seinen halben Missionserfolgen einer planmäßigen kirchlichen Organisation. Wiederum kam die helfende Macht von außen: durch die angelsächsischen Missionäre; und der größte unter ihnen, Bonifatius — eine Persönlichkeit, weder durch Originalität, noch durch Tiefe ausgezeichnet, aber von unerschütterlichem Charakter, von einer unvergleichlichen Gabe, Menschen und Zustände durch Klarheit, Energie und die Sicherheit des Überblicks zu beherrschen — faßte schließlich alle deutschen Stämme in Einer hierarchischen Gesamtkirche zusammen, und wenn es ihm noch nicht völlig gelang, sie mit dem Papsttum zu verknüpfen, so half er doch die darauf gerichtete und mit der steigenden religiösen Autorität des römischen Bischofs notwendig wachsende Tendenz mächtig verstärken: er wußte in dem deutschen Klerus die Überzeugung zu erwecken, daß in dem frommen Gehorsam gegenüber jener höchsten religiösen Autorität die moralische Kraft der deutschen Kirche und mit ihr des deutschen Christentums ihre einzige sichere Bürgschaft besitze; und daß diese Überzeugung Recht hatte, schien ja durch den Zustand der fränkischen Kirche, die sich völlig an den Staat und an politische und wirtschaftliche Laieninteressen verloren hatte, in der That längst erwiesen. Niemand aber hat es damals auch nur von ferne geahnt, zu welchen ungeheuren Folgen diese Verbindung der deutschen Kirche mit Rom führen mußte, sobald die allgemein zugestandene religiös-moralische Autorität des römischen Bischofs kraft ihres eingebornen Cäsarismus sich zu einer juristisch-politischen zu entwickeln begann.

Unter Karls kraftvollem Regiment blieb ja diese Gefahr auch

noch völlig verborgen. Er führte in der Regelung der Kirchenverfassung und der Heidenmission das Werk des Bonifatius weiter, er legte auch auf das Urteil des Papstes und auf die Übereinstimmung der fränkischen mit der römischen Kirche in Liturgie und Ritus großen Wert, aber gleichwohl hat er nicht nur die Kirche, sondern auch das Papsttum regiert. Und soweit man durch rechtliche Verordnungen über Hebung der Klerikerbildung, Pflege der Predigt, der Katechese, des Beichtinstitutes und der kirchlichen Zucht das religiöse Leben überhaupt befördern kann, hat er auch dies geleistet. Zahlreiche Zeugnisse bestätigen, daß die kirchliche Haltung der Laien dem Tadel wenig übrig ließ, daß der christliche Glaube keinen Feindseligkeiten mehr begegnete, ja daß selbst die Zahl der Gleichgiltigen eine geringe war. Zwar erwies sich das Christentum ganz natürlich immer noch nicht stark genug, die allgemeine Sittlichkeit augenfällig zu verbessern, man erkennt das aus den Bestimmungen der Bußbücher am besten, die in eine unglaubliche Fülle gewaltthätiger Scheußlichkeiten hineinblicken lassen, aber dennoch wird man nicht irren, wenn man das sittliche Niveau um 900 höher schätzt, als um 700, denn Bonifatius und Karl hatten die Kirche doch mit einem neuen Geiste erfüllt und das Bewußtsein ihrer religiössittlichen Aufgaben, ihres Seelsorgeramts verstärkt; schon konnte das tröstliche Wort erklingen: „wie viel wert ist es doch, daß Gottes Hirten uns leiten!“ Und in der regelmäßigen Gewohnheit des Predigens, in der gewissenhaften Heiligung des Sonntags und der kirchlichen Feste, vor allem in der ernsthaften Handhabung der Beichte läßt sich ein Erfülltsein der Kirche von ihrer erzieherischen Aufgabe nicht verkennen: sie hat das Gefühl der Verantwortlichkeit des Christen vor seinem Gott beständig rege erhalten und vertieft; und daß die Beichte mehr einen richterlichen, als einen seelsorgerischen Charakter hatte, daß die bischöflichen Sendgerichte, in denen die Gemeinden über ihre Priester, die Priester über ihre Gemeinden in feierlicher Versammlung Rechenschaft zu geben hatten, vollends zu einem strafrechtlichen Institute wurden, das hat, so sehr es der christlichen

Auffassung widersprechen mag, doch die Eindringlichkeit der religiös-sittlichen Erziehung außerordentlich erhöht.

Die stärkeren Wirkungen gingen aber nach wie vor vom Mönchtum aus. Schon in Karlmann hatte sich die Macht des asketischen Gedankens bewährt, zu wiederholten Malen hatte er den sündigen Leib der Geißelung dargeboten, im Sommer 747 aber hatte er seine Krone niedergelegt und sich in ein italienisches Kloster zurückgezogen, und sein Zeitalter ist nicht arm an ähnlichen Beispielen. Ein Beweis für die erstarkende Selbständigkeit des religiösen Lebens ist der fränkische Volksprediger Albebert im 9. Jahrhundert, in dem der urchristliche Enthusiasmus ganz merkwürdig hervorschlug, der sogar in einem vertrauten Verkehr mit Gott zu stehen halb glaubte, halb sich einredete und von der Menge abgöttisch verehrt wurde. Schon drang auch die mönchische Regel in die Weltgeistlichkeit ein, und vor allem suchte Chrodegang von Metz in diesem Kreise das Streben nach christlicher Vollkommenheit zur vorbildlichen Geltung zu bringen. Karl der Große und sein Kreis brachten der Askese wenig Sympathie entgegen, sie schätzten im Mönche den Gelehrten höher, als den Asketen, aber Ludwig der Fromme hat das Mönchtum wieder unter dem asketischen Gesichtspunkt gewürdigt und gefördert, die mönchischen Ideen nahmen im 9. Jahrhundert einen neuen Aufschwung, Lothar I. wurde Mönch im Kloster Prüm, Karl der Dicke war ein halber Mönch, Übertritte auch adliger Laien zum Mönchtum kamen immer häufiger vor; und es entstand allmählich auch eine umfängliche geistliche Litteratur, die zum Teil dem praktischen religiösen Bedürfnisse diente, die Kenntnis der Grundthatsachen des christlichen Glaubens und der biblischen Geschichte vermittelnd, die zum Teil aber den christlichen Stoff auch künstlerisch zu bewältigen, ihn in die Phantasie überzuführen, im Gedächtnis poetisch zu befestigen und so in den sichern Besitz des allgemeinen Bewußtseins zu heben suchte. Nicht die Beobachtung der mannichfaltigen Mittel, mit denen man die Elemente des Dogmas dem Volke auf mechanischem Wege oder selbst mit Gewaltsamkeit beibrachte, ist das Anziehende an dieser Litteratur, auch nicht die

Wahrnehmung, daß gelegentlich die Rechtgläubigkeit entschieden betont und die bekannten kirchlichen Formeln über Trinität und Christologie, Erlösung und Versöhnung durchaus korrekt gehandhabt werden, sondern die Feststellung der religiösen Grundanschauungen, die hinter der mechanischen, zum guten Teile unverstandenen dogmatischen Überlieferung liegen und einen Einblick in das Gesamtverständnis des Christentums ermöglichen. Von höchstem Interesse sind in diesem Punkte für das 6. Jahrhundert die Schriften des Gregor von Tours, des Venantius Fortunatus und der Prolog der lex salica, für das 7. die Predigten des Eligius, für das 8. die des Pirmin und des Bonifatius, für das 9. die Homilien und Gedichte des Hrabanus Maurus in Hessen, das Wessobrunner Gebet und Muspilli in Baiern, die Genesis und der Heliand in Sachsen und Otfrieds Evangelienharmonie in Alamannien. Daraus ist eine Auffassung des Christentums zu entnehmen, deren wesentliche Züge auch in der angelsächsischen Litteratur begegnen, und die wir selbst in der späteren geistlichen Dichtung vom 11. Jahrhundert ab zum Teil noch wirksam finden.

Gott ist der höchste König, der die Welt durchwaltet, der Himmel und Erde geschaffen, den Himmel mit den guten, die Hölle mit den gefallenen und verstoßenen Engeln, die Erde mit den Menschen bevölkert hat, in dessen Hand wir alle stehen, der jederzeit mächtig ist, einzugreifen in den irdischen Weltlauf. Statt des philosophischen Gottesbegriffes der Kirche erscheint hier ein ausgesprochenes Gefühl von der Persönlichkeit Gottes, wie man es ehedem von Wodan gehabt haben mochte, nur gewaltiger und unbedingter erfaßt. Aber verehren mochte man diesen höchsten Gott am liebsten in seinem Sohne Christo, dessen göttliche Natur so stark empfunden wurde, daß man auch ihn den Himmelskönig, den Allwaltenden, ja schlechthin den Gott der Christen nannte, in dem man jedoch mit größerer Innigkeit den Menschen liebte: indem er Gott war, war er der größte aller Menschen; indem er der größte aller Menschen war, gebührte ihm göttliche Verehrung, — wie unendlich weit steht diese schlichte Anschauung

ab von den grübelnden Spekulationen der alten Kirche über die zwei Naturen Christi! Er war der erlauchte Volksfürst, der Könige kräftigster, mächtig und gütig, wohlthätig und freigebig; er wußte, Kranke zu heilen und Teufel auszutreiben, er hat unbegreifliche Wunder verrichtet. Wie das ergreifende Leben eines epischen Helden, eines milden Gefolgsherrn, der für sein Volk freiwillig und schuldlos in den Tod ging und von einem falschen Dienstmann verraten ward, so stand die Geschichte des Erlösers in der germanischen Phantasie, — in ihrer Thatsächlichkeit unendlich persönlicher, greiflicher, anschaubarer, lebensvoller und herzerschütternder geartet, als Alles, was von den nicht eben scharf umrissenen Göttergestalten der früheren Generationen überliefert war. Nicht zu dem leidenden, zu dem kämpfenden und erhöhten Christus schaute man empor, denn selbst sein freiwilliger Opfertod hat ja seinem Volke den Sieg gewonnen: zur Hölle, zum Ort des Todes, stieg der Göttliche hinab, den Satan und in ihm alle Dämonen zu überwinden und in Bande zu schlagen, auf daß sie den Menschen nichts mehr anhaben könnten, die Toten aber hinaufzugeleiten in die Himmelsburg, die fortan allen Gläubigen wieder verheißungsvoll offen steht, wofern sie nur hienieden dem Vorbilde Christo in Treue nachwandeln. Die Taufe, welche die Sünde der Voreltern tilgt, verpflichtet zur dankbaren Gefolgschaft Christi, sie verpflichtet, Gutes zu thun, wie Er, der Herr, wider den Teufel und die Dämonen, das Laster und die Verführung fort und fort mannhaft zu streiten. Wer aber wider diese göttlichen Gebote fehlt, der reinige sich durch Reue und Beichte, durch gute Werke und Almosen, damit ihm Gottes Gnade gewiß bleibe, dann wird er auferstehen, wie Christus, vom Tode, er wird vor dem himmlischen Richterthrone bestehen können am Tage des allgemeinen Gerichts und eingehen in die seligen Freuden der Paradiesesheimat, in der sich ergötzen die Gerechten, die im Hause Gottes wohnen dürfen in Ewigkeit. Den Schwachen aber kommt Gottes Gnade zu Hilfe, der Geist, welcher im Wort an Christi Werk erinnert, und die Vergebung.

Das Verhältnis zu Christo war also in der That schon als

ein sittliches gefaßt, aber es wäre falsch, die Treue, die sich zum Dienste Christi verpflichtet fühlt, bereits — wie das früher geschehen ist — auf eine Stufe mit dem rechtfertigenden Glauben zu stellen. Denn die Treue im altgermanischen Sinne fühlte sich lediglich durch den Eid gebunden: Treulosigkeit war Eidbrüchigkeit und strafbar; wo aber kein Eid in Frage kam, wo es sich nur um innere Entscheidungen handelte und somit die förmliche Gebundenheit wegfiel, da war das Maß der sittlichen Beurteilung schwankend. Die Treue, die Christo dient, ist zunächst weiter nichts als Mannentreue, also weit mehr ein rechtliches, als ein sittliches Verhältnis; zu einem solchen wurde sie erst dadurch, daß die Erfüllung der Herrengebote, die sie forderte, in der That die Erfüllung neuer sittlicher Pflichten einschloß, derselben, die im Mönchtum vorbildlich verkörpert waren: christliche Duldung, Nächstenliebe, Kampf gegen die Sünde und die weltlichen Lockungen. Die Religiosität jener Jahrhunderte lebte nicht im Glauben: dieser wurde als Rechtsordnung empfunden; man bekannte mit dem Munde, was die Kirche verlangte, und ihre Formeln blieben dem Gedächtnis im ganzen ein unfreier, toter Besitz. Aber lebendig war das religiös-rechtliche Pflichtgefühl, daß man den himmlischen König, der Mensch geworden und für seine Mitmenschen den Tod erlitten, eben darum zu lieben und zu ehren und seine Gebote zu halten habe, so sehr sie der sinnlichen Natur widerstrebten: die Furcht vor den letzten Dingen, die im „Muspilli“ so erschütternd zum Ausdruck kommt, war der stärkste Stachel dieses Pflichtgefühls, er trieb in die Kirche, wo man „Gottes Dienst“ leistete und die Gewißheit der Sündenvergebung zu erlangen hoffte, denn mit dem Gefühl der sittlichen Verpflichtung gegen Gott war, wie sich deutlich erkennen läßt, auch das Gefühl der Sündhaftigkeit gewachsen, und die Erneuerung der Augustinischen Prädestinationslehre durch Gottschalk (849), welche die Laienwelt so tief erregte, weil sie dem germanischen Fatalismus entgegenkam, hat dies Gefühl vertiefen helfen, indem sie zur Selbstbeobachtung und zur Reflexion über Worte, Werke und Gedanken, über die gesamte Lebenshaltung hinleitete: wer wußte

denn, ob er zu den Prädestinierten gehörte? heute konnte dieser Gedanke Beruhigung gewähren, morgen konnte er zur Qual werden. Es war vielleicht ein Glück, daß die Kirche Gottschalks Lehre verdammte, aber totgemacht hat sie sie damit nicht, ebenso wenig wie sie den Fatalismus hat austilgen können. Wenn dieser den Germanen tief im Blute steckte, so drang dagegen die Vorstellung der Erbsünde nur langsam durch: daß die Sünde eine allgegenwärtige, reale Macht sei, ja die natürliche Daseinsform des Menschen, das war eines jener Dogmen, die eine noch jugendliche Civilisation unmöglich verstehen konnte. Allerdings man begriff, daß die Sünde über den Menschen kommen kann, wie ein Verhängnis, dem er wehrlos unterliegt, man empfand auch das sich aufdrängende Schuldgefühl, aber das sittliche Leben war noch zu sehr von springenden Impulsen, gewissermaßen von bloßen Reflexbewegungen beherrscht, um jene überschauende, abwägende Ruhe der Betrachtung zuzulassen, ohne die eine Erkenntnis der Erbsünde gar nicht denkbar ist. Und noch war ja das seelische Leben kein Gegenstand forschender Neugier, die Dichtung war dem innern Menschen noch nicht beigekommen: sie faßte sein Innenwesen nur erst mit dem Auge, in typischen Handlungen und Geberden auf, von denen man auf jenes lediglich zurückschloß. Das ganze öffentliche und das rechtliche Leben verlief in solchen typisch-symbolischen Handlungen: der Brauch verlangte z. B., daß bei der Bischofswahl der Gewählte seine Unwürdigkeit betonte, ja unter Bitten und Thränen, durch Flucht und Verbergen sich der Wahl zu entziehen suchte, daß Fürsten bei öffentlichen Handlungen, bei Versöhnungen oder Verzeihungen weinten u. dergl. Symbolisch, bildhaft, konkret und anschaulich war die Denkweise des Zeitalters; die Reflexion, der allein das innere Leben zugänglich ist, war ihr noch fremd. Und so faßte man die Sünde als Verirrung, als Verhängnis, als vorübergehenden Defekt, als sühnbare Schuld, aber nicht als reale Macht oder als naturhafte Mitgift des Menschen auf, und die Bußdisciplin der Kirche gewöhnte die große Masse schließlich mehr daran, zu trachten, wie man der Strafe vorbeuge, als wie man

der Sünde entsage. Deshalb verstand man das Erlösungswerk Christi auch noch nicht von dieser Seite, und die Frage, warum sein Tod denn für uns notwendig gewesen sei, bereitete Schwierigkeiten. Nur das Eine stand darum fest: daß Christus, weil er für uns gelitten, auch ein Anrecht auf unsre Dankbarkeit habe, und daß Derjenige verdammenswert sei, dessen Herz nicht durch den Opfertod des teuren Herrn zur Dankbarkeit und zur Erfüllung seiner Gebote gerührt werde.

Woher hätte aber auch das Verständnis für die Notwendigkeit des Erlösertodes Christi kommen sollen, da es der Kirche selbst verloren gegangen war? Denn unter den verschiedenen Gesichtspunkten, unter denen man seit Gregor dem Großen Menschwerdung und Tod Christi betrachten mochte, walteten die folgenden vor: durch die Menschwerdung des Gottessohnes ist der Teufel überlistet und der Menschheit das exemplarische Vorbild für die Erfüllung der göttlichen Gebote geschenkt worden; der Tod Christi war nicht unumgänglich zur Versöhnung der Menschheit mit Gott, aber er wählte ihn, um uns die Größe der Liebe Gottes zu offenbaren und ein Beispiel der Demut, Standhaftigkeit und Dankbarkeit zu hinterlassen; deshalb ist sein Tod eine überschüssige Leistung, ein Verdienst, welches uns zu gute kommt, ein dingliches Gut, das Keinem entbehrlich ist, um Gottes Gnade zu erlangen, kraft dessen ferner die ewigen Sündenstrafen in zeitliche umgesetzt und diese wieder durch Vermittlung der Heiligen und durch kirchliche Leistungen vermindert oder ausgeglichen werden können. In der Praxis der Kirche regierte seitdem die Kasuistik, ein System von Anforderungen und Pflichten, Leistungen und Wertberechnungen, die Angst vor dem höchsten Richter, der nicht mehr, wie bei Augustin, die ewige Liebe und vergebende Gnade, sondern die durch jede Sünde beleidigte und entsprechende Genugthuung heischende Allmacht war, und endlich eine Auffassung Christi, welcher sein Tod als ein dingliches Gut galt, hinter dem die geschichtliche Erscheinung des Menschensohnes mehr und mehr in Schatten trat. Römische Rechtsanschauungen, in die germanische hineingestellt wurden, hatten die Religion

Christi zu einer massiven Moralistik umgebildet, in welcher sich alles um die Begriffe von Leistung und Gegenleistung, Lohn und Verdienst drehte; alle Schenkungen und Opfer, alle Messen und Gebete waren Leistungen, durch die man Gott sich zu verpflichten, und wenn sie gar geübt wurden, ohne daß eine Schuld zu sühnen war, sich gleichsam einen Reservefonds seiner Gnade zu sichern hoffte. Bei den Einsichtigen erhielt sich freilich das Bewußtsein, daß Leistung und Lohn niemals gleichwertige Größen sein können, daß die menschliche Schwäche nichts vermag ohne die entgegenkommende göttliche Gnade; aber der Einsichtigen waren allezeit wenige, und die große Masse, welche die Religion bloß als christlich übertünchtes Heidentum, als stumpfen Aberglauben und handgreifliche praktische Moral besaß, blieb Jahrhunderte lang in dieser rohen Auffassung des Christentums stehen. Es war die Schuld der sozialen Verhältnisse, der fortschreitenden Aufsaugung der kleinen Grundbesitzer, der anwachsenden Vermehrung der Hörigen, des Verlustes der sozialen und politischen Rechte der kleinen Leute, die infolgedessen vom Fortschritt der Bildung beinahe unberührt, auch die Kirchenpraxis auf jener niedern Stufe festhielten. Erst mit dem Aufschwung des Städtewesens begannen sich die Massen wieder geistig zu regen und sich mit ihren Bedürfnissen und Forderungen auch innerhalb der Kirche energisch geltend zu machen.

Es wäre deshalb falsch, anzunehmen, daß das oft gerühmte Christusbild des Heliand und Otfried das des Volkes schlechthin gewesen sei: beide Dichtungen, aus gelehrten Kreisen hervorgegangen, sind auch nur von einem kleinen Publikum gewürdigt worden, und über das 9. Jahrhundert reichte ihre Wirkung nicht hinaus. Sie stellen das Höchste dar, dessen die Deutschen des 9. Jahrhunderts in lebendiger Erfassung des Christentums fähig waren. Denn nach dem Gebrauch der dogmatischen Formeln darf diese Fähigkeit nicht bemessen werden, sondern ganz allein nach den Anschauungen und Gefühlen, die man damit verknüpfte; und wenn selbst in der Dichtung, wie namentlich bei Otfried, zuweilen solche Formeln sich einstellen, die dem Denken nicht

lebendig geworden sind, so muß das mißtrauisch machen gegen die Geläufigkeit, mit der ein Theolog wie Hrabanus Maurus das dogmatische Material zu beherrschen scheint. In der That besteht seine ganze Schriftstellerei aus Kompilationen und Excerpten, und an diesem bedeutendsten Gelehrten des 9. Jahrhunderts tritt es lehrreich hervor, welche Schwierigkeiten die Verpflanzung der innerhalb einer fremden Kultur erwachsenen Religion und Theologie auf deutschen Boden bereitete: ein schülerhafter Respekt vor den Alten, das emsigste Bemühen, in ihre Gedankengänge einzudringen, aber wie sollte sich das deutsche Gefühl damit decken können? Sobald es sich darum handelt, das Gelernte selbständig zu produzieren, in der Predigt, im Gedicht, da nimmt auch Hraban seine Zuflucht zu einfachen moralisierenden Wendungen über Sünde und Gnade, Buße und gute Werke oder er malt ein Christusbild, das an die genannten Epen erinnert. Schon bei seinem Lehrer, dem Angelsachsen Alkuin, dessen dogmatische Versuche übrigens nicht für Deutschland in Anspruch zu nehmen sind, lag der verhängnisvolle Zwiespalt offen, der bei ihm noch deutlicher ins Auge fällt, und den die mittelalterliche Theologie nicht mehr überwinden sollte: man nahm aus dem Altertum das Dogma herüber, ohne zu bemerken, daß man aller der Voraussetzungen entbehrte, unter denen jenes sich gestaltet hatte. So bestand von vorn herein zwischen dem Dogma und der Frömmigkeit keinerlei innerer Zusammenhang, auch Augustin hatte ja diesen Zusammenhang bereits gelockert. Die Folge war, daß die Theologie der Dialektik des Verstandes verfiel und so zum Teil von der lebendigen Religiosität weit wegführte, daß andrerseits auch diese ihre eignen Pfade ging, um das alte Dogma allmählich eine Menge von Lehrsätzen und Gedanken herumlegte, die von der Kirche entweder angenommen oder verworfen oder in unsicherer Geltung belassen wurden, und schließlich das Heil außerhalb der dogmatisch-hierarchischen Kirche suchte. Wo sich eine neue Theorie der Konsequenz des alten Dogmas einfügte, wie etwa die Anselmsche Satisfaktionslehre, da ging sie in die kirchliche Tradition

ein; wo sie aber jener widersprach, wie bei Gottschalk, der in der That sich die Prädestinationslehre aus germanischem Empfinden zugeeignet hatte, da wurde sie von dem römischen Rechtsgeist ausgestoßen, und dies war auch das Schicksal des Augustinismus: er wurde im ganzen in der abgeschwächten Fassung Gregors des Großen festgehalten.

Nirgends aber strebten das Dogma und die Frömmigkeit so entschieden auseinander, wie in Deutschland, das für die philosophische Behandlung des Glaubens Jahrhunderte lang ohne Empfänglichkeit blieb, aber um so mehr zu einer mystischen Hingabe an Symbole, Weihen und magische Kräfte, an die Heiligen und Märtyrer, an das unbegreifliche Mysterium der jungfräulichen Gottesmutter, an den kämpfenden und erhöhten Christus sich gestimmt fühlte, in Wundergläubigkeit und Askese die Macht der neuen Religion am stärksten empfand und, über der angstvollen Frage nach dem Jenseits grübelnd, von den Problemen nicht des Erkennens, sondern des christlichen Lebens frühzeitig ergriffen wurde. Kein Zweifel, daß das vor allem dem Einfluß des Mönchtums, nicht sowohl seiner thatsächlichen Erscheinung, als seiner Ideen zuzuschreiben ist. Das zeigen wohl am Deutlichsten die selbstquälerischen Bekenntnisse des Ratherius. Ratherius ist vielleicht der interessanteste deutsche Charakterkopf des 10. Jahrhunderts. An seinen Schriften läßt es sich ermessen, wie das Mönchtum im Bunde mit der lateinischen Bildung und dem Studium Augustins das Seelenleben durch die anhaltende Reflexion schon differenziert und die Sensibilität verschärft hat: die Askese, von der der Heliand noch kaum, Otfried nicht eben tief berührt war, ist bei Rather bereits eine ideelle Macht geworden, die besten Köpfe sind wehrlos gegen sie, aber man beobachtet zugleich, von welchen Zuckungen der Psyche, von welchem Widerstreben der natürlichen Sittlichkeitsgefühle ihre Aneignung begleitet war. Auf ähnliche Stimmungen lassen die Aufzeichnungen des Erkenbald von Straßburg schließen, und die Schriften der Hrotsuit offenbaren das wachsende Gewicht der Askese und des Sündengefühles, welche im Verein mit einer schwärmerischen,

mystischen Frömmigkeit schon der Religiosität eines Adalbert von Prag ganz neue, bis dahin unerhörte Töne entlockten, Töne, die auf den phantastischen Kaiserjüngling Otto III. einen bezaubernden Eindruck machten und den Reiz des Nachempfindens in ihm aufweckten. Hatte sich doch die Askese in ihren allerherbsten Formen seit dem 9. Jahrhundert auch in Deutschland eingebürgert, eine immer stärkere Anziehungskraft bewährend. Da gab es fromme Waldbrüder und passive Asketen der Einsamkeit, wandernde und predigende Asketen und Inklusen, die ihr Leben in einer Höhle, einer Klause oder in vermauerter Zelle zubrachten, da begannen schon jene widerlichen Kasteiungen, welche in der Vernachlässigung oder Mißhandlung des Körpers, in dem Versagen von Schlaf, Bad, Waschung, Trank und Speise, im Abscheeren des Haars, in Blutentziehung, Geißelung, Verstümmelung und Versengung, im Panzer- oder Kettentragen, im Auflegen eines nagelgespickten Kreuzes und ähnlichen Quälereien die Heiligung suchten, welche, halbnackt oder in schmutzstarrenden Gewändern zur Weide des Ungeziefers geübt, durch beständiges Kniebeugen, Beten, Psalmensingen und bis zur völligen Erschöpfung wiederholte Muskelanstrengungen eine nervös-ekstatische Überspannung erzeugten, in der sich alsbald gerade das weibliche Geschlecht am fruchtbarsten erweisen sollte. Es war eine excentrische Reaktion der Grundgedanken des Mönchtums gegen seine äußere Erscheinung, denn seit Karl der Große die Mönche zu Kulturträgern, die Klöster zu den eigentlichen Pflanzstätten der Zivilisation gemacht hatte, waren sie mit ihren asketischen Aufgaben in einen zunehmenden Zwiespalt geraten, weil beides unmöglich zu vereinigen war: ein fröhliches Behagen, eine nachsichtige Unbefangenheit der Sitte war in den Klöstern eingezogen; man erkannte die alten Satzungen durchaus an, aber die Gewohnheit heiligte ihre Einschränkungen, und der übliche Durchschnitt asketischer Pflichten blieb immer weiter hinter der alten Regel zurück. Die Einsiedler, die Wanderasketen und die Inklusen erneuerten aber jetzt nicht nur die mönchischen Vorschriften über Fasten, Beten, Singen und Kasteien außerhalb des Klosters, sie trieben diese und ähnliche

Übungen vor allem als freiwillig auferlegte Selbstzucht massivster Art: die Geißelung, das Kettentragen und die anderen körperlichen Disziplinen wurden z. B. in den Klöstern als Teile der Bußzucht geübt, die Asketen aber übten sie aus freien Stücken, sie gesellten zur sinnlichen Askese die geistige, Demut, Schweigen, Dulden, Unterwürfigkeit, Tötung des Willens, und dies alles trieben sie zu einem wetteifernden, sich gegenseitig überbietenden Heroismus empor: sie wollten nicht nur die Last der eignen Sünden, sondern, dem Heiland ähnlich, gleichsam die Sünden der ganzen Welt auf sich nehmen und durch unausgesetztes Leiden, durch Qualen, denen die sündige Natur erliegen mußte, jene zu sühnen trachten. In Italien, wo infolge verheerender Kämpfe und beinahe anarchischer Zustände eine völlige geistige Verarmung und eine leitungslose sittliche Barbarei sich befestigt hatte, in der die Mission des Christentums völlig zu schanden geworden schien, war diese grandiose Askese, der letzte ideelle Hort, welchen man noch besaß, zu einer hinreißenden Mächtigkeit emporgewachsen, sie schritt mit dem Gange eines Triumphators durch das Land, und das Wehen ihres Geistes drang die Alpen hinüber, wo es schon einen vorbereiteten Boden fand. Wer hätte es mit einem Dominikus Loricatus, diesem schauerlichen Helden einer halb rasenden Frömmigkeit, aufnehmen können, der auf dem bloßen Körper beständig einen eisernen Panzer trug, zwei eiserne Gürtel um den Leib, zwei um die Arme, der unter unermüdlichem Fasten, Psalmensingen, Kniebeugen und Geißelschlagen in 6 Tagen 100 Bußjahre, ja selbst in 40 Tagen 1000 Bußjahre abdienen konnte! Und welch eine erstaunliche Menge fanatischer Nacheiferer haben solche Beispiele damals erweckt! Ein Leben einsamer Selbstpeinigung in weltabgeschiedener Klause galt als die höchste erreichbare Form des christlichen Daseins. Zwar wurden wiederholt Versuche gemacht, das unstät umherschweifende Asketentum und das wildwachsende Reklusenwesen einzuschränken, aber wie ein mächtiger Strom schwoll die Bewegung an, Otto III. und Heinrich II. fühlten sich von ihrer Gewalt ergriffen, und schon zu Anfang des 10. Jahrhunderts hielten die Klosterpforten

ihrem Drange nicht mehr Stand: es kam zu einer Reform des Mönchtums, die in den lothringischen Klöstern einsetzte, nach Trier und Köln sich verbreitete und ihre Ausläufer südlich und östlich nach Schwaben, Baiern und Salzburg streckte. Es handelte sich um die Rückkehr zur vollen Strenge der Benediktinerregel und eine verschärfte Askese; ein Aufschwung der asketischen Klosterlitteratur ging ihr zur Seite. Die Bewegung wurde nicht nur von den Kaisern und Fürsten, sondern auch von den Bischöfen, die sogar ihre Leitung in die Hand nahmen, unterstützt; dennoch hatte sie keinen durchgreifenden Erfolg: sie entsprang nicht dem Schoße des Mönchtums selbst, sie wurde ihm von außen aufgedrungen, Bauernsöhne und niedere Kleriker waren unter ihren Führern, während ihr die Klöster in Baiern und Sachsen widerstrebten; andrerseits fehlte es ihr an der straffen Organisation durch eine große Persönlichkeit, und von jeher ist es der deutschen Initiative schwer geworden, ihre kräftig einsetzenden Anläufe planmäßig auszunutzen. So wurde denn die lothringische Reformbewegung rasch überholt von der französischen, welche zudem aus einer ungleich älteren Kirche und damit einer ungleich schwerer empfundenen Demoralisation herauswuchs und die Reaktion der kirchlichen Grundgedanken gegen den infolge der verheerenden Einfälle der Normannen, Mauren und Magyaren und des zerstörenden politischen Übergewichts der Laiengewalten allgemein gewordenen Verfall des religiösen und des wirtschaftlichen Daseins darstellte. Aber damit sollte auch ein neuer Geist über die deutsche Reformbewegung kommen, ein fremder Geist, der wie ein schleichendes Gift in sie eindrang, der ihre Bahnen veränderte und an dem Christentume, das Deutschland gerade jetzt immer empfänglicher zu ergreifen begann, wieder vollends irre zu machen drohte: der Geist des Romanismus.

Romanisch war ja freilich die ganze Kultur, der die Germanen sich hingegeben, romanisch die Kirche, der sie sich verpflichtet hatten. Und indem sie das Christentum in einer Form aufgenommen hatten, die von einer überlegenen Bildung zubereitet war, war eben dadurch der Aneignungstrieb gekräftigt und

die Fähigkeit einer selbständigen Erfassung der neuen Religion langsam herangebildet worden, deren erste Früchte in den christlichen Dichtungen des 9. Jahrhunderts, in der eifrigen kirchlichen Willigkeit und in der zunehmenden Popularität des Mönchtums sichtbar wurden: um 900 zählte man in Deutschland schon mehr als 300 Klöster, von denen etwa der vierte Teil Nonnenklöster waren. Mochten auch in Sitte, Recht, Brauch und Aberglaube die heidnischen Überlieferungen sich zähe behaupten: verheißungsvolle Anfänge zu einer eigentümlich germanischen Auffassung des Christenstandes waren gemacht; man war im Begriff, gerade von der ethischen Seite her dem Verständnis der christlichen Lehre als einer neuen Lebensanschauung näher zu kommen und, wiewohl man den Riß zwischen Askese und Naturalismus schon sehr scharf empfand, doch die Religion als höchsten ideal-sittlichen Faktor in den Fortschritt des natürlichen Kulturlebens einzugliedern. Aber dieser natürliche Gang wurde durch das 11. Jahrhundert jählings unterbrochen, als es auf einmal klar wurde, daß die Kirche nicht bloß die verehrungswürdigste Kulturträgerin, nicht bloß die willig anerkannte Erzieherin zu gefestigten sittlichen, sozialen und wirtschaftlichen Lebensnormen sein wollte, daß sie vielmehr vom Altertum auch eine politische Ideenerbschaft überkommen hatte, deren eigentümlichen Konsequenzen scheinbar durch keine Logik zu entrinnen war, aus der sie ihrerseits Ansprüche entnahm, welche mit den entscheidenden Lebensfragen des Germanentums feindselig zusammenstießen, und welche in diesem Kampfe die eben jetzt zum unverlierbaren Besitze gewordene Religion Christi zu einem Werkzeug weltlicher Herrschaftsgelüste erniedrigten, damit den religiösen Aneignungsprozeß gewaltsam abzubrechen, in verhängnisvolle Bahnen zu drängen drohten und die eigentümlich deutsche Entwicklung vollends dem Kulturzwange des Romanismus auslieferten.

B. Die politisch-hierarchische Epoche.

Wie möchte ichs Alles erzählen, was die Päpste haben Jammer angerichtet mit solcher teuflischen Vermessenheit, Eide und Gelübde zwischen großen Herren zu zerreißen! Daraus sie alles einen Schimpf machen und Geld dazu nehmen.

Luther, An den christlichen Adel deutscher Nation.

Langsam war die eben angedeutete Entwicklung vorbereitet worden. Sie war eine Folge davon, daß das Christentum den Germanen nicht bloß ein ethisch-religiöses, sondern auch ein politisch-soziales Problem auferlegt hatte. Denn die römische Kirche, in der sie es empfingen, war ein auf der Grundlage städtischer Kultur erwachsener Verwaltungsorganismus; und diesen in das schlichte Gefüge der bäuerlichen germanischen Staatsverfassung einzugliedern, war die schwierigste Aufgabe, an der die germanische Staatskunst allmählich erstarken, und um deren Lösung sie sich Jahrhunderte lang mühen sollte. Die folgenreichste Veränderung innerhalb jener Sturm- und Drangepoche einer gallo-fränkischen Mischkultur, welche mit Chlodowechs Bekehrung angebrochen war, war wohl die gewesen, daß das wirtschaftliche Leben vom Niveau der Geldwirtschaft und des Handelsverkehrs wieder auf das der Ackerwirtschaft herabglitt, daß die Kirche gezwungen wurde, sich dieser bäuerlichen Kultur anzubequemen und durch die immer reichlicher ihr zugewandten Schenkungen eine geistliche Amtsaristokratie entwickelte, welche sich neben die fränkische Laienaristokratie mit ihrer rein richterlich-kriegerischen Bildung pflanzte, in der Erfüllung ihrer administrativen Aufgaben rettungslos verweltlichte und mit jener wie mit dem Königtum kraft ihres wachsenden Reichtums in unabsehbare Spannungen geriet. Weil die Kirche in ihrer Episkopal- und Synodalverfassung nach einer monarchischen Spitze verlangte, diese aber zunächst nur in dem fränkischen Königtum besaß, dessen Schutze sie sich vertraut hatte, so unterlag sie anfänglich den Laiengewalten und verlor nahezu den Zusammenhang mit dem übrigen Abendlande, sodaß die moslemische Kultur allmählich vor der christlichen einen ungeheuren Vorsprung gewann. Durch Bonifatius, Pippin

und Karl den Großen wurde die Kirche vorübergehend aus diesem Verfall energisch emporgehoben und in ihrer moralischen wie materiellen Kraft gestärkt. Pippin und Karl behaupteten das unbedingte Übergewicht des Königtums über Laienadel und Kirche zugleich: alle Interessen liefen in dem Einen Mittelpunkte zusammen, den der königliche Hof bildete, die kirchliche und die Laienbildung sollten sich gegenseitig durchdringen und verschmelzen. Aber dieses System war nur auf eine große leitende Persönlichkeit eingestellt, und sobald diese fehlte, strebten seine Glieder wieder auseinander, und die römische Idee vom absolutistischen Universalstaat wich vor den aufstrebenden Stammesgewalten wieder zurück. Die Stammesherzogtümer als die machtvollsten Spitzen der Laienaristokratie wollten auch die Verfügung über die Kirche in ihre Hand bekommen, doch die ottonische Politik, die das Herzogtum zum königlichen Amt herabzudrücken suchte, rettete die Bistümer und Abteien vor der Überwältigung durch die Laienaristokratie, wie sie sich in Frankreich vollzog, und legte den Grund zur Entwicklung eines bischöflichen Territorialfürstentums, welches, zumal die Gefahr der Lehenserblichkeit hier naturgemäß nicht drohte, die kräftigste Stütze des Königtums wurde, und zur Entwicklung einer in sich geschlossenen deutschen Reichskirche. Karl der Große hatte dem Staate durch die Verknüpfung mit der kirchlichen Kultur eine religiöse Aufgabe zugewiesen, Otto der Große machte umgekehrt die Kirche zu einem staatlichen Organ, sie sollte die vornehmste Trägerin der Administration und der Staatslasten sein: zunächst ein Glied der nationalen Verfassung, erst in zweiter Linie ein priesterliches Institut.

Damit war jene oben bezeichnete große Verfassungsfrage gelöst; es waren die verheißungsvollen Anfänge einer gesund realistischen Politik. Aber wenn Ideen mächtiger zu sein pflegen, als Zustände, so vollends Ideen, welche aus einer Kultur von zweifellos höherem Range stammen. So war es hier. Das ottonische System krankte an dem Widerspruch, daß die Bischöfe zugleich deutsche Reichsfürsten und Glieder eines internationalen kirchlichen Verbandes waren, der im römischen Bischof sein natür-

liches Oberhaupt verehrte. Die Logik des Romanismus brauchte nur an diesem Punkte ihre Hebel anzusetzen, so mußte sie das ganze Gebäude ins Wanken bringen. Hatte doch schon Bonifatius den deutschen Klerus für den Papalgedanken zu erwärmen gewußt, hatten doch Pippin und Karl auf der Höhe ihrer Machtstellung dem Papsttum die Hand gereicht, dessen souveräne Ansprüche, alsbald nach Karls Tode sich ungescheut hervorwagend, schon durch Nikolaus I. zu kraftvoller Geltung gelangt waren, hatte doch das römische Ideal der Einen großen Reichskirche durch die barbarischen Reichsteilungen des 9. Jahrhunderts nur eine neue Mächtigkeit gewonnen, und hatte doch vor Allem der Kampf der Kirche mit den rücksichtslosen Laiengewalten schon auf westfränkischem Boden die verwegenen pseudoisidorischen Fälschungen hervorgebracht, die die Selbständigkeit der Bischöfe und die Einheit der Hierarchie gegenüber der Metropolitangewalt und allen laienhaften Ansprüchen und Lokalgewalten teils als einen Akt der Notwehr, teils als eine überspannte Doktrin von der Erhabenheit des geistlichen Standes sicher zu stellen suchten, indem sie gegen die Träger der landeskirchlichen Systeme die absolute Autorität des Papsttums ausspielten. Das politisch ohnmächtige und moralisch verkommene Papsttum des 10. Jahrhunderts war zu hilflos, um sich dieser Lage zu bemächtigen, es gewann diese Initiative erst, als das deutsche Königtum es aus diesem Verfall emporgerichtet hatte. Denn die erhabene Idee des Papsttums überdauerte seine schmählichst entartete Erscheinung, und sobald das Auge der deutschen Könige sich wieder auf Italien zu richten begann, erkannte es auch in der Herstellung seiner preisgegebenen Würdigkeit eine dringlichste Aufgabe. Und das Papsttum, von der hilfreichen Hand der Deutschen wiederum erhöht und gekräftigt, besann sich sofort auf seine altrömische Erbschaft: es begann nunmehr seine Weltherrschaftsdoktrin allmählich in eine reale Größe planvoll umzusetzen.

In vier Akten gleichsam sehen wir dieses Drama verlaufen.

Der erste ist die Klosterreform von Cluny, zunächst nichts anderes, als frühere Reformen auch, eine kirchlich-idealistische

Richtung: strenge Wiederherstellung und Weiterbildung der Benediktiner-Regel, Verschärfung der Disziplin und der Askese, Vertiefung der Frömmigkeit, Steigerung der religiösen Übungen, Verinnerlichung des Christentums, Kampf gegen die Verweltlichung und Trachten nach exemplarischer Lebensführung. Rasch streckte diese Reform über Frankreich, Aquitanien, Italien und Burgund ihre Arme, Cluny wurde zu einer führenden Großmacht, und das Jahr 1000 sah bereits eine großartig entwickelte, streng asketische und nahezu monarchisch geleitete Mönchskirche, welche, der Botmäßigkeit der bischöflichen Hierarchie völlig enthoben, nur dem römischen Papst unterstellt war und schon in England, auch in Spanien, in Deutschland seit der Propaganda durch Wilhelm von Hirschau (seit 1069) wachsenden Anhang gewann. Aber in diese Klosterreform klang stärker und stärker ein fremder Ton hinein, ein neuer Geist begann sich zu regen und führte in den zweiten Akt hinüber: der Romanismus strebte sich in der alten Reinheit wiederherzustellen, die durch den Germanismus augenscheinlich entweiht und entstellt war. Denn wo war das altkirchliche Recht geblieben? war es nicht überall seit der Vorherrschaft der Germanen vor dem nationalen zurückgewichen? wer trug ferner an dem beständigen Zurücksinken der römischen Askese in den Weltsinn, an der abnehmenden Heiligkeit selbst des Mönchsstandes die Schuld, wenn nicht die germanischen Barbaren? war es nicht ihrer gewalthätigen, unerzogenen Selbstzucht zuzuschreiben, daß die kirchlichen Eheverbote, der geistliche Coelibat, die kanonischen Vorschriften über die Bischofswahlen, über Zinsgeschäfte seitens des Klerus u. s. w. fort und fort übertreten wurden, daß vor allem das Kirchen- und Klostergut, ja selbst die Wahl seiner Vorsteher, nicht zur Verfügung dieser Anstalten selbst, sondern der Willkür des zufälligen Grundeigentümers stehen konnten? daß demzufolge eine feste Tradition mönchischen Lebens und somit eine ernsthafte Sittenzucht beinahe zur Unmöglichkeit wurden? Und was war endlich aus der Einen römischen Reichskirche geworden? Ein Nebeneinander geschiedener Landeskirchen, die zum Teil den betreffenden nationalen Laiengewalten rückhaltlos preis-

gegeben waren! — Wie die cluniacensische Frömmigkeit, asketische Disziplin und Mystik ein energisches Wiederaufleben der religiösen Stimmungen und Übungen des hinsiechenden altrömischen Reichs bedeutete, so strebte diese zentralisierte Mönchskirche jetzt weiter nach der Erneuerung des altkirchlichen Rechts, nach Aussonderung aller germanischen Beeinflussungen aus dem Bereiche der römischen Kirche und einer Wiedergewinnung ihrer alten Einheit und Unteilbarkeit unter dem Regiment des Papstes. Demzufolge verband sich die cluniacensische Richtung mit dem pseudoisidorischen Recht, und wenn sich damit einst die Bischöfe gegen die Metropolitangewalt hatten sicher stellen wollen, indem sie sich auf den Papst beriefen, so wurde es jetzt zu einer Waffe gegen die Bischöfe selbst als die Stützen der nationalen Landeskirchen. Nicht nur die neue Frömmigkeit und asketische Sittenstrenge begründete übrigens die ungeheure Popularität der cluniacensischen Bewegung, nicht nur die Überzeugung, daß die Gebete dieser heiligen Mönche vor Gott wohlgefälliger sein mußten, als alle andern, sondern auch der große Aufschwung der Klosterwirtschaft, der mit ihr erfolgte. Und ihr zur Seite ging eine mehr isolierte, aber unendlich inbrünstigere Askese in Italien, eine ähnliche, halb mönchisch, halb klausnerisch geartete asketische Strömung in Deutschland: von unten stiegen diese Bewegungen empor, und von der cluniacensischen war es klar, daß sie darauf ausging, immer weiter aufwärts drängend auch das Haupt der Kirche zu gewinnen.

Jede geistige Macht fordert eine Auseinandersetzung mit den leitenden Institutionen: Staat und Kirche mußten mit dieser asketischen Bewegung notwendig die Fühlung suchen. Damit war der dritte Akt des Dramas gegeben.

War es schon Otto I. klar geworden, daß er der deutschen Bischöfe als der Säulen seines Regimentes nur völlig sicher sein konnte, wenn er auch das Papsttum in seine Gewalt bekam, hatte dann der dritte Otto einen kühnen Schritt weiter gewagt, indem er den großen, wenngleich unausführbaren Gedanken faßte, sich mit der mächtigsten Geistesströmung seines Zeitalters, der asketischen, zu identifizieren und so das Papsttum nicht nur

mit realen, sondern mit den höchsten ideellen Mitteln zu beherrschen, so ergab sich daraus weiterhin folgerichtig der ungeheuerliche Versuch einer Germanisierung des römischen Papsttums: in Gregor V. bestieg zum ersten Male ein Deutscher den päpstlichen Stuhl, unter Heinrich II. und Konrad II. drangen die Reformtendenzen auch in die bischöflichen Kreise, und zahlreiche italienische Bischofsstühle wurden mit deutschen Geistlichen besetzt, Heinrich III. endlich ernannte der Reihe nach vier deutsche Päpste: Clemens II., Damasus II., Leo IX. und Viktor II. Indem das Papsttum sich an die Spitze der Reformpartei schwang, war sein moralisches Ansehen zurückgewonnen: der mönchische Kampf gegen die Simonie und die Priesterehe, sowie die Schöpfung des Kardinalskollegiums, durch welche das Papsttum seiner schmählichen Abhängigkeit von dem römischen Stadtadel entrissen und einer konstitutionellen Monarchie ähnlich wurde, wurden seine neuen Ruhmestitel. Die deutschen Bischöfe irrten jedoch, wenn sie glaubten, gleichwohl die Leitung in der Hand behalten zu können, denn die alten Traditionen Roms waren mächtiger. Mit Leo IX. hatte sich Rom nicht nur die cluniacensischen Anschauungen, sondern auch das pseudoisidorische Recht in seinem vollen Umfange angeeignet und damit eine furchtbare Waffe gewonnen, die sich alsbald gegen die Herrschaft des Kaisertums über die Kirche kehren mußte. Unter Heinrich III. blieb diese Gefahr noch verborgen, wiewohl die deutsche Nationalkirche schon mit Besorgnis der neuen Kräftigung päpstlicher Herrschaftsansprüche zusah. Mit seinem Tode setzte der vierte Akt des großen Dramas ein: das reformierte Papsttum griff über die Unklarheiten der cluniacensischen Kirchenpolitik, welche noch an einem friedlichen Zusammengehen geistlicher und weltlicher Gewalten festhielt, entschlossen hinaus, löste seine Verbindung mit dem Kaisertum, suchte eine neue Stütze in den Mittelmeerstaaten und rüstete sich nunmehr zum Kampfe gegen das Kaisertum und die weltliche Macht, um die äußersten Konsequenzen des cluniacensischen Reformgedankens zu ziehen: Freiheit der Kirche von der Welt oder Weltherrschaft der Kirche. So hieß die Losung des gregoria-

nischen Zeitalters: die deutschen Könige hatten Rom gleichsam in ein deutsches Bistum verwandeln wollen, das gregorianische System suchte im Gegenteil nicht nur das deutsche Reich, nein, „die ganze christliche Welt zur Domäne des italienischen Klerus zu machen.“ Den Deutschen galt es, das Imperium aus der Hand zu reißen, den Germanismus galt es durch den Romanismus niederzuwerfen, und mit vollem Bewußtsein nahm das Papsttum die schrankenlose Machtfülle der altrömischen Kaiser aufs neue für sich in Anspruch.

Die Deutschen hatten also das schimpflich versunkene Papsttum wieder auf eine ehrfurchtheischende Höhe gestellt, die Reform der Kirche schien sein leuchtendes Ehrenschild geworden. Aber mit Entsetzen sollten sie gewahr werden, was hinter diesem Schilde sich lauernd versteckte und nun immer zügelloser hervorbrach: der Fanatismus einer unbegrenzten Herrschsucht, die am Ende alle Ideale des Glaubens und des Handelns, die heiligsten Güter der Religion und der Sittlichkeit zu den Opfern ihrer Unersättlichkeit machen sollte. Ein Ringen begann, in dem die cäsarischen Ideale einer alten Kultur mit den Zuständen und Forderungen einer ihr innerlich widerstrebenden, aber ungleich bewehrten Wirklichkeit zusammenstießen: wie von Fieberschauern wurde Deutschland geschüttelt, und es gährte in seinem Blute wie von einem fremden Gifte. Im Tiefsten gedemüthigt, zerrüttet und siech ging es aus dem Riesenkampfe hervor, aber eine Kulturerrungenschaft von unschätzbarem Werte war ihm zuletzt davon zugefallen: die geistige Freiheit und das Schätzungsvermögen der eigenen eingebornen Kräfte, welche, da sie es als vergeblich erkannt hatten, sich zum Herrn jener fremden Kultur zu machen, wenigstens aufhören wollten, ihre Sklaven zu sein und dieses ihr tiefstes Verlangen Sprache gewinnen hießen in dem zornigen Rufe: „Los von Rom!“

Nicht an die Einzelheiten dieses welthistorischen Kampfes braucht hier erinnert zu werden, es handelt sich allein darum, seine Wirkungen auf das sittlich-religiöse Leben zu erkennen. Und mit Einem Worte lassen diese sich umschreiben.

In der innigen Wechselbeziehung des Ethischen und des Religiösen, in der Lehre vom Sittlichen als dem göttlichen Lebensgesetze hatten die Germanen das Neue des Christentums begriffen: Demut und Herzensreinheit, Verzeihen und Dulden, Friedfertigkeit und brüderliche Liebe waren ihnen als der Inbegriff christlicher Sittlichkeit verständlich geworden, und alle Pflichten der Humanität, die Bande des Blutes und des Treueids hatten von der Religion ihre Weihe empfangen, die natürlichen und die konventionellen Lebensbeziehungen waren ihnen durch die Berührung mit dem Kirchlichen gereinigt und geheiligt worden; von der Kirche war man gewöhnt, nicht nur die Normen des Denkens, sondern auch die höchsten sittlichen Antriebe zu empfangen; und ihre asketische Frömmigkeit, mochte im Einzelnen von der menschlichen Schwäche noch so oft dagegen gefehlt werden, sie war durch die außerordentlichen Willensimpulse, welche von ihr ausgingen, und durch die vorbildliche Teilnahme der leitenden Kreise eine ideelle Macht geworden, in der das sittliche Gesamtbewußtsein gleichsam verankert lag. Diese Sittlichkeit des Christentums war allerdings noch als ein Menschenkräfte nahezu übersteigendes Ideal anzusehen, weil der eigenständige, selbstverantwortliche Innenmensch, den es bereits voraussetzt, vom Mittelalter noch garnicht entdeckt war und somit seine moralische und religiöse Haltung, noch des persönlichen Hauchs entbehrend, etwas äußerlich Angeschautes, starr Konventionelles und rechtlich Umschriebenes hatte. In der gesamten Litteratur ist es z. B. höchst merkwürdig zu beobachten, wie Verrat, Lüge, Treubruch, Hinterlist, Meineid und Betrug nicht als verabscheuenswerte Handlungen an sich beurteilt werden, sondern nur insofern sie im Dienste eines verabscheuenswerten Zweckes erscheinen, während der gute Zweck durchweg auch die Mittel heiligen und Verrat oder Lüge sogar zu ehrenvollen Handlungen stempeln kann. Man fühlte sich weniger durch den Inhalt, als durch die Form eines geleisteten Eides gebunden und glaubte der Rache Gottes oder der Heiligen, bei denen man geschworen, auch dann zu entgehen, wenn man ihn etwa

nur nach dem Buchstaben erfüllte, aber seinen eigentlichen Sinn umging. Und das unbeirrte Festhalten der Mannentreue konnte überall ein Verhalten rechtfertigen, welches doch objektiv als ein unsittliches anzusehen war. Aber eben diese objektiven Sittlichkeitsbegriffe in das germanische Bewußtsein eingeführt zu haben, war ja der ungeheure Erfolg des Christentums: Meineid und Lüge, Verrat und Trug, Treubruch und Hochmut, Habgier, Haß und Heuchelei sind Laster, sündige Übertretungen des göttlichen Gesetzes unter allen Umständen, gleichviel wie man sie motivieren mag; und wer sich mit dem Munde zu den Geboten Gottes bekennt, der soll ihnen auch uneingeschränkt nachleben, denn nicht den Menschen, sondern Gott gefallen ist das Ziel. Auch diese Anschauungen sehen wir in der Litteratur eine wachsende Geltung gewinnen, das Verständnis für den objektiven Wert der sittlichen Begriffe, als der gottgestifteten, in beständigem Ansteigen und somit für eine neu sich bildende Würdigung der moralischen Verantwortlichkeit, der sittlichen Selbstzucht, des Gewissens schon die Bahn bereitet. Aber gerade auf diesen Kernpunkt germanischen Christentums, wo Religion und Sittlichkeit sich begegneten, traf der furchtbare Stoß jenes weltgeschichtlichen Kampfes, der seine Widerstandskräftigkeit einer ungeheuren Prüfung unterzog, eine Verwirrung aller Werte zur Folge hatte, die Grundmauern des Daseins ins Wanken brachte und am Ende durch die allgemeine Steigerung der Leidenschaften eine immer bedrohlicher anwachsende Reaktion entfesselte, welche nicht nur die Existenz der Kirche, selbst des Christentums, ja der ganzen Kultur in Frage zu stellen schien. Von Rom kam jener furchtbare Stoß, und so lange die Reihe seiner Wirkungen dauern mochte, keine davon vergleicht sich mit der erschütternden Wucht der ersten: dem Bannfluch Gregors über Heinrich IV.

In einer Zeit, die mühsam mit der Aneignung neuer sittlicher Lebensanschauungen rang wie eine plötzlich hereinbrechende Flut diese Verwirrung aller sittlichen Begriffe: es war ein Fluch für ganz Deutschland! Treulosigkeit und Meineid sind ja sündig, sind Beleidigungen Gottes. Allen Deutschen wird jedoch plötz-

lich auferlegt, ihrem König den Eid zu brechen. Der Befehl kommt vom Papst; was der Papst befiehlt, ist göttliches Gebot. Aber kann denn der göttliche Wille sich selber widersprechen? Und der gebannte König, bleibt er nicht dennoch der König? Wer ist nun der Meineidige? der dem König die Treue hält, oder der sie ihm bricht? Und wenn man den offenen Verrat durch Berufung auf das Haupt der christlichen Kirche decken kann, wenn Meineid nicht mehr Meineid, Sünde nicht mehr Sünde ist, wo bleibt da noch Halt und Richtung, wo Rettung vor bohrenden Zweifeln, vergiftetem Vertrauen und einer uferlosen Zwietracht? „Sehet, welch eine Verwirrung aller Dinge!" heißt es in einem leidenschaftlichen Briefe der Sachsen an Gregor, in dem sich die ganze ungeheure Erregung über den Bannfluch malt. Und wie lange zitterte sie nach! Mehr als zwei Menschenalter später schrieb der Bischof Otto von Freising die gramvollen Worte: „Ich lese wieder und wieder die Thaten der römischen Kaiser und Könige, und nirgends finde ich, daß irgend einer von diesen vom römischen Bischof gebannt oder des Reichs beraubt worden sei", und vom mönchischen Pessimismus überwältigt, überließ er sich der Betrachtung der Ereignisse, welche durch die Erhöhung der Kirche, und den Fall des Reichs, „durch das Niedergehen der irdischen Dinge und das Aufsteigen der geistlichen Kräfte das Gefühl der Weltverachtung hervorbringen". Wie großes Unheil aber daraus folgte, wie viele Kriege, Spaltungen, Gefahren für Leib und Seele, das zu berichten, sträubte sich sein Griffel. Gegenkönige befehdeten sich in Deutschland, Gegenpäpste in Italien, Bürgerkriege zerfleischten das Reich, und das Entsetzliche geschah, daß „gegen das Gesetz der Natur der Sohn (Heinrich V.) gegen den Vater sich erhob, gegen die Regel der Gerechtigkeit der Vassall den König, der Knecht seinen Herrn zu bekämpfen sich rüstete, der Bruder gegen den Bruder, der Blutsverwandte gegen den Blutsverwandten zu Felde stand und daran dachte, das Blut des eigenen leiblichen Blutsverwandten zu vergießen." „Dies", heißt es in den Jahrbüchern von Pöhlde, „hat das Reich nimmermehr verwunden; es war

offenbar wider Gott, der selber gebot und mit seiner Hand schrieb: ‚Ehre deinen Vater, damit du lange lebest auf Erden!‘ Es war auch ein böses Beispiel für die Kinder gegen die Väter.“

Es war der erste praktische Triumph der asketisch-metaphysischen Sittlichkeit der Kirche über das natürliche Recht der selbstgewachsenen Daseinsordnungen; er schnitt wie ein ungeheurer Riß durch alle Lebensbeziehungen hindurch, und unter dem Übergewicht der kirchlichen Ideen vermochte man sich sogar einzureden, daß dieser unselige Riß eine Notwendigkeit sei. Alles schien ins Wanken gekommen. In jeder Diözese wurde der Kampf zwischen Kirche und Reich ausgefochten, überall stand ein kaiserlicher Bischof einem päpstlichen gegenüber, die Stützen der monarchischen Gewalt begannen zu stürzen; und indem in Italien wie in Deutschland Laientum und Proletariat gegen die königstreuen Bischöfe aufgehetzt und ihnen offene Auflehnung gegen das Reich gepredigt wurde, was schon Männer wie Sigebert von Gembloux zu bittrer Rüge aufrief, wurde die Revolution durch das Papsttum geradezu sanktioniert, die Leidenschaften der Führenden wie der Masse freventlich aufgestachelt und ein Gift des Mißtrauens und der Zwietracht verbreitet, welches nicht nur das sittliche, auch das religiöse Leben krank machte, das natürliche Gefühl der Verantwortlichkeit auslöschte und die nackte Roheit der robusten Selbstsucht ihre rücksichtslosen Triumphe feiern ließ. Fast alle Parteiungen und Gegensätze, alle egoistischen Strebungen, die die deutsche Geschichte der nächsten Jahrhunderte beherrschten, begannen sich schon bedrohlich zu regen: die revolutionäre Politik der Fürsten, der Partikularismus, die Gegensätze von niederm und höherm Adel, niederm und höherm Klerus, von Bürgertum und Fürstentum, Klerus und Laienschaft, selbst das Bauerntum wurde als politischer Faktor bereits sichtbar, und die wilde Erregung, die der Investiturstreit hervorrief, hatte in der eminent sozialen und wirtschaftlichen Krisis, von der er begleitet war, vielleicht ihren stärksten Grund. Indem aber die gregorianischen Ideen immer breiter in Deutschland Fuß faßten, wuchs auch immer gefährlicher die Bedeutung jenes außerdeutschen

Stützpunktes, an dem alle centrifugalen Tendenzen der Folgezeit ihren verhängnisvollen Rückhalt finden sollten: die Klöster, die sich der bischöflichen Aufsicht, die Bischöfe, die sich der erzbischöflichen und der königlichen Gewalt entziehen wollten, der fürstliche Egoismus und alle selbstischen Regungen suchten und fanden Fühlung mit dem Papsttum, dessen immer klarer hervortretende Devise ‚divide et impera' auf ein beständiges Schüren der inneren Zwietracht, auf eine geflissentliche Steigerung aller partikularen Gegensätze und auf ein planmäßiges Zerreiben aller entgegenstehenden starken Centralgewalten gerichtet war. Um so höher nahm das cäsarische Ideal des Romanismus seinen Siegesflug: Aufrichtung des irdischen Gottesstaates unter dem Weltregiment des Papstes. Das 12. Jahrhundert sah die Umwandlung des römischen Bistums in die römische Kurie, seiner moralisch-theologischen Autorität in eine juristisch-politische, ausgerüstet mit dem ganzen Apparat eines schrankenlosen Despotismus. „In früheren Zeiten", sagt Döllinger, „hatten die Männer, welche zunächst und vorzugsweise für den Gottesdienst in Rom und die römische Kirche angestellt waren, auch nebenbei die durch die höhere Stellung derselben notwendig gewordenen Geschäfte besorgt. Wichtiges wurde auf Synoden mit Zuziehung der Provinzialbischöfe entschieden, und so ein beschränkter Kreis von Geschäften und Ausfertigungen, wie man ihn noch im Anfang des 8. Jahrhunderts aus der offiziellen römischen Formelsammlung, dem Liber Diurnus, erkennt, bedurfte nur weniger Personen. Wie ganz anders war dies seit dem Wormser Konkordat vom Jahre 1122 und noch mehr seit Gratian geworden! Vor der überwältigenden Masse der Geschäfte, Prozesse, Gnaden, Indulgenzen und Absolutionen, der bis in die entlegensten Gegenden von Europa, bis nach Asien hin gerichteten Befehle und Entscheidungen, verschwanden die Funktionen des lokalen Kirchendienstes und wurde eine Schar von mehreren hundert Personen erforderlich, deren Heimat die Kurie, deren Ehrgeiz ein höherer Rang in ihr, deren Streben finanzielle Ausbeutung der Geschäfte, Vervielfältigung der Taxen und Steigerung des für sie und die stets bedürftige päpstliche

Kasse sich ergebenden Gewinnes war. Völlig gesichert und unantastbar gemacht durch die Macht, in deren Dienste sie standen, kümmerten sich die Beamten der Kurie nicht um den Haß und Hohn der ihnen zinsbar gewordenen Welt. Oderint, dum metuant."

Daß mit dieser politischen Wendung der Hierarchie die Notwendigkeit gegeben war, nicht die Theologie, sondern das Recht zur Grundlage der päpstlichen Machtstellung zu machen, wurde allerdings von den Einsichtigen mit Bitterkeit bemerkt, aber durch welche Mittel dieses kirchliche Recht sich konsolidierte, auf wieviel verwegenen Geschichtsfälschungen, untergeschobenen Urkunden, juristischen Fiktionen und dreisten Verdrehungen des Bibeltextes es sich aufbaute, das blieb einstweilen allen verborgen. Indessen was man mit wachsendem Schmerz und am Ende mit grimmiger Verzweiflung selbst sah und selbst fühlte, alle Tage und aller Orten, das war der unaufhaltsame Fortgang eines ungeheuren sittlichen und religiösen Zersetzungsprozesses, der von der Kurie seinen Ausgang nehmend alle Glieder der Hierarchie wie eine Seuche ergriff, von hier auch der Laienwelt sich mitteilte, das Leben der Christenheit zu vergiften drohte und überall an dem Mark der alten Daseinsformen zehrte. In das ottonische System, auf dem zwei Jahrhunderte lang die Machtstellung Deutschlands beruht hatte, war durch den Investiturstreit eine heillose Bresche geschlagen: der innige Zusammenhang von Königtum und Bistum war zerrissen; statt dessen trat dem Königtum in dem Fürstentum eine konkurrierende Macht entgegen, mit der es fortan sich in die Leitung des Reichs zu teilen hatte. Als das Königtum aufs neue gegen die fürstlichen Ansprüche sich auf die Bischöfe zu stützen versuchte, mußte es erfahren, daß diese Stütze sich inzwischen verwandelt hatte, und der staufische Versuch, die alte Verbindung zwischen Königtum und Bistum noch einmal herzustellen, brachte es nur noch zu vorübergehenden Erfolgen. Der Klerus muß ja dem Reiche feindlich sein, hatte schon Gerhoh von Reichersberg gesagt, denn er darf den Druck der Laiengewalten nicht empfinden, und deshalb sind ihm kleine schwache Fürsten-

tümer dienlicher, als große Reiche. Die Verfassung des Reichs war schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts so zerbröckelt, daß ein gemeinsames Interesse an seinem Schicksal kaum noch aufzubringen war und seine Krone an den Meistbietenden verschachert werden konnte. Jedoch tiefer, als der politische Verfall, tiefer als die endlosen Kämpfe um den Besitz Italiens und die riesigen Opfer, die die kaiserliche Universalpolitik in ihrem Ringen mit dem Papsttum erheischte, tiefer ging die Schädigung des religiösen Lebens, die aus der päpstlichen Untergrabung der alten Kirchenverfassung entsprang. Diese war unentwegt auf die Zertrümmerung der landeskirchlichen Systeme gerichtet, auf die Vernichtung der Metropolitangewalten und die ausschließliche Unterjochung aller Nationalkirchen unter die absolute Monarchie des römischen Bischofs. Sie gelang vor allem durch die Entsendung päpstlicher Legaten, die mit Bann und Interdikt, mit allen päpstlichen Machtmitteln schrankenlos ausgerüstet, die Kirchen visitierten, Synoden erzwangen, Bischöfe suspendirten und absetzten, das Band zwischen Bischof und Diözese willkürlich zerschnitten, Verordnungen erließen, Recht sprachen, die lokalen Widerstände überall zu brechen suchten und beträchtliche Geldmengen nach Rom abführten: wie einen Hagelschlag oder die Pest fürchtete man diese Gesandten der Kurie. Sie gelang ferner durch die päpstliche Initiative bei den Bischofswahlen und der Besetzung der übrigen geistlichen Stellen, durch den Gehorsamseid, welcher allen in Rom geweihten Bischöfen vom Papst auferlegt wurde, durch den Anspruch, welcher die Gerichtsbarkeit der Bischöfe durchbrach, daß in allen Rechtssachen an das Forum des Papstes appelliert werden konnte als den obersten Gesetzgeber der Christenheit, der zugleich von allen kirchlichen und göttlichen Satzungen nach Gefallen dispensieren konnte, durch die Befreiung des Klerus ferner vom bürgerlichen Gericht und seine Herauslösung aus dem Unterthanenverband, durch die grausame Gesetzgebung der Inquisition gegen die Abweichungen vom kirchlichen Glauben, die alle gesunden Rechtsanschauungen, ja die natürlichen Beziehungen zwischen Kindern und Eltern, Brüdern

und Blutsverwandten vergiftete, und durch die Exemption ganzer Klöster und Orden aus der Diözesangewalt. Namentlich gegenüber den Privilegien der Bettelorden, welche Kirchen innerhalb der Kirche bildeten, der Litteratur, der Kanzeln und Lehrstühle sich bemächtigten, Absolution erteilten, ja selbst den Kirchenbann und die Inquisition übten und keinem als dem Papste verpflichtet waren, wurden Weltpriester und Pfarrer immer ohnmächtiger, der Diözesan- und Pfarrklerus verlor die Lust und die Fähigkeit der Seelsorge, je mehr er deren Aufgaben durch jene Orden durchkreuzt und die Achtung des Volkes vor seinen rechtmäßigen Geistlichen geschmälert sah. In jedem Sprengel wurde dieser geistliche Kleinkrieg geführt, ein Kampf Aller gegen Alle, dessen Wirkungen bis in das letzte Bauernhaus fühlbar wurden, und in dem der Pfarrklerus überall der unterliegende Teil blieb.

Auf allen Punkten nahm die Kurie so die Erbschaft aller ehemaligen Autoritäten und Institutionen der Kirche für sich allein in Anspruch, von den königlichen Rechten abwärts bis zu denen der Synoden, der Metropoliten, der Bischöfe, der Einzelkirchen, Klöster und Pfarreien. Allenthalben wurde über oder neben jeder Partikularmacht die päpstliche Omnipotenz nachdrücklich zur Geltung gebracht, die Universalität der römischen Kirche über allen nationalen und territorialen Trennungen befestigt, selbst die Entscheidung über Lokalfragen mit unzulänglicher Kenntnis ihrer besondern Verhältnisse von einer fernen Centrale her erteilt und somit durch die Behauptung der schrankenlosen Souveränetät des unfehlbaren und heiligen Universalbischofs ein Machttitel aufgerichtet, an dem jede Durchbrechung der herkömmlichen Rechte und jede Willkür des Eigennutzes unter Umständen ihr Recht erweisen konnte. Eine Fülle zerstörender und zersetzender Kräfte hat das Papsttum in die Welt geleitet, aber nirgends, selbst im Zeitalter eines Innocenz III. nicht, sein Ziel rein verwirklichen können. Das Ideal des christlichen Gottesstaates, in dem alle Reiche unter dem Szepter der Kirche sich vereinigen sollten, blieb eine utopische Doktrin, die bei aller Starrheit ihrer unbeirrbaren

Logik und bei allem Fanatismus ihrer unerbittlichen Konsequenzmacherei dennoch die natürlichen Widerstände der vielfältig differenzierten Kulturen ihres ungeheuren Machtbereichs nicht zu bezwingen vermochte, die vielmehr Roms weltliche Machtstellung nur behaupten konnte, indem sie alle vorhandenen Gegensätze nach Möglichkeit verschärfte, die Leidenschaften schürte, die egoistischen Zwecke der Parteiungen und die niederen Instinkte der Massen in ihre Dienste nahm, die moralischen Machtmittel ihrer religiösen Autorität als politische Trümpfe ausspielte, wodurch sie immer mehr an Nachdruck einbüßen mußten, mit Bann und Interdikt, Kreuzzügen und Ketzerprozessen, Scheiterhaufen und Blutströmen ihre Zerstörungen ins Werk setzte, das gewaltigste Reich des europäischen Westens zusamt seiner Kirche in seinen Grundlagen unterwühlte und einem langsamen Verfalle preisgab, ohne doch auf den Trümmern solcher Vernichtungsarbeit eine positive Schöpfung von dauerndem Werte aufrichten zu können. Eine geistige Macht, die asketische Reformbewegung des 10. und 11. Jahrhunderts hatte das Papsttum emporgetragen; sobald aber seine Wendung zum altrömischen Cäsarenideal erfolgt war, wurden auch die hoheitsvollen Reformgedanken naturgemäß zu politischen Mitteln herabgedrückt, die man nach Gutdünken geltend machte, während man anderseits alle geistlichen Dinge, Pfründen und Sakramente als Finanzquellen brauchen lernte und eine schamlose Simoniewirtschaft zu treiben begann. Im Jahre 1216 schrieb Jakob von Vitry, der kirchliche Geist sei aus der Kurie entwichen, und so sei man dort mit Weltlichem, mit Politik, Hader und Prozessen beschäftigt, daß von geistlichen Dingen auch nicht einmal geredet werden dürfte. Als Johann von Parma zum Kardinal gemacht werden sollte, wies er das zurück mit der Begründung, daß die römische Kurie sich allein mit Kriegen und Gaukelwerk befasse, aber um das Heil der Seelen sich nicht kümmere; Papst Nicolaus III. aber konnte ihm nur mit einem resignierten Seufzer antworten. Doch vom Haupte der Kirche griff die Krankheit eben auch auf ihre Glieder über: die Simonie, Bestechlichkeit und Unsittlichkeit, wie sie in Rom geübt wurde, diente allen ge-

wissenlosen Klerikern zur Beschönigung des eigenen lasterhaften Wandels, eine grenzenlose sittliche Fäulnis schien von oben her die entartete Kirche zu durchdringen, und die gesamte geistliche und weltliche Litteratur begann seit der Mitte des 12. Jahrhunderts die römische Kurie und die Verderbtheit der Kleriker mit wachsender Erbitterung und leidenschaftlichen Schmähungen zu befehden. Konnte doch schon um 1170 die heilige Hildegard von Bingen von den Päpsten die merkwürdige Weissagung ausgehen lassen: „Gleich reißenden Tieren fangen sie uns mit ihrer Löse- und Bindegewalt; durch sie welkt die ganze Kirche dahin. Die Reiche der Welt wollen sie sich unterwerfen, aber die Völker werden sich gegen sie und den allzu reich und üppig gewordenen Klerus erheben und ihn auf das richtige Maß des Besitzes zurückführen. Die Hoheit der Päpste aber, bei denen keine Religion mehr wahrgenommen wird, werden die Menschen verkleinern; nur Rom und ein geringes um Rom herum liegendes Gebiet wird man dem Papste noch lassen, teils infolge von Kriegen, teils infolge gemeinschaftlicher Übereinkunft der Staaten.“ Und immer feierlicher und schrecklicher wurden solche Prophezeiungen, selbst Kardinäle und Bischöfe nahmen sie gelegentlich in den Mund. In Italien wurde das Verderben am Eindringlichsten empfunden, und gerade die Augenzeugen brachten immer die stärksten Schilderungen mit, selbst strenge theoretische Parteigänger des Papsttums, wie Bonaventura und Pelayo, fanden in ihm die feile Buhlerin der Apokalypse wieder, die mit dem Wein ihrer Hurerei Fürsten und Völker trunken mache, die Verführerin der Christen, die Pest des menschlichen Geschlechtes, die nicht nur den Klerus, auch die Laien verderbe. Ja, die Päpste selbst fühlten bisweilen den Fluch ihrer Stellung und den unentrinnbaren Druck ihrer unseligen römischen Erbschaft: Hadrian IV. erklärte, es gebe keinen elenderen Stand, als den des Papstes, sein Lebensglück sei nichts als Bitterkeit; Nikolaus V. stimmte noch schmerzlicher die gleiche Klage an, und Marcellus II. konnte einmal angstvoll ausrufen: „Ich sehe nicht, wie ein Papst selig werden könne!“

Nahezu drei Jahrhunderte — eine unendliche Zeit! — lastete

die Verzweiflung über diese Korruption der Kirche auf Europa, eine furchtbare Frage, weil keine Lösung möglich schien. Man sah das Kaisertum langsam verbluten, die Feindschaft zwischen Laien und Klerikern immer bedrohlicher wachsen, die Religiosität verfallen; denn wiewohl die Päpste selbst erkannten, daß die Interdikte, d. h. die strafenden Einstellungen des öffentlichen Gottesdienstes, der Sakramentsverwaltung, der Einsegnung der Ehen und des kirchlichen Begräbnisses, die Gottlosigkeit und die Häresie überall beförderten, so haben sie dennoch diese furchtbare Waffe immer häufiger angewandt; und im Jahre 1327 konnte der Venetianer Sanuto berechnen, daß jetzt etwa die Hälfte der Christenheit exkommuniziert sei, darunter die ergebensten Diener der Kirche. Was fruchteten einer so unaufhaltsamen Entwicklung gegenüber die Drohungen und Warnungen einzelner erleuchteter Geister, die mit voller Klarheit erkannten, daß die Umwandlung der römischen Kirche zu einer juristisch-politischen Finanzmacht die Wurzel alles religiösen Übels sei? Wie die mönchische Reformbewegung, die das Papsttum emporgehoben, vor ihrer eigenen Wendung auf die politische Hierarchie erschrocken ist, das läßt sich schon im 11. Jahrhundert an dem ausgeprägten Gegensatz des fanatischen Kirchenfürsten Hildebrand und des schwärmerischen Einsiedlers Petrus Damiani lehrreich beobachten. Damiani war ganz durchdrungen von dem Gedanken des Augustinischen Gottesstaates und der päpstlichen Weltherrschaft, aber zugleich von den Idealen des apostolischen Lebens, und so trat er allerdings in den Dienst des Papsttums, aber er träumte eine Aufrichtung des Gottesstaates im Einklang mit dem Kaisertum durch die Mittel des Friedens und die seelenbezwingende Heiligkeit geistlichen Wandels; darum bemerkte er mit Schmerz das unmönchische Gebahren der Kleriker, das kriegerische, weltliche Wesen der Bischöfe, die Vernachlässigung der heiligen Schriften und der geistlichen Dinge und das unchristliche Durcheinander von Streitsachen und Beleidigungen, politischen Intriguen und Waffenklirren im Schoße der heiligen römischen Kirche. Dieser Gegensatz zwischen Kurialismus und Reformpartei blieb typisch: aus

ihm ist jener merkwürdige Vertrag vom Februar 1111 zwischen Paschalis II. und König Heinrich V. zu verstehen, nach dem die deutsche Kirche sich des größten Teiles ihres Besitzstandes entäußern und alles seit Karl dem Großen empfangene Reichsgut zurückerstatten sollte. Der Vertrag kam nicht zu stande, ein Sturm erhob sich dagegen, denn das hieß in der That Unmögliches verlangen, einen Zustand, in dem gerade Deutschlands Stärke begründet lag, mit einem Federstrich aufopfern. Aber die ideale Forderung, welche er einschloß: Besitzlosigkeit des Klerus, blieb lebendig und fand immer beredtere Wortführer. Und jener typische Gegensatz gewann im 12. Jahrhundert eine neue machtvolle Prägung in dem Verhältnis des heiligen Bernhard zum Papsttum, der von dem Ideal der Weltkirche und des absoluten Papstregimentes allerdings ganz erfüllt war, aber die Berechtigung der römischen Kirche zur Lenkung des Gottesstaates nur in ihrem apostolischen Ursprung und demzufolge in einem wahrhaft apostolischen Leben sah, dem die Kirche seiner Zeit nur zu sehr entfremdet war. Indessen wenn die überragende Persönlichkeit dieses Heiligen in der That durch ihre moralische Wucht eine Zeit lang die Kirche und das Papsttum regierte, auch sie hat die kurialistische Entwicklung nicht hemmen können; vielmehr war es schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts klar, daß die Wege der religiösen und der hierarchischen Tendenzen auseinandergingen, daß das Papsttum aufgehört hatte, in dem Fortschritt der religiösen Ideen des Abendlandes eine führende Stellung zu behaupten. Über diesen Zustand, der, wie verständlich er der geschichtlichen Betrachtung ist, ebenso unerhört und unnatürlich sich den Zeitgenossen darstellte, konnte sich schon damals Niemand mehr täuschen, aber so unerträglich er lasten mochte, so schreiend tausendstimmige Anklagen sich erheben konnten, was wollte man mit der bloßen Leidenschaft der Gefühle ausrichten gegen die Thatsache, daß das Papsttum als solches auf göttlicher Einsetzung beruhe, daß es demzufolge eine geheiligte Institution und Keinem auf Erden verantwortlich sei? was gegen eine mehr denn tausendjährige Tradition, was gegen ein fest

kodifiziertes Kirchenrecht, was gegen die überwältigenden Lehrgebäude der theologischen Wissenschaft?

Die erhabene Idee des römischen Papsttums, seiner Heiligkeit und Unfehlbarkeit, wurde ein tröstendes Asyl für alle Zweifler, die das Grübeln gern verlernt hätten. Andre, die den ungeheuren Krebsschaden allzu schneidend empfanden, wurden an jenem göttlichen Charakter irre und bekamen eine Ahnung davon, daß sich zu irgend einer Zeit einmal in Rom eine verderbliche Umwälzung vollzogen haben müsse. Aus dem gräulichen Schisma, welches im 14. Jahrhundert die Kirche in zwei, ja zeitweise in drei sich gegenseitig verfluchende Obedienzen zerriß und infolge der wetteifernden Geldspekulationen der wetteifernden Kurien mit Stellenhandel und Ablässen die kirchlichen Mißbräuche immer schamloser in die Höhe trieb, schwang sich endlich der befreiende Gedanke empor, daß jene Umwälzung, die die Erniedrigung und den Verfall der christlichen Kirche verschuldet habe, in dem gregorianischen Kurialsysteme liegen müsse und daß die Rettung nur von dem alten System des bischöflichen Regiments zu hoffen sei. Es war der Gedanke, der die großen Reformkonzilien des 15. Jahrhunderts ins Leben rief. Aber diese so hoffnungsvoll einsetzende Bewegung, eine großartige Demonstration des genossenschaftlichen Geistes, der auch den Episkopat erfaßte, war schon nach fünfzig Jahren als gescheitert anzusehen, die päpstliche Politik wußte ihre Errungenschaften wieder zu nichte zu machen, und ihre Summe wurde treffend von dem Abte Jakob von Junterburg gezogen: „Es ist mir kaum glaublich, daß es zu einer Verbesserung der Kirche kommt; denn da müßte erst der römische Hof reformiert werden, und wie schwer dies sei, zeigt der gegenwärtige Lauf der Dinge. Ist doch keine Nation, welche der Reform der Kirche so heftig widerstrebt, wie die italienische, der sich dann alle, welche sie zu fürchten hätten, anschließen.“ „Da muß Gott selbst helfen, auf einem uns unbekannten Wege“, meinte ein Dominikaner um 1484. Die Reformkonzilien waren in der That redliche, in gewissem Sinne sogar großartige Anstrengungen zur Rettung der Kirche, aber das Volk stand nicht

hinter ihnen: sie waren eine Angelegenheit der oberen Stände, deren Egoismus sich nicht einmal einigen konnte, die Massen blieben dagegen gleichgiltig. Was kümmerten das Volk diese Verhandlungen über die Verfassung der Kirche? Ihm war das Papsttum eine geheimnisvolle, gottgestiftete Macht, fern im heiligen Rom, die ehrfurchtgebietende Statthalterin Gottes auf Erden, an der man nicht viel deutete und grübelte. Aber was man am gegenwärtigen Tage mit Händen griff, was man mit Ingrimm, mit Haß und Verachtung immer unerträglicher empfand, das war das schamlose weltliche Treiben der Kirche, die Habgier, der Eigennutz, die Sittenlosigkeit ihrer Glieder, ihre heuchlerische Frömmigkeit, ihr sträflicher Abfall vom wahrhaft christlichen Leben und doch ihr grenzenloser Hochmut, ihr Pochen auf die Vorrechte geistlichen Standes, auf seinen gottgewollten Vorrang gegenüber der Laienwelt.

Und eben über diese morsch gewordenen Vorurteile war eine siegreiche Entwicklung längst hinausgeschritten, längst hatte die Laienwelt ihre geistige Mündigkeit gegenüber dem Bildungsdünkel der Klerikalen erkämpft: seit dem 12. Jahrhundert hatte jene kraftvoll aufstrebende Laienkultur ihren Eroberungszug begonnen, die in ihrer überwiegend materiellen Prägung die höheren Schichten der Gesellschaft von der einseitigen Überspannung der religiösen Ideen löste, eine Fülle neuer Strebungen, Stimmungen, Aufgaben und Ziele zeitigend, die ein Zusammengehen der einzelnen Kulturmächte und vielfältigen Persönlichkeitstriebe unter der Herrschaft des kirchlichen Gedankens einfach zur Unmöglichkeit machten. Der grausam ernüchternde Ausgang des zweiten Kreuzzuges hatte hier den entscheidenden Wendepunkt bedeutet. Das Papsttum hatte seitdem die religiöse Führung, wenn nicht in der Praxis, so doch im Bewußtsein mindestens der oberen Schichten der Nationen verloren, das Kaisertum seine theokratischen Anwandlungen überwunden; man lernte einsehen, daß religiöse und politische Fragen getrennt und unter durchaus verschiedenem Gesichtspunkt behandelt werden müssen, ja man lernte vom Papsttum selbst das Religiöse nach politischen Maximen

behandeln, und die Grundlagen einer neuen Gesellschaft bildeten sich aus, deren Ideale nicht sowohl asketischer, als eudämonistischer Art mit der Phraseologie der Kirche auch nicht mehr umschrieben werden konnten, vielmehr einen neuen Schatz sittlicher, rechtlicher und ästhetischer Begriffe erzeugen halfen, vor dem die mönchischen Begriffsbildungen der kirchlichen Ethik allmählich nach unten zurückwichen. In den höheren Gesellschaftsschichten aber ließ sich eine aus veränderten Lebensgefühlen erwachsene, von moslemischer Aufklärung befruchtete und mit religiösem Freidenkertum geparte weltlich-ästhetische Kultur nieder, welche den Wert des Menschen nicht mehr nach seinem Bekenntnis oder nach asketischem Verdienst berechnete, sondern nach seinem Handeln und der Beharrlichkeit seiner sittlichen Überzeugungen, welche ferner den neuen Begriff der staete oder des Charakters schuf, d. h. der von auferlegten Satzungen oder fremder Bevormundung unbeeinflußten Treue des Menschen gegen sich selbst; welche, von bernhardinischem Geiste und dem ernsten Sündengefühle eines Anselm von Canterbury berührt, nicht mehr die niedern, sondern die höhern, geistigen Formen der Askese: Entsagung und Demut, Geduld und opferwillige Liebe als die christlichen Lebenspflichten würdigte, die Religion aus der Sphäre der Satzungen, Übungen und Bußleistungen in die des gottinnigen Gefühles, der Gottesminne, der herzbewegenden und eben dadurch zu innerer Umkehr anleitenden Kontemplation des leidenden Christus und seiner holdseligen jungfräulichen Mutter hinüberpflanzte; welche in dieser Einen großen Leidenschaft der Gottesliebe alle übrigen untersinken ließ, von hier aus bereits zu ergreifenden Gemütstönen vordrang, zu einer für alle inneren Vorgänge, für Farbe, Form und Klang ungleich empfänglicheren Sensibilität der gestaltenden Phantasie; welche, dem Verständig-Dogmatischen und Politisch-Hierarchischen abgewendet, die Religion als Herzenssache zu empfinden begann, als individuelle Lebensmacht, als den tiefsten Kernpunkt und den innersten Adel der Persönlichkeit, und welche demzufolge, obwohl sie nicht im stande war, von der asketischen Metaphysik her zu ihrer neuen

weltlich-konventionellen Sittlichkeit hinüber eine sichere Brücke zu schlagen, doch neben der jenseitigen eine diesseitige Moral würdigen und neben der künftigen, himmlischen vollbewußt auch die irdische Glückseligkeit als Ziel des sittlichen Handelns begreifen lehrte, wie es am Großartigsten Wolfram in seinem „Parzival" geleistet hat.

Aber in die Tiefen der Nation drang diese eigenartige Bildung nicht ein, weil sie nicht eine auf deutschem Boden spontan erwachsene, sondern eine von außen, zunächst vom französischen Westen her empfangene war. Es war eine Bildung aristokratisch-kosmopolitischer Art, ihr Bereich war die gebildete Gesellschaft Westeuropas, ihre Atmosphäre jene Universalität des Gedankens und der That, wie sie in den gemeinsamen Kreuzzugsunternehmungen, in dem internationalen Charakter der Politik, des Handels und der Gelehrsamkeit empfunden wurde, und ihre Voraussetzung die auf der antiken Erbschaft ruhende und mit arabischen Anregungen durchsetzte Geistesarbeit der romanischen Rasse. Nur ein deutlich erkennbarer Niederschlag blieb von ihr zurück, als das eigentlich städtische Zeitalter unserer Kulturentwicklung siegreich emporstieg, die Gesellschaft und den ganzen Umfang der Bildung demokratisierend und die aristokratische Epoche des geistigen Lebens jäh überfluthend durch die neuen Tendenzen, Bedürfnisse und Ziele des aufstrebenden Massengeistes. Das erwachende Selbstgefühl der unteren Stände, wie es zuerst in den Städten lebendig wurde, führte auch der Religiosität eine Reihe neuer und mächtiger Antriebe zu, eine noch unverbrauchte Fülle urwüchsigen Empfindens, eine aufgeregte Unruhe religiösen Begehrens und ein Bedürfnis nach massiven religiösen Ausübungen und Wirkungen, die von unten aufsteigend auch die höheren gesellschaftlichen Schichten unaufhaltsam ergriffen und fortrissen und auf der Seite der Religiosität denselben Prozeß zum Ablauf brachten, den wir in der Geschichte der Sitte, des Geschmacks und der gesamten Lebensanschauungen beobachten konnten: den Triumph des herabziehenden Massengeistes. Die aufgeklärte, von jeder Überspannung befreite Religiosität der

ritterlichen Epoche, die Reste ihrer Toleranz und ihres Freidenkertums wurden überspült von den überwältigenden Fluten einer neuen enthusiastischen Frömmigkeit.

C. Die christlich-soziale Epoche.

> Der Brunnen des lebendigen Wassers ist die heilige Schrift, darin behalten wir das lebendige Wasser. Aber die Gruben, die kein Wasser können halten, sind das kaiserliche und geistliche Recht, welche heute die Wasser der Weisheit in sich halten; morgen werden sie sie nicht halten, denn morgen wird man sie abthun. Und also sind sie nicht von göttlichen Gesetzen, da David sagt Ps. 118: „Deine Gerechtigkeit, Herr, ist eine ewige Gerechtigkeit, und dein Gesetz ist Wahrheit!"
>
> Prophezeiungen des Johannes Lichtenberger. 1484.

Die Religiosität des späteren Mittelalters macht zunächst den gleichen Eindruck wie die geistige Kultur jener Zeit überhaupt: man glaubt einen entschiedenen Rückfall in beinahe barbarische Zustände wahrzunehmen. Doch es scheint nur so. In Wahrheit waltet auch hier jenes Gesetz, das wir oben mit Machiavell die „Rückkehr zum Zeichen" genannt haben. Geistige Entwicklungen pflegen der Spirale zu gleichen, die allerdings immer wieder auf einen früheren Punkt zurückbiegt, aber nur um ihn auf einer höheren Stufe zu treffen. So sehen wir die alten Formen der Religiosität, über die das 12. Jahrhundert bereits hinausgeschritten war, von Neuem lebendig werden: von Neuem triumphieren Wundersucht und Askese, massive Bußübungen und krasser Aberglaube, Erscheinungen religiöser Schwärmerei und roher Kasteiungen, die an das 9. und 10. Jahrhundert erinnern. Es ist die Folge von der Umgrabung der gesellschaftlichen Schichten: die von Adel und Klerus getragene Entwicklungsreihe läuft zu Ende, und mit dem Emporstreben der unteren Stände setzt eine neue ein, in der sich zunächst längst überwundene Zustände gesteigert wiederholen, die aber doch die Erträgnisse der vorangegangenen in sich aufgenommen hat.

Aus den ungeheuren Verschiebungen, die durch die Entwicklung des städtischen Lebens und der Geldwirtschaft verursacht wurden, erwuchsen nicht nur neue Lebensformen, neue Verfassungsformen, neue Besitz- und Machtverhältnisse, neue soziale und wirtschaftliche Wertbegriffe, sondern auch neue Spielarten der Frömmigkeit. In den Städten waren die großen Centralpunkte gegeben, in denen die Massen sich zusammenschoben, und der allgemeine Drang, emporzukommen, auf engem Raume sich im Daseinskampfe zu behaupten, zeitigte auch in den unteren Klassen eine Art Bildungshunger, eine wetteifernde Empfänglichkeit für alle aus den oberen Regionen herabdringenden geistigen Strömungen. Erst im städtischen Zeitalter ist langsam die ganze Nation für das Christentum gewonnen worden, denn auf dem platten Lande, in den Wäldern und Bergen hatte noch immer die alte Erbschaft des Heidentums sich zähe behauptet: Symboldienst und Fetischismus, Anbetung der Planeten, Fatalismus, Zauber- und Beschwörungsglaube, Dämonenfurcht und ceremonieller Wahn mannigfaltigster Art, Geschlechterfehde und Blutrache. An der Hand der Rechtsbücher, Predigten und Beichtspiegel oder der neueren Sammlungen über Volksbrauch und Sitte lassen sich solche Reste vorchristlicher Religionsübungen noch bis über das 15. Jahrhundert hin verfolgen; und in den sogenannten Volksepen begegnen nicht eben selten urwüchsige Äußerungeu eines noch beinahe unberührten heidnischen Empfindens. Das große religiös-ethische Lebensproblem des Christentums, welches von den führenden Klassen längst klar erfaßt und sogar zu einer vorläufigen Lösung geführt worden war, hatte die unteren Schichten nur erst gestreift: die hier zu leistende Aufgabe war von der Kirche noch kaum in Angriff genommen worden; das Christentum hatte sich mit seinen Heiligen und Kultübungen einfach neben das alte Heidentum gepflanzt, ohne es aus der Sphäre der Naturreligion herausheben zu können. Dieser Fortschritt vollzog sich für die große Masse des Volks erst innerhalb des städtischen Lebens, erst in der zweiten Hälfte des Mittelalters begannen die sittlichen Ideen des Christentums wirklich das Gesamtbewußtsein der

Nation zu durchdringen, aber zugleich drohten sie wieder zu versinken in den überwallenden Wogenschlägen einer ungezügelten Phantasie, die den mächtigen sinnlichen Eindrücken des Katholizismus noch keineswegs gewachsen war: die ganze überwältigende Anschauungswelt der Kirche, ihr strahlender Seligkeitshimmel mit seinen psalmierenden Engeln und Heiligen um Gottes Thron, ihr Purgatorium und ihre mit grausamer Pedanterei entworfenen Schilderungen der höllischen Regionen und ihrer Qualen, die unverstandenen Klänge ihrer Sprache, das Geheimnisvolle ihrer Weihen, ihrer Gebete, Segnungen und Beschwörungen, das Imponierende ihrer priesterlichen Magie, der zauberhafte Pomp ihrer Ceremonien, ihre unerschöpfliche, vor Allem in den Sakramenten begründete Machtfülle, von der sich jeder Gläubige in jedem Augenblicke seines Daseins umhüllt, geführt und beraten fühlte — das Alles drang mit einer unwiderstehlichen, verwirrenden Gewalt auf die Sinne ein und erzeugte jenes eigentümliche psychische Kontagium, welches in der Atmosphäre religiöser Massenbewegungen notwendig entstehen muß, eine unbezähmbare Inbrunst religiösen Verlangens, eine sehnsüchtige, halb sinnliche Begierde nach dem Heil, einen fiebernden Rausch exaltierter Frömmigkeit verbreitend.

Dieser neue Massengeist warf nicht nur die Religiosität auf eine primitivere Stufe zurück, er bildete auch alle Formen der Frömmigkeit, die inzwischen entstanden waren, nach seiner Weise um. Die fast aristokratisch-persönliche oder genossenschaftliche Askese der früheren Epoche wurde nicht nur demokratisch organisiert, sie wurde sogar reißend epidemisch und lebte sich in den merkwürdigsten Steigerungen zu großen religiösen Volkskrankheiten aus, wie der seltsame Kinderkreuzzug von 1212, die Erfurter Kinderfahrt von 1237, die von Schwäbisch-Hall 1458, die schauerlichen Geißlerumzüge des 13., 14. und 15. Jahrhunderts, die grauenhaften Judenverfolgungen, der entsetzliche, von der Kirche 1448 offiziell autorisierte Hexenwahn, die fanatische Ketzerwut, die epidemischen, wiederum von der Kurie durch das Ausschreiben der großen Jubiläumsablässe schlau verwerteten Heiligtumswall-

fahrten nach Rom, Palästina, San Jago oder einheimischen Wunderstätten, zu den stigmatisierten Heiligen, an deren Leibe sich das Leiden Christi erneuerte, oder zu den blutschwitzenden Hostien, von denen wohl die im brandenburgischen Wilsnack 1475 die größten Pilgerhaufen anzog; ferner die an der Wende des 15. Jahrhunderts allenthalben auftauchenden Kreuzwunder, das rätselhafte Erscheinen unzähliger Kreuze und Marterwerkzeuge auf Kopftüchern, Linnen, Kleidungsstücken oder auf der Haut der Begnadeten, die wahnwitzigen Tanzplagen, Johannistänze, Veitstänze u. s. w. Nicht hervorgerufen, aber verbreitet und gesteigert wurden solche religiöse Kontagien durch erschreckende äußere Eindrücke, die asketische Dispositionen beförderten: Mißwachs, Theuerung, Hungersnot, verheerende Krankheiten, Pest, Fleckentyphus, Diphterie, englischer Schweiß und Syphilis, oder Erdbeben, Überschwemmungen, Kometen- und Meteorerscheinungen, Heuschreckenplagen, oder durch politische Ereignisse, Kriegsstürme, Türkenfurcht, etwa auch den unheimlichen Eindruck, den der abenteuerliche Siegeslauf eines Karl des Kühnen von Burgund auf die Volksphantasie machte. Es waren Fiebererscheinungen des Volkskörpers, in denen sich ein ungeheurer Überschuß physischer wie psychischer Kräfte Luft machte, religiöse Parallelen zu dem anderseits durch den Aufschwung der Naturwissenschaften, durch die großen Erfindungen und Entdeckungen, durch die humanistische Bewegung entfesselten Expansionsbedürfnis der Geister und ihrem faustischen Drange nach naturalistischer Erfassung des Übersinnlichen; ihnen verwandt sind die pathologischen Zustände mystischer Verzückungen besonders beim weiblichen Geschlechte, jene schwüle Sinnlichkeit der Jesuminne und jene fromme Wollust überspannter Andachtsübungen. Dazwischen trieb die schwärmerische Kontemplation des älteren bernhardinisch verinnigten Christentums wohl in der Stille ihre Blüten weiter, aber diese wurde überwuchert von dem massiven Enthusiasmus für Bilderverehrung, ceremonielle Gebete, Opferung, Knochenanbetung, heilige Stätten, Wunderthaten, Amulette, astrologischen, dämonischen und dinglichen Aberglauben. Auch das tiefe Gefühl menschlicher Sündhaftigkeit und

Verantwortlichkeit vor Gott blieb bestehen, ja der Massengeist trieb es sogar ins Schauerliche und Schreckhafte empor, assoziierte es mit unheimlichen apokalyptischen und fatalistischen Vorstellungen und steigerte die Angst vor der Hölle und dem Gericht, verlangte aber zugleich auch nach einer Vermehrung der Mittel, jenes Sündengefühles ledig zu werden, woraus sich der außerordentliche Aufschwung des Predigtwesens, der Wallfahrtsepidemie, der Werkheiligkeit, der magischen Religiosität, der Beichte und des Ablaßwesens nicht minder erklärt. Das Lebensproblem des Christentums ferner, welches in der frommen Befolgung des göttlichen Sittengesetzes ruht, hielt man auch in diesen Regionen mit dem vollen Bewußtsein seines grundlegenden Wertes fest, aber die persönliche und geistige Fassung, in der es die ritterliche Kultur verstanden hatte, ging wieder verloren, und nur in dem groben Umriß der mönchischen Ideen vermochte man die Aufgabe christlicher Vollkommenheit zu begreifen: wenn das 11. und 12. Jahrhundert die Monachisierung der Priester zu vollenden strebte, den Sieg der mönchischen Ideen über Staat und Kirche, so begann im 13. Jahrhundert nach zahlreichen vereinzelten Anläufen der früheren Jahrhunderte auch die Monachisierung der Laienwelt, ihre breite Überwältigung durch die sittlichen Ideale des Mönchtums. Doch von der höheren Bildung empfing man auch wichtige Stücke religiöser Aufklärung: einmal die Abneigung gegen alles Dogmatische, dessen Ursprung aus einer fremdartigen Kultur von dem Masseninstinkt wohl gefühlt wurde; Hand in Hand damit die höchste Wertschätzung des praktischen Christentums, die Hinneigung zu einer mystisch, auch pantheistisch gefärbten Religiosität, welche, nach dem unmittelbaren Genießen des Göttlichen verlangend, die Kirche einfach übersprang, und die Erschöpfung alles theologischen Interesses in der immer brennender werdenden Centralfrage nach der Heilserlangung; weiterhin die Mißachtung des kurialen Papsttums und der Hierarchie, die Feindschaft der Laienwelt gegen den hochmütigen Klerus und demzufolge die Verzweiflung an der göttlichen Sendung der empirischen Kirche. Auch dieser Gegensatz wuchs im 14. und

15. Jahrhundert bis zu einer unerträglichen Schärfe und zu offener Auflehnung empor, je mehr die städtische Laienbildung die der Kleriker zu überflügeln begann; seine Kehrseite war der unaufhaltsame Drang religiöser Selbsthilfe und eine Laientheologie, die nach einer Kirche ohne Dogmatik und politische Hierarchie strebte. Endlich aber drangen auch die rationalistischen Anwandlungen der freigeistigen Kreise in die Köpfe der großen Masse hinab, und die didaktische und katechetische Litteratur ist voll von Zeugnissen, daß auch der gemeine Mann mit Achselzucken von der ewigen Verdammnis, von der Unsterblichkeit der Seele, von der Verantwortlichkeit und Willensfreiheit, von der Schöpfung aus Nichts u. s. w. reden konnte oder pfäffische Erfindungen darin sah.

Der religiöse Massengeist mit seiner heidnisch-naturalistischen Färbung überwältigte aber mehr und mehr auch die höheren Schichten der Nation und schuf so jenen vorwaltenden Charakter der Religiosität des ausgehenden Mittelalters, vor dem alle ihre vielfältigen Nuancen im Einzelnen beinahe verschwinden. Immer zahlreicher und immer prunkvoller wurden die Kirchenbauten, Tausende haben an ihnen mitgearbeitet, als Bauleute und Steinmetzen, als Maler und Bildschnitzer, als Kunsthandwerker aller Art, oder doch beteiligt durch Geld und Schenkungen. Die Gotteshäuser wurden der Stolz des Bürgers, sie waren ihm nicht nur die Stätten der Andacht, auch der festlichen Freude, Zeugen des Reichtums und des Kunstsinns, Schatzkammern und Museen, und der städtische Geist des Luxus, die Lust am Überschwenglichen, Phantastischen und Massigen lebte sich höchst charakteristisch in diesen ehrgeizigen Kirchenschöpfungen aus. Und wie schwelgte ein verwandtes Gefühl in dem Pomp der großen Festgottesdienste, in der fortreißenden Gewalt des gesungenen, mehrstimmigen geistlichen und weltlichen Liedes, dessen suggestive Wirkungen man mehr und mehr zu empfinden begann, in den Massendemonstrationen der Prozessionen und geistlichen Spiele, in der ungeheuren Übertreibung der Schenkungen und Stiftungen an die Kirche, der Liebesthätigkeit und aller kirchlichen Leistungen. In Köln, hieß es im 15. Jahrhundert, würden täglich mehr als tausend Messen gelesen; nicht nur die Kirchen, auch die Stifter,

die Kapellen, die Klöster, die Spitäler mehrten sich fort und fort, das Almosengeben wuchs ins Schrankenlose und erzeugte eine Virtuosität und ein Raffinement des Bettelns, die bald zu einer der größten Landplagen wurden und Verordnungen zu ihrer Einschränkung nötig machten. Auch das Gebet wurde auf den Massenbetrieb eingerichtet, vor allem durch die Bruderschaften, die tausende von Rosenkränzen, Avemarias, Paternosters, Credos u. s. w. aufspeicherten und darüber Buch führten, sich gegenseitig in den Himmel zu beten, aber von ihrem Überschusse auch Andern nach Wunsch abgebend und so jene alte Auffassung wieder breit zur Geltung bringend, zu deren Überwindung die individueller gerichtete Religiosität der ritterlichen Kultur schon bedeutsame Ansätze gemacht hatte: daß zwischen Gott und Mensch nicht ein ideelles, religiös-sittliches Verhältnis walte, sondern ein juristisch dingliches, bei dem es nicht sowohl auf den subjektiven Wert der geleisteten Verdienste ankomme, als auf ihre objektive Massenhaftigkeit. Das Verhältnis von Sünde und Gnade, Schuld und Strafe wurde als ein unendliches Rechenexempel behandelt, wobei dem Defekt auf der einen Seite immer eine bestimmte Deckung auf der anderen entsprach, die nicht einmal von demselben geleistet zu werden brauchte und selbst durch Geld abgelöst werden konnte, was in der schmählichen Auffassung des Ablasses nicht minder roh hervortrat. Die Sucht nach dem Massenhaften und dem Grobsinnlichen in der Religion führte auch auf das Sammeln und Anhäufen von Reliquien, die nicht nur von Kirchen, Stiftern und Klöstern, sondern auch von Fürsten, Bischöfen und Privatleuten eifrig betrieben wurde, und wie im Heidentum drängten sich wieder zwischen Gott und die Gläubigen die Fülle der menschlich vertrauteren Zwischenwesen, der lieben Heiligen, die man als einflußreiche Fürbitter, aber auch als wirkliche Helfer ansah und mit verschieden umschriebenen Patronaten beehrte, unter denen nicht bloß Feuer- und Wassersnot, Hagelschlag und Pestilenz oder die einzelnen Berufsarten eine Rolle spielten, sondern auch Viehzucht, weibliche Unfruchtbarkeit, das Zipperlein und das Bauchgrimmen. Über die Verehrung Christi schwang sich die der

Maria empor, und von ihr griff man weiter zu einer enthusiastischen Verehrung ihrer Mutter Anna zurück, welche am Ende des 15. Jahrhunderts in Schwung kam, als Papst Sixtus IV., der franziskanischen Strömung nachgebend, das Fest der unbefleckten Empfängnis mit besondern Gnaden ausgestattet hatte. Das ungemein erregte religiöse Bedürfnis malt sich auch in dem massenhaften Anwachsen der geistlichen Litteratur: in endloser Reihe folgten sich Gebet- und Beichtbücher, Heiligenleben, Predigten, Katechismen, Wallfahrtsbüchlein, Postillen, Weissagungen und Erbauungsbücher mannigfaltigster Art, meist Erzeugnisse der populären Mystik, schon in ihren Titeln, wie: „Seelenführer, Seelentrost, Herzmahner, Himmelsstraße, Schatzhalter u. s. w." die seelsorgerischen Absichten verkündend, übrigens in ihrer ganzen Haltung deutlich zu erkennen gebend, wie sehr dies Zeitalter religiösen Massengeistes von den Problemen der Willensfreiheit, von deterministisch-fatalistischen Vorstellungen und einer fast quietistischen Hingabe an den unerforschlichen Willen Gottes beherrscht war. Was an dieser Litteratur auffällt, ist nicht nur ihre außerordentliche Fülle, sondern auch die in ihr herrschende Kritiklosigkeit: scholastische, mystische und platt rationalistische Gedankenreihen laufen bunt durcheinander, viel Tiefe, Ernst und Innigkeit und doch wieder dazwischen völlig unverstandenes philosophisches Kauderwelsch, plumper Wunderglaube, halb gräßliche, halb burleske Teufelsgeschichten und Ausgeburten einer überhitzten Legendenphantasie. Zuweilen begegnen ganz korrekt die dogmatischen Formeln von Schuld und Reue, Buße und Gnade, aber immer erkennt man, daß sie einem überspannten Gefühl, welches nach Massenwirkungen verlangte, nicht genügten und deshalb doch wieder Maria und Anna und der Schwarm der Heiligen mit allen den mechanischen Vorstellungen von Fürbitte und Sündenerlaß zu Hilfe gerufen werden mußten. Und dieselbe Kritiklosigkeit erscheint in der immer reicher entfalteten Predigt: neben einer ganz krausen, wichtigthuenden dogmatischen Begriffsspielerei köstliche erbauliche Accente, neben einer vorherrschenden moralistischen Richtung, einer entsetzlich geschmacklosen Rhetorenweisheit

voll wunderlicher Symbolik, haarsträubender Allegorien und systematisch totgehetzter Bilder und Vergleiche doch wieder ergreifende Töne einer warmen Gefühls- und Herzenstheologie, und dazwischen die bunten Predigtmärlein, exemplarische Anekdoten schauderhafter oder sinnreicher oder lustiger Art, nicht selten von derbkräftigem Humor und begleitet von eigenartigen Kanzeleffekten, die im Gotteshause zuweilen ein helles Lachen wecken konnten. Die Popularisierung der religiösen Litteratur empfing durch die Erfindung des Buchdrucks nicht erst den entscheidenden Anstoß, aber einen außerordentlichen Vorschub; jetzt erst konnte auch das Verlangen nach deutschen Bibeln seine Befriedigung finden: von 1466 bis 1522 erschienen in Deutschland mindestens 18 vollständige Bibeldrucke und 31 Drucke einzelner biblischer Bücher, neben diesen sind mehr als 200 mittelalterliche Handschriften von biblischen Übersetzungen größeren oder kleineren Umfangs bekannt geworden, von denen der größte Teil dem 14. und 15. Jahrhundert angehört. Schon Konrad Celtes konnte den Pfaffen höhnisch vorhalten, jetzt könnten sie ihre heilige Wissenschaft nicht länger für sich behalten, die Geheimnisse des Himmels und der Hölle seien nicht mehr sicher vor der Druckerpresse, und in allen Wirtshäusern seien die heiligen Schriften zu finden. Der bibelfeste Laie wurde seit dem 14. Jahrhundert eine populäre Figur; auf die Bibel hatten sich Papst und Kirche fort und fort berufen, auf die Bibel berief sich jetzt der Laie, als sie durch den Aufschwung der handschriftlichen Technik und den Handschriftenhandel ihm immer zugänglicher und nach und nach gleichsam entdeckt wurde. Auf die Bibel wiesen auch die Humanisten hin, und schon wurden die Gefahren bemerkt, die aus diesem Bibelstudium der ungelehrten Laien notwendig erwachsen mußten; denn welche Waffen ließen sich daraus nicht allein zur Bekämpfung der Kirche, selbst zur Bekämpfung aller gesellschaftlichen Ordnungen schmieden!

Seit dem 12. Jahrhundert waren langsam die Vorboten dieser drohenden Gefahren heraufgezogen: es waren jene Sektenbildungen, in denen sich die Laienreligion ihre ersten selbständigen Werkzeuge schuf. Und immer weiter, immer siegreicher hatte dieses

Sektenwesen, aus den verschiedensten Quellen genährt, um sich gegriffen. Es hatte sich nach und nach eine erschreckende Menge von Herden gebildet, auf denen man von allen Seiten den Zündstoff kirchlicher, politischer und sozialer Unzufriedenheit zusammentrug und das Feuer der Revolution zu schüren begann, das die verderbte Welt verzehren sollte. Die Geschichte der mittelalterlichen Sekten birgt noch eine Anzahl ungelöster Probleme; jedenfalls kann ihre kulturgeschichtliche Bedeutung nicht leicht überschätzt werden, und so mannigfaltig die Komplikation der Ursachen, denen sie ihr Entstehen dankten, im einzelnen sich gestaltet haben mag, für ihre Entwicklung und Wirksamkeit gilt es eine grundlegende Thatsache stets im Auge zu halten: die religiöse Gebundenheit des mittelalterlichen Geisteslebens.

Es war die Erbschaft des römischen Kaisertums deutscher Nation: durch die Kirche hatte man die Kultur des Altertums empfangen, auf ihrem Boden hatte sich die Durchdringung des germanischen Geistes mit dem römischen vollzogen, sie hatte die entscheidenden Normen des Denkens, des sittlichen Handelns, der Frömmigkeit überliefert, der Schauplatz aller Ideenbildungen war durch sie umschrieben; die aufsteigende Laienkultur hatte diese Herrschaft der kirchlichen Ideen auf allen Punkten gelockert, aber ihr eine festgefügte Weltanschauung eigner Prägung noch nicht entgegenzusetzen vermocht, selbst die humanistische Bewegung, die aus jener hervorwuchs, konnte die Tradition der kirchlichen Weltbetrachtung und ihre Terminologie nicht abschütteln, und ihre Vorstöße nach dieser Richtung machten zudem keineswegs in allen Schichten der Nation Epoche, und wenn der aufgeklärte Mann kraft seiner eigenständigen Denkfreiheit seinen Standpunkt außerhalb und über der Kirche nahm, so brachte dem gegenüber das Zeitalter der Massenreligion gerade den allumfassenden Kirchenbegriff wieder zu ungeschmälerter Geltung: die Kirche blieb die ideelle Centralmacht, auf die sich alles und jedes bezog, und so sehr man die empirische Kirche in ihrer Entartung schelten mochte, so wenig man diese furchtbare Entartung begriff, man wußte doch, daß sie der Leib Christi sei und daß ihre Heiligkeit nach

der Gesundung des erkrankten Leibes wieder glorreich hervorstrahlen müsse. Sie oder das, was man für sie hielt und in ihr wieder aufzurichten suchte, war die höchste Lebenssphäre des Christen, in ihrer Glaubenslehre, in ihrem Recht, in ihrer Sittlichkeit fühlte man sich ideell gebunden; und diese übergreifende Herrschaft der religiösen Metaphysik, die die Ausbildung natürlicher Rechts- und Sittlichkeitssysteme so ungemein erschwerte, aber um so mehr erlaubte, gegenüber allen Regungen bloßen Naturverstandes, gegenüber allen politischen oder gewohnheitsrechtlichen Erwägungen immer wieder die unveränderlichen Trümpfe der göttlichen Weisheit auszuspielen, erklärt ein Doppeltes, in dem sich der mittelalterliche Mensch von dem heutigen unterscheidet: einerseits die aus dem modernen Gerichts- und Polizeistaat heraus nahezu unbegreifliche Aktions- und Bewegungsfreiheit des Einzelnen, die auch noch die Voraussetzung von Luthers erstaunlichem Freimut bildet, und von der etwa die Novellenlitteratur des Mittelalters mit ihrem bunten Wechselspiel von Situationen und Metamorphosen, plötzlichen Impulsen, jähen Glückswandlungen, schrankenlosen Abenteuereien und doch ihrem durchweg unbeirrten Festhalten an dem religiös-sittlichen Grundgehalt der Persönlichkeiten als dem Träger ihres immer wieder rasch hergestellten Gleichgewichts die lehrreichste Anschauung giebt; anderseits die Eigentümlichkeit, daß für den mittelalterlichen Menschen jede Frage des Lebens eine religiöse Seite hatte, in der Religion ihre Rechtfertigung suchte, in religiöser Färbung auftrat, eben deshalb aber Gefühlsmomente in sich aufnahm, die ihr von Natur unter Umständen völlig fremd und somit zur Erzeugung unklarer Gedankenreihen und fanatischer Schlagworte um so geeigneter waren. Welche ungeheuren Verwicklungen sind allein aus der Vermischung der politischen mit den religiösen Fragen hervorgegangen! Im Zeitalter des Massengeistes vollzog sich nun eine zweite Verschwisterung von nicht minder unheilvollen Folgen: die der religiösen mit der sozialen Frage. Alle Sektenbewegungen des Mittelalters haben eine Wendung nach dieser Seite genommen, sie haben die furchtbaren Zuckungen mit-

verschuldet, unter denen die Reformation ins Leben trat und die Religiosität des ausgehenden Mittelalters eben durch ihre Verknüpfung mit durchaus heterogenen Bestandteilen vollends krank gemacht. Die unselige Verquickung der religiösen und der sozialen Frage ist der zweite große Triumph der asketisch-metaphysischen Sittlichkeit der Kirche, aber ein Triumph, in dem die völlige Niederlage bereits enthalten ist, und ein weiteres Zeugnis zugleich für die zerstörende Gewalt, die den Doktrinen einer fremden Kultur innewohnt, sobald sie in rücksichtslose Praxis umgesetzt werden sollen. Im aristokratischen Zeitalter hatte sich die asketische Doktrin aller centrifugalen Kräfte der deutschen Verfassung bemächtigt und diese zersprengt, im Zeitalter des Massengeistes bemächtigte sie sich der sozialen Unzufriedenheit der unteren Stände, erfüllte sie mit einem für das Wirkliche und Erreichbare völlig blinden Fanatismus und trieb so die bloßen Stimmungen der Auflehnung durch die aufreizende Macht ihrer Schlagworte rettungslos in eine gewaltige Revolution hinein, die nicht nur den Staat und die Gesellschaft, auch die Kirche und alle höhere Kultur in ihrer Existenz bedrohte.

In der rein agrarischen Epoche des Mittelalters hatten die großen Massen des Volks die Kirche vor allem als soziale und wirtschaftliche Macht würdigen gelernt, als religiöse Macht hatten sie sie lediglich in der Sakramentsverwaltung und den Kultübungen empfunden, in den vorübergehenden Erschütterungen durch gewaltige asketische Persönlichkeiten und in der langsam aus den überlieferten heidnischen Anschauungen herausführenden sittlich-religiösen Erziehung durch das Bußinstitut. Das Bußinstitut erfuhr aber seit dem 11. Jahrhundert eine folgenreiche Umwandlung. Bis dahin erfolgte die Bußleistung entweder vor der Gemeinde (öffentliche Buße für öffentliche Sünden) oder vor den Priestern (private Buße für geheime Sünden), deren Fürbitte die göttliche Gnade für den Sünder ansprach; sie bestand aus der Beichte und den von der Kirche auferlegten satisfaktorischen Leistungen, nach deren Erfüllung erst der Sündenerlaß, die Gewißheit der göttlichen Vergebung, erteilt wurde. Dieses

System wurde aber durchbrochen durch den Verfall der öffentlichen Beichte, durch das Aufkommen der Abläſſe, d. h. die Möglichkeit, die auferlegten Bußſtrafen durch eine einmalige Leiſtung (z. B. einen Kreuzzug) abzulöſen, deren Feſtſtellung im Belieben der kirchlichen Organe lag, und durch die gleichzeitig ſich bildende Gewohnheit, die Abſolution nicht erſt nach vollendeter Bußleiſtung, ſondern ſofort nach der Beichte gegen das bloße Verſprechen der Genugthuung zu gewähren. Damit war allerdings an die Stelle der ſtarr juriſtiſchen Auffaſſung der älteren Zeit jetzt eine ethiſch-pſychologiſche geſetzt: die Bedingung der Vergebung ſollte die aus der Liebe Gottes fließende ſchmerzliche Reue des Sünders ſein, der gegenüber die genugthuenden Leiſtungen in die zweite Linie zu treten hatten als ihre ſelbſtverſtändlichen Folgen; durch die Reue ſühnte man die Beleidigung Gottes, durch die Genugthuung die Beleidigung der Kirche, indem man durch zeitliche Selbſtbeſtrafung die zukünftigen Strafen der Hölle und des Fegefeuers von ſich abwehrte. Aber vor allem infolge des jährlichen Beichtzwanges, wie er 1215 angeordnet wurde, ſtumpfte ſich dieſe tiefere Auffaſſung in der Praxis doch wieder zu der mechaniſchen ab, daß das weſentliche bei der Vergebung die ſakramentale Magie des Prieſters leiſte, und die Möglichkeit, den erforderlichen Bußleiſtungen ſich durch Abläſſe zu entziehen, mußte vollends im Punkte der Sünde und Reue immer leichtherziger machen. Je mehr die geiſtigen und gemütlichen Bedürfniſſe der Laienwelt ſich zu regen begannen, um ſo weniger konnte ihnen dieſer Mechanismus des Bußinſtituts genügen. Beſſer entſprach ihnen die Predigt, die im 11. Jahrhundert mit der Reformbewegung einen neuen Aufſchwung nahm, nicht nur in der Kirche, ſondern auch im Freien, auf Straßen, Plätzen und Wieſen die Maſſen um ſich ſammelnd und nicht nur von Klerikern, noch mehr von Laien mit Leidenſchaft gepflegt, was dann zu einſchränkenden Vorboten der Laienpredigt führte. Denn wenn an den Biſchofsſitzen und in den Klöſtern noch leidlich regelmäßig gepredigt werden mochte, die Predigt für Laien hatte offenbar ſeit der Karolingerzeit danieder

gelegen, das zeigen die vielen sie einschärfenden Verordnungen, die eben mit dem Vordringen des laienhaften Predigtdranges immer häufiger wurden. Aber die religiöse Selbsthilfe der Laien fand noch andere Formen. Schon im frühen Mittelalter gliederten sich Laien den geistlichen Bruderschaften an, Vereinigungen zum Zwecke gemeinsamer Fürbitten, Opfer und der Aufspeicherung guter Werke gegen Entgelt; dann hatten die Cluniacenser Laienbrüder in ihre Klöster aufgenommen, welche im Dienste des Klosters die Askese der Arbeit übten, die Hirsauer fügten diesen noch eine zweite Klasse von Laienbrüdern hinzu, die ohne Ordenstracht und nicht im Kloster wohnend sich dennoch zu einer gewissen mönchischen Lebenshaltung verpflichteten; aus solchen Mönchen zweiter Ordnung sind z. B. die Hospitalbrüder mit ihren zahlreichen Verzweigungen erwachsen. Aber nicht lange, so gaben die Laien solche Anlehnungen an klerikale Verbände auf und, dem genossenschaftlichen Triebe folgend, der für die zweite Hälfte des Mittelalters charakteristisch ist, organisierten sie sich zu Verbänden, die neben gemeinsamer Heiligenverehrung, gemeinsamen religiösen Pflichten und Ceremonien, Fasten, Beten, Almosenspenden, Krankenpflege, Werken der Nächstenliebe und dergleichen sich auch allerlei polizeiliche, kommunale, gewerkschaftliche, hygienische und gesellige Aufgaben stellten. Je mehr der hohe Klerus in weltlichen Interessen aufging und der niedere Klerus, den seit dem Investiturstreit eine tiefe Kluft von jenem trennte, als untüchtig und von kümmerlichster Bildung sich erwies, um so mehr gewann die Laienschaft an religiöser Initiative, und in dem wachsenden Verlangen nach geistiger Nahrung lockte sie mit dem merkwürdigen Instinkt eines Quellenfinders verborgene Wasserläufe ans Licht, die aus einer dunklen Zeitentiefe hervordringend rasch wieder zu lebendigen Strömungen anschwellen sollten.

Um die Wende des 10. Jahrhunderts hatten die romanischen Länder eine der merkwürdigsten Renaissancen erlebt: gewisse Reste des religiösen Synkretismus der römischen Kaiserzeit, Sekten gnostisch-manichäischer Herkunft, die aus den katholischen

Mittelmeergebieten sich in die Peripherie des Reiches, in das östliche Syrien und Armenien, geflüchtet hatten, waren im 8. und 10. Jahrhundert auf slavischem Boden angesiedelt worden und hatten, zu der Religionsgemeinschaft der sogenannten Katharer verbunden, eine höchst erfolgreiche Propaganda unter den slavischen Stämmen begonnen. Den Handelsstraßen folgend eroberte diese Sektenreligion Italien, Spanien, Frankreich, Flandern und die Kölner Diözese, und im 12. Jahrhundert war das Katharertum bereits eine gewaltige Macht geworden, mit der die Kirche notwendig abrechnen mußte, und die der Anlaß zu der systematischen Ausbildung ihrer Ketzerbekämpfung wurde. Wir unterscheiden noch eine ganze Anzahl lokaler Gruppen, kennen auch eine Reihe hervorragender Führer, die vor Allem die arbeitenden Klassen hinzureißen wußten: Peter von Bruys, den ehemaligen Cistercienserмönch Heinrich und Pontius von Perigueux im Süden, Tanchelm in Flandern, Eudo von Stella in der Bretagne; der erste wurde verbrannt, der letzte eingekerkert, Heinrich wenigstens von der Kirche gemaßregelt. Trotzdem nahmen die Katharer von Italien und Frankreich immer mehr Besitz, gewannen auch in Deutschland und England Terrain. Um 1180 trug eine zweite Welle die waldensische Propaganda empor, welche von Lyon ausgehend sich über Frankreich, Spanien und Oberitalien verbreitete, sich in einen Lyoneser und einen Lombardischen Zweig schied, im Süden und Westen Deutschlands immer fester Fuß faßte und im 14. und 15. Jahrhundert auch das mittlere und nördliche Deutschland überziehend ihre Ausläufer schließlich bis nach Preußen, Polen, Schlesien, Ungarn und Galizien streckte. Seit dem Ende des 12. Jahrhunderts hatten sich weiterhin vom Niederrhein aus die mannigfaltige Spielarten religiöser Bethätigung umfassenden Beghinen über die Niederlande, Frankreich, das Rheinland und Mitteldeutschland ausgebreitet. Im Anfange des 13. Jahrhunderts regte sich in Nordfrankreich die schwärmerische Sekte der Amalricianer, deren Anregungen sich in den süddeutschen Brüdern und Schwestern des freien Geistes fortpflanzten, welche im 14. Jahrhundert mit

den Beghinen gewöhnlich zusammengeworfen wurden, ebenso wie die Lollarden oder Alexianer in Holland. In Frankreich traten ferner die Turlupinen und Pastorellen auf, auf deutschem Boden erwuchsen die Ortlibarier, die Sekte von Schwäbisch-Hall, die Adamiten und Luziferaner. Weder die zahlreichen Verästelungen dieser und ähnlicher Sekten, die unter den verschiedensten Benennungen aufgetreten sind, noch ihre Ausbreitung und ihre Schicksale lassen sich gegenwärtig in lückenloser Folge überblicken, über ihre offenbar sehr mannigfaltigen lokalen Voraussetzungen und Ausprägungen fehlt es noch an der wünschenswerten Klarheit, aber Zusammenhänge der einzelnen Gruppen und gegenseitige Anregungen sind vielfach erkennbar, und einige Hauptpunkte der Beurteilung lassen sich feststellen.

Zunächst ist beachtenswert, daß die Propaganda dieser Sekten keine nationalen Schranken kennt, sie hat eine ebenso internationale Tendenz, wie die Kirche, in der sie erwachsen sind, und mit der sie, so lange es möglich ist, den offnen Bruch vermeiden. Daraus ergiebt sich schon, daß sie vornehmlich den Spannungen innerhalb des Katholizismus selbst ihren Ursprung danken und im letzten Grunde demselben großen Kulturprozeß entstammen, wie dieser. In der That sind die Fäden noch nachzuweisen, welche von ihren Anfängen zu den Paulicianern, Euchiten und Bogomilen der östlichen Kirche mit ihrer Bekämpfung der kirchlichen Sakramente, des kirchlichen Gottesdienstes, der Taufe, der Kreuze und Bilder, des Lügens, Schwörens, Fluchens und Blutvergießens, mit ihrer gnostisch-manichäischen Theologie, ihrem ausschweifenden Enthusiasmus, ihren Kultmysterien und ihrer Wertschätzung des Psalters, der Propheten und der Evangelien hinüberleiten. Bibeln in der Volkssprache waren am frühesten in Frankreich verbreitet, die niederen Stände begannen erst seit der Katharerbewegung dafür Teilnahme zu gewinnen; die wirksamsten Anregungen gingen dabei von waldensischen Kreisen aus, in denen auch die erste deutsche Bibelübersetzung wo nicht entstanden, so doch lebhaft begehrt worden ist. Ferner wird sich nicht nur eine gewisse ge-

schichtliche Kontinuität innerhalb der einzelnen Sektengruppen selbst unmöglich bestreiten lassen, sondern auch ihr Zusammenhang mit vorkatholischen Überlieferungen der apostolischen Zeit wird nicht mehr abzuweisen sein: die Zähigkeit, mit der sie sich neben der herrschenden Priesterkirche durch alle Jahrhunderte der Verfolgung erhalten haben, beweist eben, daß sie nicht Lehrdifferenzen vertraten, die sich hätten unterdrücken lassen, sondern eine abweichende Grundgestalt christlichen Lebens, die sich gegenüber der in der Weltkirche verwirklichten als die echte apostolische fühlte und nicht im Glauben an Dogma und Kirche, sondern in dem Leben nach den zehn Geboten und den Herrenworten, vornehmlich der Bergpredigt, d. h. also im „Gesetze Christi", den Kernpunkt des Christentums fand. Geschichtlich betrachtet hat deshalb die gesamte Sektenbewegung des Mittelalters den Wert eines jahrhundertelangen Gährungsprozesses gehabt, der, von außen hereingetragen, durch heimische Zuflüsse gespeist, immer rascher um sich griff, je mehr die Kirche zu einer politisch-hierarchischen Größe verweltlichte, und der durch das beständige Einsickern neuer Elemente aus der Kultur der höheren Stände immer wirksamere Nahrung empfing; rationalistische, freigeistige, deterministische, nihilistische und mystische Anregungen verquickten sich mit enthusiastischen und apokalyptischen, und unter der Maske einer oft scheinheiligen Askese drängten sich wilde fleischliche Emanzipationsgelüste und aufreizende Umsturzideen ein. Denn vor Allem eine religiöse Haupt- und Grundidee des Katholizismus gab es, an die sich alle gefährlichen Masseninstinkte anheften konnten und angeheftet haben, das war die Idee des apostolischen Lebens (Matth. 10, Luc. 10).

Von unten war einst das Christentum emporgestiegen: Krämer, Fischer, Zöllner, Soldaten, Handwerker und Sklaven waren die Hauptbestandteile der ältesten Gemeinden gewesen. Brachte es doch das Reich Gottes zu einem Jeden ohne Ansehen der Person, verkündigte es doch den unverlierbaren Wert jeder einzelnen Menschenseele, die Gleichheit aller Stände vor Gottes Angesicht, und pries es doch die freiwillig Armen selig. So kam es, daß

das Christentum sich frühzeitig mit sozialistischen Anschauungen verschwisterte. Und obwohl Christus selbst weder in der Askese das Heil finden gelehrt, noch gegen Reichtum und Besitz als solchen irgend geeifert hat, obwohl in den ältesten Gemeinden ebenso wenig aus dem Grundsatz der willigen Armut kommunistische Folgerungen gezogen worden sind, das Mittelalter hat jedenfalls eine solche Anwendung christlicher Ideen auf soziale Probleme immer von neuem gemacht. Das kirchliche Naturrecht mit seiner Lehre von der ursprünglichen Gemeinschaft des Besitzes und seiner Ableitung des Privateigentums, der Ehe, des Staates, der ständischen Gegensätze, der Gesetze und der Arbeit aus dem Sündenfall mußte solche Gedankenreihen immer wieder anregen, und vor allem mit Berufung auf eine vielgenannte Stelle der Apostelgeschichte (4,32) erklärte man die freiwillige Armut und die Gütergemeinschaft für den idealen Christenstand, für die gottgewollte Form des apostolischen Lebens, dem die echten Nachfolger Jesu und seiner Jünger nachzutrachten hätten. Mit dieser Idee verband sich eine zweite: die der unsichtbaren Kirche. Der urchristliche Gedanke, daß die Kirche, als eine himmlische, auf Erden, wo es nur zerstreute Gemeinden gebe, unsichtbar sei, war durch die Entwicklung des Katholizismus allmählich zurückgedrängt worden: die Kirche hatte begonnen, sichtbar zu werden, ihre sichtbaren Merkmale wurden die Glaubensregel, die apostolischen Schriften und die bischöfliche Verfassung; die Kirche war eingegangen in die Welt und hatte sich als das irdische Gottesreich entfaltet. Aber neben der Ausbildung des rechtlichen Kirchenbegriffs ging doch beständig ein rein religiöser einher, neben dem Begriff der empirischen der einer unsichtbaren Kirche, einer Gemeinschaft der Erwählten, der Heiligen. Wie bei Augustin der empirische mit dem idealen Kirchenbegriff verquickt erscheint, so arbeitet auch die ganze Theologie des Mittelalters mit dieser Doppelheit: die Kirche, als der mystische Leib Christi, als die Gemeinschaft der Prädestinierten einerseits, als hierarchisch organisierte Gnadenanstalt anderseits; da aber das Heil für jeden Einzelnen ein unerfahrbares Geheimnis und die sichtbare sakra-

mentale Kirche die einzige Vermittlerin der göttlichen Gnade ist, so ist die Kirche für jeden, der der ewigen Seligkeit gewiß werden will, schlechterdings nicht zu umgehen; der ideale Kirchenbegriff wird demnach ausdrücklich anerkannt, dem empirischen sogar übergeordnet, doch seine praktische Bedeutung erscheint neutralisiert: er enthält keinen Maßstab, an dem sich die Autorität der empirischen Kirche prüfen ließe, die Erwählten kennt niemand, als Gott allein. Aber, so mußte man weiter fragen, woher wissen denn Papst und Kardinäle, woher die Glieder der Hierarchie, daß gerade sie zu den Erwählten gehören, daß sie das Haupt und die vornehmsten Glieder der Kirche darstellen und über die göttlichen Gnadenschätze nach Gutdünken verfügen dürfen? Ohne Zweifel kraft des ihnen übertragenen und durch ihre Reihe sich forterbenden apostolischen Geistes. Indessen — und damit traf man den Punkt, wo sich die beiden genannten Ideen kreuzten — bewähren sie sich denn auch wirklich als echte Träger dieses Geistes? sind das die wahren Nachfolger Jesu und der Apostel? Nimmermehr! Nicht Armut, Demut, Gehorsam, Keuschheit und Duldung, nicht Reinheit des Wandels, nicht opferwillige Nächstenliebe sind ihr Wesen, sondern Hochmut, Fleischeslust und Verfolgungssucht, Sittenlosigkeit, Ehrgeiz und Habgier; nicht das Gottesreich stellen sie dar, sondern das Reich des Antichrists, denn sie wissen nichts von dem Gesetze Christi, von dem Glauben, der in der Liebe thätig ist. Zwar die Mönche sollten den exemplarischen Stand der Vollkommenen bilden, aber bisher hatte noch jeder Mönchsorden gezeigt, daß er unfähig sei, dem ergriffenen Ideale treu zu bleiben. Was die Glieder der Kirche offenbar nicht zu leisten imstande waren, das wollte nun das erstarkende religiöse Selbstgefühl der Laien in die Hand nehmen: eine umfassende Erneuerung des apostolischen Lebens in freiwilliger Armut, Predigt, Auslegung und Lehre des Gesetzes Christi, in persönlicher Heiligung, Seelsorge, Wandermission und selbstloser Liebesthätigkeit. Es galt damit einen heilsamen Sauerteig in die Kirche zu werfen, einen wachsenden Druck zu erzeugen, der vielleicht mit der Zeit mächtig genug

werden konnte, den entarteten Klerus zur apostolischen Lebensführung zurückzuzwingen; es galt eine Kirche innerhalb der Kirche zu schaffen: die freiwillig Armen, die das apostolische Leben auf sich genommen und damit den heiligen Geist empfangen haben, das sind die wahren Erwählten Gottes; sie leben hienieden in der Zerstreuung, keine Organisation hält sie zusammen, nur die Gemeinsamkeit der Liebe und der sündentilgenden göttlichen Gnade, der Hoffnungen und der geistlichen Kräfte; innerhalb der sichtbaren Kirche fühlen sie sich als die Mitglieder der unsichtbaren, und diese ist überall, soweit der lebendige Geist Christi wirkt. An einen völligen Bruch mit der empirischen Kirche dachten dabei die Wenigsten; von einer Gleichstellung der Laien mit den Priestern war man soweit entfernt, daß man sich eine eigene Art von Hierarchie zurechtmachte, auch an der apostolischen Succession festhielt und die kirchlichen Gnadenmittel keineswegs entbehren konnte, wiewohl vielfach der donatistische Gedanke wieder auftauchte, daß die Wirksamkeit der Sakramente von der sittlichen Würdigkeit ihres Spenders abhänge, wiewohl man die Strafgewalt und das Gesetzgebungsrecht der Hierarchie nicht anerkannte, Heiligen- und Bilderverehrung, Fegefeuer und Ablaß, Messe und Kultus, selbst die prächtigen Gotteshäuser und Alles, was man an der Religion für Menschenwerk hielt, gern verwarf. Der durchgehende Kernpunkt dieses Sektenchristentums war bei alledem doch allein die Pflege des apostolischen Lebens, der Bußzucht und der Liebesthätigkeit, und selbst die wildesten Ausartungen des Sektentriebes, das gelegentlich hervorschlagende enthusiastische Element, welches nicht nur alle äußeren Schranken, sondern selbst die Stimme des Gewissens übersprang, und die aus den mannichfachsten Quellen gespeisten widerkirchlichen Anschauungen hingen irgendwie mit diesem apostolischen Grundzug zusammen. Insbesondere die weitwirkenden Prophezeiungen des Joachim von Fiore und die verwandten Erwartungen der Amalrikaner von dem nach Ablauf des hierarchisch-sakramentalen Zeitalters anbrechenden Zeitalter des heiligen Geistes, in dem alle irdischen Schranken fallen und die Gerechten, auch Griechen, Juden und

Heiden in ihrem Gott und seinem Evangelium sich vereinigen würden, sind unter dem Einfluß jenes apostolischen Ideals entstanden. Die reisenden Sektenhäupter, die apostolischen Vollkommenen, wurden von der Menge wie Heilige verehrt; die Ehrfurcht vor ihnen war am Größten da, wo man einen unsittlichen Klerus vor Augen hatte. Gern überließ man sich der Seelsorge dieser echten Hirten, viele Tausende strömten deshalb den Sekten zu oder nahmen doch ihren Geist in sich auf: nicht nur die arbeitenden Klassen, auch die Angehörigen der höheren Stände neigten sich ihnen zu, zog doch nicht nur die einleuchtende Einfachheit ihrer sittlich-religiösen Grundsätze, ihr Verzichten auf den komplizierten Apparat der Kirche, die Kraft ihres Wollens und ihrer verinnerlichten Religiosität mächtig an, sondern auch der Reiz der Konventikelbildung, einer geistigen Gemeinschaft, die sich über die Stumpfheit der großen Masse erhaben als ein Bund von Wissenden und Erleuchteten fühlen durfte und wo nicht durch positive Aufreizung, so doch schon durch ihre bloße Existenz gegen das bestehende Kirchenwesen Protest erhob. Und je grausamer nun die Kirche mit ihrer Inquisition und den furchtbaren Ketzerkreuzzügen gegen jene Sekten vorging, um so fester hafteten deren kirchenfeindliche Anschauungen im Volke, denn mit dem Schlagwort vom apostolischen Leben war der unheimliche Punkt bloßgelegt, an dem die religiösen und die sozialen Probleme zusammenstießen, wo die kirchliche Frage gewissermaßen zu einer „Magenfrage" wurde.

Von der aristokratischen Epoche des Mittelalters hatte man den Haß gegen die Hierarchie übererbt; in der Epoche des aufstrebenden Massengeistes der unteren Stände nahm dieser eine viel massivere Form an. Denn je mehr im Zeitalter der Geldwirtschaft die Gegensätze von Reich und Arm sich schieden, der Unterschied der Besitzverhältnisse im städtischen Zusammenleben sich aufdrängte, der Klassenhaß wuchs, die kleinen Leute dem Übergewicht des Kapitals erlagen und ein Proletariat allmählich großgezogen wurde, und je mehr anderseits die neue geldwirtschaftliche Kultur einen ansteckenden Geist

der Wageluſt, des Wettkampfes und des Sichemporringens erzeugte, welcher Stimmungen der Unzufriedenheit raſch verbreitete, um ſo mehr mußte jenes Schlagwort vom apoſtoliſchen Leben die Maſſen aufreizen und den alten Haß gegen die Kirche und ihre Reichtümer zur Flamme entfachen helfen. Eine unausfüllbare Kluft zwiſchen Klerus und Laien hatte ſich befeſtigt, die unter dem Drucke der ſozialen Not immer grimmiger empfunden wurde. Wollte die Kirche der hier drohenden Gefahr vorbeugen und die Kluft wo nicht zu ſchließen, ſo doch zu überbrücken ſuchen, ſo mußte ſie ſich mit der Forderung des apoſtoliſchen Lebens, wie ſie früher die Reformpartei erhoben, wie ſie jetzt aus den Laienkreiſen immer dringlicher laut wurde, irgendwie abfinden. Eine Aneignung dieſes apoſtoliſchen Ideals von Seiten der ganzen Kirche wäre angeſichts der durch die Logik der Geſchichte einmal geſchaffenen Zuſtände eine ungeheure Lächerlichkeit geweſen: die nur in einem mittelalterlichen Kopfe denkbare Utopie des Jahres 1111 hatte das zum Überfluß deutlich gemacht. Aber es blieb die Möglichkeit, jenes Ideal in das Programm der Kirche aufzunehmen und durch eine neue Inſtitution zu autoriſieren. Das geſchah mit der Schöpfung der Bettelorden des 13. Jahrhunderts, der Franziskaner, Dominikaner, Auguſtinereremiten, Karmeliter und ihrer Nachbildungen: Schöpfungen, die zwar nicht von der Kirche ausgegangen, aber in kluger Politik von ihr verwertet und dienſtbar gemacht worden ſind. Die Kirche machte ſich damit zur Bahnbereiterin desſelben Gedankens, den zuerſt Norbert von Xanten formuliert, den die Waldenſer zur Norm ihres Chriſtentums erhoben hatten, und dem das Papſttum ſchon 1206 durch die Beſtätigung einer waldenſiſchen Sondergruppe, der „Katholiſchen Armen", eine Stelle in der Kirche angewieſen hatte. Aber die Aufgabe der Bettelorden ſollte es nun werden, die immer lebhafter anwachſenden Bedürfniſſe der ſtädtiſchen Laienfrömmigkeit, deren Anforderungen der Welt- und Ordensklerus weder der Zahl nach, noch nach geiſtiger Bildung und perſönlicher Würdigkeit irgend gewachſen war, zu befriedigen, zu überwachen und in den Bahnen des römiſchen Kirchentums feſtzuhalten. Es galt,

die zum Selbstgefühl erstarkte Laienbildung durch eine höhere Bildung zu überbieten, als sie den scheel angesehenen Klerikern zur Verfügung stand, es galt dem Verlangen nach geistlicher Speisung durch Predigt und liebevolle Seelsorge zu genügen und vor Allem die unteren Klassen durch eine Verwirklichung der apostolischen Lebensideale im größten Stile zu gewinnen.

Wenn auch Franz von Assisi, dies naive, in seiner himmlischen Freiheit, fröhlichen Armut und unendlich friedvollen Jesujüngerschaft unvergleichliche, poesieverklärte Kindergemüt, nicht ohne Bitterkeit die Reinheit seines apostolischen Ideals durch den Bund mit dem Papsttum getrübt und seine in persönlicher Liebeskraft und in der selbstlosen Nachfolge Christi frei zusammenwirkende Brüdergemeinschaft zu einer mit weltlichen Verfassungsorganen ausgerüsteten und durch alle Provinzen der römischen Christenheit sich verzweigenden gewaltigen Ordensbildung allmählich sich entwickeln sah, so hat dieser Abfall seiner Stiftung von ihrem ursprünglichen Ideal doch der herzenzwingenden Kraft keinen Abbruch gethan, die die Laienwelt des Mittelalters von diesem ihrem liebenswertesten Heiligen in sich einströmen fühlte. Bernhard von Clairvaux war durchaus der Heilige eines aristokratischen Zeitalters gewesen, Franz von Assisi trug die herzlichen, traulichen, unmittelbar überzeugenden Züge des von theologischer Bildung unbeschwerten bürgerlichen Heiligen. Sein innig frommer, von keinem Zwiespalt zerrissener, im Evangelium gebadeter Geist hat auf die Laienwelt eine unberechenbare Wirkung geübt, das katholische Christentum in den untern Ständen durch die Macht der Liebe eigentlich erst recht befestigt, neben die geheimnisvolle Macht der Sakramente die leichter faßliche des Evangeliums gepflanzt, das Herz der Massen gerührt, ihr Widerstreben überwunden, es weicheren Empfindungen, zartern Gefühlsschwingungen empfänglich gemacht, durch die Stimmungen der Jesuliebe, der höheren mönchischen Askese, des thätigen und des beschaulichen Christentums langsam überwältigt und den Einflüssen der theologischen Mystik aufgeschlossen; er hat durch den Glorienschein, den er um die Armut goß, das Selbstgefühl und den religiösen Be-

thätigungstrieb der niederen Laienschaft nachhaltig angeregt und vertieft und auch für diese gesellschaftlichen Schichten die Religion als eine individuelle Lebensmacht erobern helfen in ähnlichem Sinne, wie es der heilige Bernhard für die höheren Kreise geleistet hatte. In dem weiblichen Orden der Klarissen und den Bußbruderschaften, den später so genannten Tertiariern, die außerhalb eines Ordens, in der Ehe und im weltlichen Beruf verbleibend, dennoch zu einem sittlich gebundenen Leben im Sinne des Gesetzes Christi sich verpflichteten, und in den zahlreichen Nachbildungen solcher zumeist von den Bettelorden beeinflußten oder geleiteten Laienvereinigungen wirkte der von Franz gegebene Anstoß ins Große und Breite fort, durchdrang alle Stände mit einer gleichmäßigen religiösen Disziplin und wirkte erheblich dazu mit, daß das Religiöse die vorherrschende Grundfarbe aller Gedanken und Strebungen wurde. Aber die Privilegierung der Bettelorden bezeichnete weiterhin auch den letzten großartigen Versuch des Papsttums, seine moralisch-religiöse Autorität wiederzugewinnen, die es über dem gewaltthätigen Ausbau seiner juristisch-politischen Weltmachtstellung eingebüßt hatte, und zugleich vermochte es dadurch eine Fühlung mit der neuen, demokratisch gerichteten Kultur zu gewinnen. Und nicht minder ist die Kirche erst durch den Bund mit den Bettelorden zu einer wissenschaftlichen Großmacht geworden; die Geschichte der Philosophie und Theologie, der Kunst, der Dichtung und des Rechts zeugt von den geistigen Thaten der Bettelmönche, ihr Horizont war ein so universaler, wie der des Romanismus, dem sie dienten; im Kampfe gegen Häresie und Sektenwesen waren sie des Papsttums gewaltigste Streiter, und die Macht ihrer Bußpredigt hat die weltlich-ästhetische Geisteskultur der Stauferzeit zurückgedrängt, aus den Tiefen des Volkes die religiösen Kräfte hervorholend, deren Andrang jene schließlich erlegen ist, deren Umprägungen sie sich nicht widersetzen konnte.

Doch ehe noch das Jahrhundert zu Ende gegangen war, hatten auch die Bettelorden abgewirtschaftet: der Bund mit der Papstkirche war auch ihnen zum Gift geworden. Nicht nur daß

sie durch ihre päpstlichen Privilegien allenthalben die kirchliche Verfassung untergruben, das Band zwischen Pfarrer und Gemeinden, zwischen Bischöfen und Diözesen zerrissen und sich so die bitterste Feindschaft des Weltklerus zuzogen, auch den Haß der Massen, den die Pfarrgeistlichen geflissentlich aufstachelten, haben sie immer sicherer auf sich versammelt, je mehr es klar wurde, daß auch sie unter dem Deckmantel der Religion auf die Ausbeutung der Gläubigen ausgingen. Denn da sie eben feste Einkünfte nicht haben sollten, die Forderung der apostolischen Armut aber mit der Zeit immer weniger ernst gehandhabt wurde, so galt es, aus den Almosen immer reicheren Gewinn zu schlagen, und so wurde der Ablaßschacher gerade durch die Bettelmönche zu einem schamlosen Mißbrauch geistlicher Mittel. Und weil sie, eben infolge des Bettelprinzips, auf Gunst und Spendelust der großen Masse angewiesen waren, so unterlagen sie selbst dem niederziehenden Massengeiste, zu dessen geistlicher Leitung sie doch bestimmt waren: ihre Predigt ging mehr und mehr auf Sensation, augenblickliche starke Erfolge, plötzliche Wallungen und Kitzelung der religiösen und sozialen Masseninstinkte aus, ihre seelsorgerischen Pflichten erledigten sie zum guten Teile mit mechanischer Leichtfertigkeit, nicht ein religiöses Motiv, sondern die Arbeitsscheu begeisterte sie für den Mönchsberuf, und, von städtischer Lebenslust immer heilloser angesteckt, wurden sie nur zu rasch die widerwärtigen Karrikaturen ihrer apostolischen Vorbilder. Nicht nur ihr Bildungseifer versagte, auch ihr geistiger Horizont verarmte, sie wurden ebenso roh und stumpf, ebenso abergläubisch, wie die Massen, die ihrer Mission vertraut waren, und gerade durch die Bettelorden ist die eigentümliche Laienfrömmigkeit des ausgehenden Mittelalters mit ihrem Heidentum unter christlicher Etikette nicht unbeträchtlich gefördert worden. Aber auch die äußere Sittlichkeit verfiel in ihrer Mitte reißend schnell, ihre Geilheit und Unzucht, ihre Almosengier, ihr anmaßender Hochmut, ihre feile Frömmigkeit wurden sprichwörtlich; die Litteratur ist voll von ihren Streichen, und der Bettelmönch wurde ein so landläufiger Typus von Dummheit und käuflicher Gemeinheit, daß alle ernsthaften

und würdigen Elemente, die auch unter ihnen noch zahlreich vorhanden waren, nicht dagegen aufkommen, daß alle mönchischen Reformen, die doch immer nur Episoden blieben, die öffentliche Meinung nicht mehr umstimmen konnten. Wo war das Ideal des apostolischen Lebens geblieben? Es war zu einer eklen Fratze geworden, ja es war zu einem unerträglichen sozialen Krebsschaden entartet.

Früh war die Gefahr der Verweltlichung im Minoritenorden bemerkt worden, und eine konservative Gruppe, die Spiritualen und Fraticellen, hatte ihr vergeblich entgegenzuwirken gesucht, denn das Papsttum begünstigte durch Privilegien und Verfügungen die überwiegende Partei, welche die Ordensorganisation immer straffer auszubilden, die Verfassung immer weltförmiger zu gestalten und infolgedessen die Strenge der Regel immer mehr umzubiegen strebte. In der Verzweiflung, die Reinheit ihres Ideals nicht mehr retten zu können, stürzte sich jene strengere Gruppe in eine wilde Apokalyptik und streute Weissagungen joachimischen Geistes aus, in denen das Papsttum als Babel, als Antichrist und Religionsfälscher erschien, die ganze hierarchische Kirche als ein ungeheurer Abfall, der Papst nicht als der Erbe Petri, sondern Konstantins, und in denen sich sehnsüchtige Ausblicke aufthaten auf ein nicht mehr fernes goldenes Zeitalter, in dem ein großer Kaiser furchtbares Gericht über den Klerus halten und ein frommer Franziskanerpapst die heilige Kirche in ihrer apostolischen Reinheit und Armut wiederherstellen werde. Der Widerstand des Papsttums, welches den Satz von der evangelischen Armut 1322 für ketzerisch erklärte, trieb diese altfranziskanische Partei in einen erbitterten Kampf hinein, der in der Laienwelt einen mächtigen Nachhall weckte und durch Märtyrerblut geheiligt wurde. Seitdem war die Kraft des Mönchtums gebrochen: sie hatte sich erschöpft, aufgerieben in dem Dienste eines Ideals, welches aus dem Schoße der Kirche geboren dennoch von dieser selben Kirche freventlich verleugnet worden war. Auf eine Umkehr war nun nicht mehr zu hoffen. Von der Kirche zurückgestoßen warf sich ein Teil der Franziskaner

dem Staat in die Arme, schmiedete Ludwig dem Baiern seine Waffen zum Kampf gegen die Kurie und zog kühn die theoretischen Folgerungen der staufischen Staatsidee; ein andrer Teil suchte Fühlung mit den sozialistischen Ideen, welche in den Massen gährten, wiegelte sie in mündlicher und schriftlicher Propaganda gegen den hierarchischen Klerus auf, trug die Gedanken des Joachimismus nach allen Seiten und half so die allgemeine Spannung auf einen plötzlichen Umschwung, eine nahe bevorstehende Revolution geflissentlich nähren.

Die unheilvolle Verquickung der religiösen und der sozialen Frage unter dem Zeichen des Armutsideals war also durch die Bettelorden nicht gelöst, sondern nur noch fester gezogen, die in ihr verborgene Gefahr war akut geworden, eine furchtbare Gewalt wohnte ihr bei: wann wird sie hervorbrechen? Seit den aufregenden Prophezeiungen der heiligen Hildegard von Bingen hatte sich der Gedanke einer blutigen Priesterverfolgung und einer Einziehung alles Kirchenguts in den Köpfen festgesetzt; der Antichrist, den man schon 1260 erwartet hatte, war nicht erschienen, der erwartete Reformpapst ebenso wenig, und während die Einen inbrünstig auf ein goldnes Zeitalter immer noch hofften, gaben sich die Andern einem trostlosen Pessimismus hin; die Kirche dünkte sie wie eine einzige große Krankheit, für die kein Kraut gewachsen war. „Jene sagen, die Welt müsse sich erneuern“ — schrieb ein italienischer Mönch — „ich sage, sie muß zu Grunde gehen!“ Aber eben diese zwiespältige Stimmung zeitigte Weissagungen über Weissagungen, deren aufreizende Wirkung auf die Massenphantasie sich schwerlich hoch genug veranschlagen läßt: jeder Papst, jeder Kaiser, jeder wortgewaltige Bußprediger, jede politische, jede Naturerscheinung wurde auf ihren Zusammenhang mit solchen Prophezeiungen geprüft, in Allem und Jedem gewöhnte man sich ein Anzeichen der verkündigten Umwälzungen zu sehen, man verlernte beinahe die Schätzung des Möglichen und der realen Kräfte, man begann mit der Möglichkeit großer, weltumgestaltender Wunder zu rechnen; und bei einer solchen Betrachtung der Dinge mußte natürlich unter plötzlichen Gesinnungs-

wechseln, Gefühlsverwirrungen, geistigen Epidemieen und einem gefährlichen Überwiegen des elementaren Instinkt- und Triebslebens alles Zielbewußtsein des Handelns, alle Klarheit des Urteilens, alles gesunde Maß in Beherrschung der Zustände wie der Persönlichkeiten verloren gehen. In den Massen gährte und drängte es: das Evangelium der Armut begann seine furchtbare kommunistische Kehrseite sehr begehrlich und unasketisch hervorzudrehen, und schon schüttelte es die erhobenen Fäuste nicht wider den gehaßten Klerus allein, nein auch gegen die wucherischen Juden, gegen die städtischen Patrizier, gegen die fürstlichen Bedrücker und ihre Helfer, die römischen Rechtsverdreher, gegen die ganze Schar pfäffischer, despotischer, kapitalistischer Blutsauger und Freiheitsmörder. Um eine Vorstellung von dieser revolutionären Erregtheit in den Städten zu gewinnen, braucht man etwa nur die Gedichte Suchenwirts aufzuschlagen oder das Gedicht über den Würzburger Städtekrieg von 1397, wo bereits Pfaffen, Adlige und Juden und die besitzenden Klassen überhaupt in einen Topf geworfen werden, über alle will der Pöbel herfallen, um ihr Gut zu teilen, denn „sie sind Tag und Nacht voll, so sind uns unsre Magen hohl“. Namentlich die Judenverfolgungen schon des 14. Jahrhunderts entsprangen nicht mehr religiösen Ursachen, wie einst aus Anlaß der Kreuzzüge, sondern vorwiegend der sozialen Erbitterung; und die Aufstände in den Reichsstädten zeigten schon im 13. Jahrhundert einen unverkennbaren sozialistischen Charakter: hatte doch auch hier die Kirche mit ihrer doktrinären Mißachtung des Handelsstandes als des „Wuchers“ der Revolution in die Hände gearbeitet, und eine unreife nationalökonomische Einsicht konnte im Bunde mit dem Egoismus wirtschaftlicher Unzufriedenheit auch hier in der Kirchenlehre gleichsam einen Rechtstitel finden, um dem Kapitalismus des Handelsstandes als einem unsittlichen und widerchristlichen den Krieg zu erklären. Die Litteratur wurde jetzt zu einem Kampfplatz, auf dem sich die einzelnen Stände grimmig befehdeten, aber so übermütig und höhnisch die Invektiven besonders der adligen Klassen lauten mochten, denen die Städter als gutes

Wildpret und die Bauern als zuchtloses Vieh galten, hinter solchen kecken Herausforderungen verbarg sich doch eine gewaltige Angst, daß der Bauer, dem man auch den städtischen Pöbel zurechnete, den Adel „fressen“ werde, daß für die alte Gesellschaftsordnung bald die letzte Stunde geschlagen haben könnte. Von den Vorläufern der französischen Revolution hat Tocqueville das treffende Wort gesagt: „Als man anfing, sich für das Volk zu interessieren, sprach man von ihm in seiner Gegenwart, als ob es nicht da wäre.“ Das Gleiche gilt vom 14. und 15. Jahrhundert: die Wissenschaft hatte die Lehre von der Souveränetät des Volkes ausgebildet, aus dem Schoße der Kirche immer drohender sich das Evangelium von der Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen erhoben: den Armen gehört das Himmelreich, sie sind die erwählten Kinder des Herrn. Nun hatten diese Gedanken die Massen berauscht und sie hatten nicht übel Lust, das erhoffte goldene Zeitalter in ihrer Weise in Szene zu setzen. An Warnungen fehlte es nicht, aber sie verklangen in dem Sturme, der über die Welt des 15. Jahrhunderts plötzlich dahinbrauste und die seit lange dräuenden Gewitter zu einer ersten verheerenden Entladung brachte. Die hussitische Bewegung ist gemeint; ihr Ursprung und ihr Verlauf ist aus den geschilderten Voraussetzungen leicht verständlich zu machen.

Sie empfing gleichsam ihre Mündigkeitserklärung durch die Übernahme eines fremden Vorbilds, der Wiclifschen Reformbewegung in England. Diese setzte im Jahre 1377 ein, und ihr Führer, ein Jünger der Scholastik in der das augustinische Element schärfer betonenden Fassung Bradwardinas, fand aus den antikurialistischen Tendenzen des in kräftiger Entwicklung begriffenen angelsächsischen Landeskirchentums heraus Beruf und Erfolg nicht eines religiösen, aber eines kirchenpolitischen Reformators. Nicht die Selbständigkeit einer reichen Natur, sondern die Klarheit und Schärfe der Formulierung gab seinen Forderungen den ungewöhnlichen Nachdruck. Er war durchdrungen von dem waldensisch-franziskanischen Glaubenssatze, daß das Evangelium eine Sache des Lebens sei, und der Konflikt des

landeskirchlichen Stammesgefühls mit universalpäpstlichen Anmaßungen gab ihm den Mut, die Berechtigung des hierarchischen Kirchenbegriffs an dem ethisch-apostolischen zu prüfen, demnach das objektive Recht des Papsttums und der Hierarchie zu leugnen, ihr subjektives Recht aber von der Beobachtung des Gesetzes Christi abhängig zu machen. Objektiv ist dem Klerus der weltliche Besitz und die weltliche Gewalt abzustreiten, und weltliche Verhältnisse durch geistliche Strafen zu regeln, steht ihm nach der Schrift nicht zu. Auch die Schlüsselgewalt des Papstes ist wesentlich keine andre, als die eines jeden Priesters: sie kann nur lösen und binden, soweit sie sich in den Normen des Gesetzes Christi hält. Es giebt nur Einen, der Gnade verleiht, es giebt nur Ein Haupt der Kirche: Christus. Nur wer in Christi Gesetz bleibt, steht in seiner Gnade und in seinem Lehen, ob er Laie sei oder Priester; auch darf der Priester von dem Laien zur Rechenschaft gezogen, angeklagt und gestraft werden. Und wenn der Unterschied der Stände als Kleriker, Herren und Volk in der Schrift gegründet ist, so doch nicht die hochmütige Trennung der Sekten, denn es giebt nur Eine christliche Sekte: die, welche sich zum göttlichen Gesetz bekennt. Alle besondern Sekten aber, die sich einen eigenen Wert beilegen, wie die weltliche Hierarchie, die älteren Orden und die Bettelmönche, haben keinen Grund in der heiligen Schrift. Die scharfe Scheidung der religiösen und der weltlichen Sphäre, der tiefe sittliche Ernst und die Popularität seines apostolischen Grundgedankens erklären die Erfolge dieses Reformators, der von seinem Schriftprinzip her auch zur Übersetzung der Bibel in die Landessprachen und zu einer biblicistischen Kritik der kirchlichen Praxis fortschritt, indem er die Transsubstantiationslehre verwarf, Ablaß und Ohrenbeichte, Heiligendienst, Reliquienverehrung und Wallfahrten bekämpfte, den geistigen Charakter des Gottesdienstes betonte und das Sakrament der Firmung, der letzten Ölung und der Priesterweihe als nicht schriftgemäß bestritt. Diese Gedanken, — die übrigens in dem Bauernaufstand in Kent im Sommer 1381 auch ihre naheliegende sozialistische Anwendung gefunden hatten, —

in zahlreichen Predigten, Traktaten und Streitschriften mit Beredsamkeit und Scharfsinn entwickelt, schlugen zündend ein auf dem Boden Böhmens, wo vor Allem durch Karls IV. ausgezeichnete Landesadministration das kulturbildende Deutschtum seine Aufgabe so trefflich gelöst hatte, daß das czechische Element zu einer Höhe der Selbständigkeit entwickelt worden war, welche jenes jetzt als ein feindselig Fremdes empfand und sich stark genug fühlte, es auszustoßen; wo ferner durch die Propaganda eines Milicz von Kremsier und Matthias von Janov der römische Kirchenbegriff gelockert, die alte franziskanische Frömmigkeit und Apokalyptik eingebürgert und seit der Vermählung der Tochter Karls mit Richard II. von England (1382) die Verbindung von Prag und Oxford hergestellt war, sodaß nunmehr die Ideen Wiclifs sich mit den vulgären franziskanischen treffen und in ihrer oppositionellen Wendung gegen die hierarchische Kirche durch den Haß auf das Deutschtum, welches jene Kirche und ihre fremde Kultur ins Land gebracht, den fanatischen Schwung eines „Gotteskrieges“ gewinnen konnten.

Der erste Herd Wiclifscher Ideen war die Prager Universität, welche schon 1409 das deutsche Element ausstieß, was zur Gründung der Universität Leipzig führte. Der einflußreichste Wortführer war seit 1398 der Professor und Prediger Johannes Hus, den der Erzbischof wegen seiner ketzerischen Anschauungen vom Predigtamt ausschloß und trotz seiner Appellation an den Papst und dem Widerspruch der Universität mit dem Kirchenbann belegte. König Wenzel suchte zu vermitteln, aber der Papst bestätigte den Bann, was eine solche Erbitterung erregte, daß die Opposition gegen den Mißbrauch geistlicher Mittel zu irdischen Zwecken, von Hus, Hieronymus von Prag und andern redegewaltigen Agitatoren geleitet, immer leidenschaftlicher, der Ablaß als teuflischer Betrug gescholten und die päpstliche Kreuzbulle 1412 in Prag öffentlich beschimpft und verbrannt wurde. Der Bann über Hus wurde erneuert und das Interdikt über seinen Aufenthaltsort hinzugefügt, infolgedessen er, auf Christus als seinen einzigen Richter weisend, Prag verlassen mußte und sich

nunmehr der demagogischen Wanderpredigt widmete. Seine Verurteilung auf dem Konstanzer Konzil am 6. Juli 1415 rief in Böhmen eine ungeheure Bewegung hervor, welche augenblicklich eine starke nationale Färbung annahm und sich gleichzeitig gegen das Kaisertum wie gegen die Kirche erhob. Man verlangte das Recht der freien Predigt und erklärte alle kirchlichen Verfügungen für ungültig, wofern sie nicht schriftgemäß seien; und als Papst und Konzil zur Unterdrückung dieser böhmischen Ketzerei aufgerufen hatten, fühlte man sich sogar stark genug, Sigismund die böhmische Krone zu verweigern. Dieser suchte vergeblich für einen Kreuzzug gegen die Böhmen Stimmung zu machen; gegenüber den vom Fanatismus und der Feldherrngenialität eines Ziska disziplinierten böhmischen Bauernheeren erwies sich die militärische Leistungsfähigkeit des Reiches völlig ohnmächtig, Böhmen wurde von den Hussiten rasch erobert, hunderte von Kirchen und Klöstern wurden verbrannt, und 1425 brach die Bewegung in verheerenden Raubzügen über das wehrlose Deutschland, über Sachsen, Ungarn, Schlesien und Baiern herein, mit Blut und Schrecken ihren Weg bezeichnend, aber doch auch überall einen merklichen Bodensatz antikirchlicher, kommunistischer, sozialrevolutionärer Gährungsstoffe zurücklassend. Denn die Zündmasse christlich-sozialer Anschauungen hatte überall ungefähr in derselben Stärke bereit gelegen, aus dem nationalen Programm der Czechen war nur der entscheidende Funke hervorgesprungen, der jene Zündmasse in Flammen setzte, welche sich nun reißend weiter fraßen und, als der Hussitensturm verbraust war, unter der Asche allenthalben fortglommen, um an verschiedenen Punkten stoßweise wieder hervorzuschlagen und, in einer langen Reihe von Revolutionsbränden durch das Jahrhundert sich fortpflanzend, erst in dem furchtbaren Blutbade des Reformationszeitalters zu verlöschen.

Der Laienkelch, d. h. die Forderung des Abendmahlgenusses in zweierlei Gestalt (Utraquismus), war lediglich ein Symbol der hussitischen Bewegung, unter dem sich die im übrigen auseinanderweichenden Parteien trafen. Die gemäßigte

Partei, vertreten durch den Adel, die Universität und Altstadt Prag, fand in den Verhandlungen mit dem Basler Konzil — Verhandlungen also mit notorischen Ketzern, welche Beschämung für die Kirche! — den Boden einer Verständigung mit dem Katholizismus (1433) und erwirkte durch das Privileg des Laienkelchs, der Bestrafung öffentlicher Verbrechen der Geistlichen durch die zuständigen Behörden und der freien Predigt des Evangeliums die allerdings unsichere und vom Papsttum angefochtene Selbständigkeit der böhmischen Landeskirche, in welcher dann freilich die religiösen Freiheitsbestrebungen später ebenso zum Schweigen gebracht wurden, wie die analogen demokratischen einer rücksichtslosen Adelsherrschaft unterliegen mußten. Die demokratische Partei der Taboriten und Orphaniten aber, welche die Säkularisation des Kirchengutes, Herstellung der apostolischen Sittenzucht, Verwerfung der Klöster, des Fegefeuers, des Heiligen-, Bilder- und Reliquiendienstes verlangte, das gottesdienstliche Gepränge ebenso wie die fremde Kirchensprache, die Hierarchie und die theologische Wissenschaft ablehnte, in ihrem herben moralistischen Rigorismus ein entschieden kulturfeindliches Gepräge trug und, obwohl gegen alle weltlichen Gewaltmittel grundsätzlich protestierend, doch nicht nur durch aufreizende Manifeste an alle Nationen und fanatische Reiseprediger, sondern selbst mit Feuer und Schwert das Reich Gottes auf Erden aufrichten wollte, eine Theokratie sozialistischen Charakters auf Grund des Gesetzes Christi, der apostolischen Lebensführung, diese radikale Partei blieb, auch nachdem ihre kriegerische Kraft 1434 gebrochen, ihr Enthusiasmus nach blutigen Kämpfen verraucht und die Wildheit ihrer kommunistischen Auswüchse gebändigt war, auf dem Boden der wiclifschen Anschauungen stehen, schloß sich vielfach der waldensischen Propaganda an und wirkte in ihrer reinsten, religiösen Fassung in der frommen Gemeinde der weltflüchtigen böhmischen und mährischen Brüder fort, welche dann das Auftreten Luthers mit so freudigen Hoffnungen begrüßten.

Schon einsichtige Zeitgenossen haben es völlig klar erkannt,

daß es sich bei dem Hussitismus nicht bloß um eine einfache Auflehnung gegen die kirchliche Autorität handelte, auch nicht bloß um eine nationalböhmische Angelegenheit, sondern um die Grundfragen der menschlichen Gesellschaft: es galt, gegen diese nicht allein kirchliche Ketzerei das Interesse der gebildeten Menschheit überhaupt zu verteidigen. Denn von dem Gedanken der apostolischen Armut, der christlichen Gleichheit und Brüderlichkeit her sollte hier ein Umsturz der Gesellschaftsordnung versucht werden, indem man nicht nur die Schranken zwischen Priestern und Laien, sondern auch zwischen den regierenden und besitzenden und anderseits den dienenden und arbeitenden Klassen niederbrach, die Vorrechte der Geburt, der Bildung und des Eigentums in Frage stellte, jedem Oberen, sobald er die Prüfung am Gesetze Christi nicht aushielt, alsbald Zins und Gehorsam weigern zu müssen glaubte, alles Recht und alle Gewalt einzig und allein dem souveränen Volke zuerkannte, einer zivilisationsfeindlichen Emanzipation der niederen Volksschichten, übrigens auch schon der Weiblichkeit, das Wort redete, nach der Beseitigung von Königtum, Adel und Hierarchie rief, aller durch Menschensatzung entstellten Tradition das untrügliche Evangelium entgegenhielt, durch die Leugnung der Transsubstantiation beim Abendmahl die Verehrung der Hostie als Götzendienst ansehen lehrte, damit die Achtung vor den Sakramenten, diesem eigentlichsten Machttitel der Kirche, verringerte und alle solchen aufwieglerischen, die Grundpfeiler der Daseinsordnungen unterwühlenden und voraussichtlich in den Orgien der Pöbelherrschaft ausmündenden Strebungen mit den eindringlichen Wendungen der Bibelsprache als die wahrhaft gottgefälligen zu erkennen gab, die nun einen wahren Fanatismus des Zerstörens und Ausrottens erweckten und durch Blut und Trümmer sich den Weg bahnen wollten in jenes goldene Zeitalter, da die Söhne Gottes auf den Nacken der Könige treten und alle Reiche unter dem Himmel ihnen werden gegeben werden. Es war ähnlich wie in den Zeiten des Urchristentums: „zu uns komme dein Reich“, so betete man, aber man erwartete das Kommen des Gottesreiches

nicht von einer allmählich aufsteigenden Entwicklung, sondern von einer plötzlichen, ungeheuren Katastrophe, die auf den Trümmern des Alten die neue Herrlichkeit unverweilt aufrichten mußte.

Hus war erstaunt gewesen, auf seiner Fahrt nach Konstanz bei den Deutschen in der Oberpfalz und in Franken so warmen Sympathieen, selbst unter den Geistlichen, zu begegnen. Diese Sympathieen wurden allerdings durch die böhmischen Raubzüge in Entsetzen und Abscheu verwandelt, man lernte die Husiten wie die leibhaftigen Teufel fürchten, und die Litteratur hallt wieder von dem Haß auf die unmenschlichen Ketzer. Dennoch haben sie in Deutschland einen sehr tiefgehenden Eindruck hinterlassen, weil ihnen verwandte Gedankenreihen überall entgegenkamen und die Masse schon längst taboritisch dachte, ehe noch von Hus die Rede war; es waren denn auch viele Deutsche zu den Husiten einfach übergegangen. Aber indem nun der husitische Geist eines zügellosen Aufruhrs sich mit den vorhandenen Gährungsstoffen verband, fand gleichsam eine plötzliche Steigerung der Temperatur statt, und es hob sich eine kochende Bewegung, die immer neue revolutionäre Blasen emportrieb. Und wenn der Husitismus seinem böhmischen Mutterlande eine völlige Erschöpfung aller Kräfte eintrug, in Deutschland wurde er zu dem wirksamen Ferment eines gewaltig kreisenden Prozesses, aus dem unter Schäumen und Brausen sich ein neues Weltbild gebären wollte.

Das Programm der Revolution ist im Jahre 1438 von einem Weltgeistlichen unter dem merkwürdigen Titel „Kaiser Sigmunds Reformation" entworfen worden. Der Verfasser denkt sich diese „Reformation" geleitet von einem Messias Friedrich, nicht dem Kaiser, sondern einem mystischen Priester dieses Namens; die Entscheidung erwartet er aber von einer allgemeinen Massenerhebung. Seine Schrift, die an Verbreitung immer mehr gewann und im 16. Jahrhundert mehrfach aufgelegt worden ist, ist mit Recht die Trompete des sogenannten Bauernkriegs genannt worden. Hier erscheint zum ersten Male das gefährliche Schlagwort von der „christlichen Freiheit", auf Grund dessen die Aufhebung der Leibeigenschaft als einer Versündigung

an Gottes Wort gefordert wird: wer ſich dieſer Aufhebung widerſetze, der ſei des Todes ſchuldig! Der Bauernſtand, der älteſte und ehrwürdigſte, ohne den alle andern nicht beſtehen könnten, muß frei ſein von allen Zehnten und Zinſen, von Strafen, Bann und Zoll; Waſſer, Wald und Weide müſſen freier Nutznießung offen ſtehen. Auch der kleine Mann in den Städten ſoll nach der Freiheit trachten, die Zünfte und die großen Handelsgeſellſchaften müſſen abgeſchafft, die Lebensmittelpreiſe und Lohnverhältniſſe aber durch die Vertreter der Handwerke neu geregelt werden. Denn wahrlich die Kleinen ſollen erhöht und die Gewaltigen erniedrigt werden, das letzte Zeitalter der Welt iſt angebrochen: es wird alles Unheil ausrotten und die Seligkeit herbeiführen, und der milde Gott wird einem Jeglichen geben, wonach Leib und Seele begehrt. In der Litteratur des 15. Jahrhunderts wird der „gute, fromme Bauer“ gern in idealiſierendem Lichte gezeigt, und in der religiöſen Verklärung der Urproduktion wie der Arbeit ſpiegelt ſich das höchſtgeſteigerte Selbſtgefühl der niederen Klaſſen, von deren ſaurem Schweiße ſich die ſtolzen Herren mäſten, die Müßiggänger und die Gottloſen, aber der Tag der Vergeltung iſt nahe! Das ganze 15. Jahrhundert iſt erfüllt von blutigen Aufſtänden, in denen der Bauer zur bewaffneten Selbſthilfe griff, überall fanden ſich aber unzufriedene Elemente verſchiedenſter Art hinzu, überall ging es über den Klerus, aber auch über die Juden und reichen Grundherren her. Der ganze Süden und Südweſten des Reiches war ein einziger großer Revolutionsherd, das Schlagwort wurde das göttliche Recht, durch das man die beſtehenden Rechte umzuſtoßen dachte, das Symbol der Bundſchuh als das Abzeichen der armen Leute; es galt die Abſchaffung aller Zehnten, Zölle, Zinſen, Frohnden und Abhängigkeitsverhältniſſe und die Einziehung aller kirchlichen und adligen Güter: ſcheint es doch, daß ungefähr zwei Drittel des geſamten Grund und Bodens im Reiche damals der Kirche gehörten. Das grauſame Vorgehen gegen die gelegentlich durch Verrat entdeckten Teilnehmer der Bundſchuhverſchwörung vermochte der revolutionären Propaganda

durch kühne Demagogen wie Joß Fritz, durch Bettler, Landsknechte, niedere Kleriker, Musikanten und fahrendes Volk aller Art natürlich nicht Einhalt zu thun; in den Wirtshäusern und Herbergen, auf den Kirchweihen, in den Spinnstuben und den öffentlichen Bädern wurden aufreizende Prophezeiungen verkündet, die Rebellionen hörten nicht auf, und seit 1514 übernahm der sogenannte „Arme Konrad“ die Erbschaft des Bundschuhs. Der Geist der Auflehnung erschütterte nicht minder die städtischen Gemeinwesen. In zahlreichen süd-, west- und mitteldeutschen Städten lassen sich etwa seit 1475 Revolutionen zum Teil sehr blutiger Art nachweisen; ja in Köln etablierte sich im Jahre 1513 ein plebejisches Regiment, das sich mit dem terroristischen der französischen Revolutionszeit einigermaßen vergleichen ließe.

Das in seiner eigentümlichen Tragik lehrreichste Vorspiel der sozialen Revolution fand im Frühjahr 1476 statt; sein Schauplatz war der idyllische Taubergrund, sein Held ein Sohn jenes ostfränkisch-schwäbischen Mischstammes, dessen grübelnde, phantasievolle und tief religiöse Veranlagung, verbunden mit einem eigensinnigen, trotzigen Freiheitstriebe und cholerischem Temperament, aufrührerischen Predigten stets bereitwillig offen stand, einen ausgesprochenen Hang zum Sektenwesen nie verleugnete und von den sozialpolitischen Ideen des ausgehenden Mittelalters vielleicht am Tiefsten erregt worden ist. Hans Böheim, ein schwärmerischer Hirtenjüngling und Musikant, zündete am 24. Februar d. J. vor der Wallfahrtskirche des Dörfchens Niklashausen ein Feuer an und warf sein Spielmannsgerät hinein, dann trat er unter das versammelte Volk und begann zu predigen. Er erzählte der aufhorchenden Menge von seinen Visionen und sprach als der Abgesandte der Mutter Gottes zu ihr; seine Predigt war gewaltig, und rasch trieb das Gerücht von dem neuen Propheten aus allen Windrichtungen andächtige Volksmassen nach Niklashausen zusammen. Der Inhalt seiner Predigten war Buße, strafende Mahnung und aufreizende Prophezeiung. Gott habe seinen Zorn auf die Welt geworfen, sonderlich auf den Klerus,

drum stehe es so gar übel um die Welt. Die Menschen sollten Buße thun, abstehen von allem Sündigen, von sich thun allen Putz und Tand, Halsbänder und Brusttücher, Schmuck, Seidenschnüre und Schnabelschuhe, und sich entäußern alles Weltlichen. Wer aber bußfertig sei, der werde der Fürbitte Mariä und der Vergebung seiner Sünden gewiß, denn hier in Niklashausen sei mehr Gnade, als in Rom, sei die heiligste Stätte der Gottesmutter, und wer hier beichte, dem sei der Himmel gewiß, ein Fegefeuer gebe es nicht. Aber noch Andres sprach Maria durch den Mund ihres Schützlings. Christus wolle die Habsucht, den Hochmut und die Wollust der Priester fortan nicht länger dulden; wenn sie sich nicht bessern, so werde die ganze Welt um sie Not leiden müssen, und es werde ein Tag kommen, da die Priester ihre Tonsur mit der Haud bedecken möchten, um nicht erkannt zu werden. Dann werde es keine Priester mehr geben, weder weltliche noch Ordensleute; darum solle man sich um die geistliche Gerichtsbarkeit nicht mehr kümmern, ihre Gebote und Sprüche nicht achten. Aber auch die weltliche Herrschaft sei verdorben, auch sie in ihrer Grausamkeit und bedrückenden Willkür sei Gott verhaßt; Gott wolle darum die Aufhebung aller Zinsen, Zölle, Zehnten und aller Lasten der Armen, weder den Prälaten, noch den Fürsten und Edeln solle fortan von dem armen Manne gegeben werden. Wald, Wasser und Weide sollen frei stehen zum Holzen, Jagen, Fischen und Hüten für Arm und Reich, Bischof und Bauer, Fürst und Volk. Keiner dürfe mehr haben, als der Andere, dann hätten Alle genug. Und jeder solle Arbeit leisten, wie der Andre, auch die Fürsten und Herren sollen schaffen um Tagelohn. Denn das sei Gottes Gebot, daß alle Tyrannei verschwinde von der Erde; der Kaiser sei ein Bösewicht, er gebe den Fürsten und Herren die Zölle und Auflagen über das gemeine Volk. Der Papst tauge nichts, denn er und seine Priester scheiden die Ehe, was nur Gott zustehe, und lehren das Fegefeuer, um die erschreckten Christen um ihr Geld prellen zu können. Aber wahrlich, kommen werde bald das Reich Gottes, die paradiesische Zeit der christlichen Gleichheit und Freiheit aller Menschen;

dann werde es nicht Kaiser und Papst, nicht Fürst und Bischof mehr geben, sondern nur noch — Brüder!

Keine Frage, daß hier die älteren christlich-sozialen Gedanken durch Einflüsse hussitischer Propaganda gefährlich verschärft worden sind. Und die Wendung zur thätlichen Rebellion blieb nicht aus, denn der „Pfeiferhansel" bewährte eine erstaunliche demagogische Fähigkeit. Wie einen Heiligen betete ihn das Volk an; war ihm doch nach seiner eigenen Aussage von Gott die Gnade der Sündenvergebung geliehen und die Kraft, selbst die zur Hölle verdammten Seelen dem Himmel zurückzugewinnen. Schon schwirrten Gerüchte in der Luft von Wundern, die der Prophet verrichtet habe, man drängte sich nach seiner Berührung, und Stücke seines Gewandes wurden als teure Reliquien verehrt. Immer höher schwoll der Andrang der Menge, sie wallte zu Tausenden und Zehntausenden heran: Männer und Weiber, Bürger und Bauern, Greise und Kinder, Gesunde und Kranke; die Ackerknechte verließen ihren Pflug und kamen mit der Peitsche in der Hand, die Mägde mit der Sichel, der Schmied mit dem Hammer, ein Jeder, so wie er ging und stand, als ihn der heilige Wandertrieb überkommen hatte. Zehrung und Geld hatten die Wenigsten, aber überall wurden sie freundlich bewirtet, man grüßte sich als Brüder und Schwestern und teilte mit den Pilgern Speise und Trank, wie es einst in den ältesten Gemeinden der Christenheit gewesen, wie es wieder sein würde, wenn erst Gott sein Reich auf Erden baute. Dem Pfarrer von Niklashausen war dieser plötzliche Ruhm seines kleinen Kirchspiels hocherwünscht; auch Adlige boten ihre Protektion, und der Graf von Wertheim freute sich, daß Geld in sein Ländchen kam. Aber nachdem das Wallfahrtsunwesen ein Vierteljahr gedauert und bedenkliche Gerüchte über die Brandreden des Propheten sich verbreitet hatten, wurde dem Grafen doch bange, und er bat den Erzbischof von Mainz, gegen den Unfug einzuschreiten. Dieser beauftragte den Würzburger Bischof, gegenüber dem unrechtmäßigen Volksprediger das Interesse der kirchlichen Ordnung wahrzunehmen. Der Bischof aber schob seinerseits den heikeln Auftrag dem Würzburger

Magiſtrat zu, welcher ſich endlich entſchloß, dem Propheten den Prozeß zu machen. Angeſichts dieſer Anſtalten ſcheint Hans Böhm zur offnen That aufgerufen zu haben. Es wird berichtet, daß er am 7. Juli den Wallfahrern verkündete, ſie ſollten am Margarethentage wiederkommen, aber Weib und Kind daheim laſſen und ihre Waffen mitbringen; er habe ihnen auf Geheiß der Jungfrau Maria drei Worte zu ſagen. Damit war ohne Zweifel der Aufruhr proklamiert; der Biſchof ließ darum eines Nachts den ſchlafenden Pfeifer durch eine Reiterſchaar heimlich aufheben und in Würzburg gefangen ſetzen. Als die Wallfahrer am feſtgeſetzten Tage zuſammenſtrömten und ihren Helden nicht mehr fanden, zog ein Teil alsbald wieder fort, der größere aber ließ ſich durch fanatiſche Anführer zur Befreiung des Heiligen hinreißen. Mit hunderten brennender Wachskerzen zog die begeiſterte Menge ſingend durch die Nacht nach Würzburg und meinte, die Stadtmauern würden vor ihrem Anlauf niederbrechen, wie einſt zu Jericho. Aber den Geſchützen und dem Reiterangriff der Biſchöflichen konnte ihre Tollkühnheit nicht Stand halten, eine wilde Flucht war das Ende; die Rädelsführer wurden gefangen, verhört und zum Tode verurteilt, Hans Böhm ſtarb auf dem Scheiterhaufen, und ſeine Aſche ſtreute man in den Main. Da das Wallfahrten gleichwohl nicht aufhörte, zog man auch die Pfarre des Dörfchens ein, brach die Kirche nieder, und in den reichen Kirchenſchatz teilten ſich der Graf von Wertheim und die Biſchöfe von Mainz und Würzburg.

Daß man das noch wagte, nachdem die Maſſe eine ſo bedrohliche Haltung angenommen, ſcheint zunächſt kaum begreiflich: es beweiſt, wie man die Maſſe immer noch verachten zu können glaubte, in ihrer ganzen Furchtbarkeit hatte man ſie noch nicht kennen gelernt. Noch wähnte man, die revolutionäre Gährung durch die brutale Gewalt niederhalten zu können. Aber länger als 40 Jahre hindurch verſammelten ſich nächtlicher Weile noch die Jünger des verbrannten Propheten auf den Trümmern des Kirchleins, das 1518 von Neuem erbaut werden mußte. Und die Gewalt ſeiner Predigt blieb lebendig. Die Flamme, welche

hier erstickt schien, züngelte immer wieder in neuen Bauernerhebungen empor, die Freiheitskämpfe der schweizer Eidgenossen gossen neues Öl hinein; und immer klarer wurde es, daß, weil bei aller Furcht doch nirgends zu einer volksfreundlichen Reform auch nur der geringste Ansatz gemacht wurde, alle solchen örtlichen Erhebungen sich einmal zu einem allgemeinen Massenaufstande würden zusammenschließen müssen. Mit bleierner Schwere lastete das Gewitter der sozialen Revolution über Deutschland, in wetterleuchtenden Schlägen hatte es sich angekündigt, jeden Augenblick konnte es losbrechen, — wer mochte wissen, welches der Ausgang sein würde? Mit angstvollem Grauen, mit einer peinigenden Ungewißheit, umdüstert von pessimistischen Stimmungen schaute man in die Zukunft. Unheilkündende Sturmvögel schwirrten inzwischen durch die Luft: Weissagungen von einer Reformation der römischen Kirche durch die Deutschen, die Franken und ihren Kaiser; von dem Jahre 1524 erwarteten die Astrologen eine ungeheure Veränderung aller Dinge, Andre sprachen von Einem, der aufstehen werde und ausgehen lassen im Druck, deutsch und lateinisch, Schriften wider den Papst und die Priesterschaft, „dadurch die gemeinen Laien Neid und Haß werden tragen gegen den Papst und die christliche Kirche, dadurch sich erheben wird ein Aufruhr in aller Christenheit wider die Geistlichen". Da werden alle Tyrannen, so sich wider das Evangelium setzen, ihren Lohn empfangen; und es werden Menschen aufstehen, zu verändern die alten Gesetze und neue zu machen, und die Geringen werden sich erhöhen wider die Könige und Großmächtigen, sie zu vertreiben aus ihrer Gewalt und jämmerlich verfolgen.

Und inzwischen nahm der Klassenhaß immer schärfere Formen an: das hierarchische Selbstgefühl und der geistliche Standesstolz schwoll immer vermessener empor, je weniger er noch von religiösen Momenten getragen wurde: in allen Aktenstücken des Niklashäuser Prozesses tritt eine grenzenlose Überhebung der höhern Stände hervor und eine überschraubte Verachtung der „rohen, leichtgläubigen, tollen" Menge und ihres angebeteten „Narren", der nicht einmal das Symbolum verstehe oder logisch

denken könne. Ohne das mindeste Verständnis für die tiefen religiösen und sozialen Bedürfnisse der Massen wußten Fürsten, Adel und Klerus jene lediglich politisch und finanziell auszubeuten, diese lediglich mit dem Rechte des Stärkeren niederzuschlagen. Niemand wollte begreifen, daß in diesen fortwährenden Zuckungen des Volkskörpers, in diesen rätselhaften psychischen Kontagien, religiösen Epidemieen und Revolutionsbrandungen sich Mächte ankündigten, deren furchtbarer Realität die abgenutzte Staats- und Gesellschaftsmaschinerie nicht mehr gewachsen war, und die man doch als gleichsam gar nicht vorhanden behandelte, indem man rein doktrinär an Reich und Kirche herumreformierte und nach wie vor durch eine eigensüchtige Politik des Verrats und der Bestechung, des listigen Ränkespiels und der brutalsten Unehrlichkeit das Volk, welches doch nach der Hingabe an große Menschen, Ausleger und Leiter seiner unklaren Hoffnungen und Aufregungen so leidenschaftlich verlangte, roh von sich stieß, ihm das Gefühl verwirrte und es sittlich entwürdigte.

Nicht aus einem bevorrechteten Stande, sondern aus der urwüchsigen Fülle der in energischem Selbstbewußtsein emporstrebenden, noch unverbrauchten geistigen Kräfte des deutschen Bauerntums, die übrigens gleichzeitig auch in der Sphäre des Humanismus auf die Höhen geistiger Freiheit emporzubringen suchten — zahlreiche deutsche Humanisten waren Bauernsöhne —, aus den gesunden sozialen Niederungen mußte der erwartete Messias kommen, der das tiefste Lieben und Hassen der Volksseele als der Vertraute ihrer innersten Lebensregungen begriff und von hier aus den unbeirrbaren, trefflichern Instinkt, den hellsichtigen Wagemut und die elementare Wucht des Losbrechens sich zugeeignet hatte, um nicht nur die ungeheure Doppelaufgabe einer sozialen und einer religiösen Reformation, sondern auch des Riesenkampfes mit einer tausendjährigen Kultur unverzagt auf seine Schultern zu nehmen. Denn ohne eine gewaltige soziale und wirtschaftliche Revolution war eine Reformation der Kirche nicht mehr zu denken: jeder Stoß, der gegen die Kirche

geführt wurde, mußte auch eine Unsumme von Besitz- und Machtverhältnissen, von geschichtlich gewordenen Rechten und Daseinsformen erschüttern, mit denen der ganze Gesellschaftsbau ins Wanken kam; und wurden erst diese Rechte zu Falle gebracht, so waren auch schon die weltlichen Gewalten bedroht. Längst hatte die kraftvoll emporbringende Laienkultur die Stützen der Kirche gelockert und geschwächt, längst fühlte sich ein selbständiges Geschlecht der kirchlichen Erziehung früherer Jahrhunderte entwachsen. Die Kirche hatte ihre ehrwürdige Aufgabe erfüllt: sie hatte die Kontinuität der Kultur erhalten und die Germanen in dem Erbe Roms zu einem höhern Dasein erzogen. Aber darüber war sie alt und morsch geworden; die lebendigen Ströme, die einst von ihr ausgegangen, waren längst versiegt, man sah nur noch die furchtbaren Gebrechen ihres Siechtums, die weltliche Seite ihrer ehemaligen Kulturaufgabe, welche, durch die religiöse nicht mehr verklärt, mit den Forderungen der Laienkultur nicht mehr bestehen konnte, nur noch die ungeheuren Opfer, welche die Aneignung der römischen Kirche und ihrer Ideenwelt den Germanen gekostet hatte. Daß eine Revolution unausweichlich sei und daß sie bei der Kirche beginnen werde, darüber gab es nur Eine Stimme, aber die Besorgnis vor der Zukunft täuschte sich gern mit der Möglichkeit, dem gewaltsamen Ausbruch noch zuvorkommen und die großen gesellschaftlichen Fragen noch mit den Mitteln des Friedens lösen zu können: daher das geschäftige Experimentieren und Reformieren in Reich und Kirche, in Recht und Verwaltung, wobei man doch mit allem Rechnen und Planen den springenden Punkt nicht traf, denn, indem man sich von ständischen Gesichtspunkten nicht loszumachen wagte, verstieß man unausgesetzt gegen den demokratischen Geist des Zeitalters, welcher der stärkere war, und so fand man nirgends das einigende Zeichen, unter dem man die ganze Nation hätte zusammenschließen können, nirgends den archimedischen Punkt, die alte morsche Welt aus ihren Angeln zu heben. Die kirchliche Frage wurde hier in erster Linie als eine finanzielle und wirtschaftliche angesehen, dort als eine nationale, hier als eine moralische, dort als eine

christlich-soziale, aber weder der Ingrimm des Steuerzahlers, noch der Welschenhaß des Patrioten, weder der strafende Ernst des Sittenpredigers, noch das Umsturzgeschrei des Proletariers waren stark genug, um mehr als einzelne Schichten der Nation zu erschüttern; die Kunst des Staatsmanns und der Geist des Gelehrten, die franziskanisch-augustinische Frömmigkeit und die Wertschätzung der weltlichen Wissenschaft, die Trennung von Wissenschaft und Religion mit dem tiefen Bedürfnis, in der Religion wieder die Religion herzustellen, d. h. das lebendige Trachten nach dem Heil, in dem die Seele ihren einsamen Weg zu ihrem Gott sucht, und die religiöse Disziplinierung aller Lebenspflichten — Alles, Alles vermochte den absterbenden Formen mittelalterlichen Daseins keine erhaltenden Kräfte mehr einzuhauchen, aber Alles trug doch zugleich das Gepräge eines neuen Geistes, der unruhig tastend und arbeitend, hier und dort die Hebel ansetzend, eine Veränderung aller Lebensordnungen herbeizuführen strebte, ohne freilich über den Grundriß des Neubaus sich irgend klar zu sein.

Was in allen solchen mannigfaltigen Forderungen und Strebungen eigentlich nach einem erschöpfenden Ausdruck verlangte, war die aus dem mehr als dreihundertjährigen Aufschwunge der Laienkultur erwachsene Umwandlung der Lebensgefühle und der ganzen Bewußtseinsstellung der Persönlichkeiten: außerhalb der Kirche und außerhalb des feudalen Verbandes war jene groß und mündig geworden, sie hatte die alten Ordnungen zersetzt, die alten geistigen und sittlichen Richtlinien überspült, sie empfand sich bereits als die Trägerin einer neuen Zukunft, deren dunkel geahnte Fülle sie eben in ihrer dämmernden Unbestimmtheit um so aufgeregter vorausgenoß, und doch sah sie keinen Weg, der alten Kultur, deren Kreis durch die Kirche umschrieben war, wirklich ledig zu werden. Die Ideale dieser neuen Kultur hießen nicht mehr Askese und Kontemplation, Devotion und Gehorsam, Resignation und Selbstverleugnung, sondern Weltgenuß und Arbeit, Wille, Kraft und That, Selbstsein, Prüfen und Herrschen. Darauf hatten die Ausbildung der Territorial-

gewalten und des sozialen Lebens, der wissenschaftliche und der wirtschaftliche Fortschritt, die großen Erfindungen und Entdeckungen, der Kapitalismus und das Genossenschaftswesen, der Humanismus und die Sektenreligiosität gleichmäßig hingeführt, und dieses kräftige Gefühl der Persönlichkeit, der Eigenständigkeit des Ichs, der Freiheit und der gottgewollten Menschenrechte forderte gebieterisch eine Auseinandersetzung mit der Kirche als der ältesten Kulturmacht zugleich religiösen, sittlichen und wissenschaftlichen, politischen und sozialen Charakters, in der der neue Geist aber nicht mehr zu atmen vermochte, und deren Macht nur ganz allein noch in ihrer geschichtlichen Ehrwürdigkeit, in der Idealität ihres Begriffs und in der Unmöglichkeit, an ihre Stelle ein Andres zu setzen, ihre Stütze hatte. Der mystische Enthusiasmus konnte zuweilen die Kirche überspringen, der aufgeklärte Freidenker konnte sie umgehen, damit war aber die große Kulturfrage nicht gelöst, weil dabei die reale Beziehung auf die Gesamtlage der damaligen Gesellschaft außer Acht blieb. Die Lösung konnte nur von einem Genie kommen, welches die tiefsten Bedürfnisse dieser Gesellschaft und das neue Lebensgefühl, welches ihnen allen bewußter oder unbewußter zu grunde lag, im Innersten verstand und für die Summe dieser Lebensgefühle die einigende Formel fand, in deren Zeichen die alte Kultur besiegt werden konnte. Dies intuitive Verständnis geheimster Wünsche und Hoffnungen der Gesellschaft, dies Verknüpfen des Getrennten zu einer lebendigen Einheit ist ebenso das unergründbare Geheimnis des Genies, wie die einleuchtende, hinreißende Einfachheit ihrer Formulierung. Die göttliche Institution der Kirche konnte nur durch Gott überwunden werden. Wer gegen diese heilige Kirche zu streiten wagte, wo wollte er denn bleiben? „Unter dem Himmel!“ war Luthers Antwort. Alles was die Humanisten von Menschenwürde und Menschenfreiheit verkündigt hatten, erschien auf einmal klein und arm gegenüber diesem unerschütterlichen Kraftgefühl, welches, über alle Angst und alle Übel, alle Abhängigkeit und alle irdischen Fesseln erhaben, im Bunde mit seinem Gott den Kampf gegen die ganze Welt aufzunehmen wagte. Er ganz

allein, und der Himmel über ihm, und Gott in ihm, die ganze Welt wider ihn — „es muß uns doch gelingen!“ Diese herrliche Freiheit des Christenmenschen hat Luther nicht nur erlebt und unter Schmerzen errungen, sein Genie hat auch die Formel gefunden, in der sie auf Grund seines Mittleramtes fort und fort nachempfunden und immer aufs Neue erlebt werden konnte: die Rechtfertigung des Menschen vor Gott allein durch den Glauben. Diese vorkatholische Lehre hatte Augustin einst zurückgestellt, weil er sehen mußte, daß sie zum Deckmantel sittlicher Laxheit diente; Luther stellte sie wieder auf den Leuchter, weil inzwischen klar geworden war, daß „der Glaube, der in der Liebe thätig ist“ durch die Überschätzung der Werkheiligkeit die Religion entleert hatte, und weil er, wie Paulus, den Glauben wieder als eine Lebensmacht, als wirkliche Wiedergeburt begriffen hatte. Und in diesem Lebensinhalt ihre Stärke besitzend hat die Rechtfertigungslehre Luthers das Angesicht der ganzen Welt verändert, den alten Kirchenbau zerschlagen, den Glauben vom Erkennen, die Sittlichkeit von der asketischen Metaphysik befreit, die Religion aus allen Verstrickungen mit politischen, sozialen, wirtschaftlichen Fragen gelöst und als praktische persönliche Heilslehre wiederhergestellt, der Laienkultur ihre göttliche Weihe gegeben und dem deutschen Geiste zum ersten Male eine führende Weltrolle erobert. Und dieser erste Triumph Deutschlands auf der europäischen Geistesbühne war nicht ein Triumph des Intellekts, sondern ein Triumph des Charakters, ein Triumph des Gewissens!

Das ganze Mittelalter hindurch war Deutschland das Land der Nachahmung gewesen, der römischen und dann der romanischen Kultur hatte es sich willig gebeugt. Die Kirche und das Kaisertum, Askese und Mönchtum, die cluniacensische Frömmigkeit und die gregorianische Weltbetrachtung, die Dialektik und die Scholastik, das Rittertum mit seinem Turnierwesen, Frauendienst und seiner Romanphantasie, die geistliche Didaktik und die bernhardinische Mystik, die franziskanische Frömmigkeit und das Ordenswesen, das westfränkische Recht, der romanische und der

gotische Stil, das Bankwesen und die Diplomatie, selbst die Religiosität der Sekten, Apokalyptik und Prophetie, zuletzt noch der Humanismus — alles Das waren Rezeptionen aus der romanischen Kultur gewesen, in Deutschland eigenartig gefärbt und weiter gebildet, aber doch fremdem Geist entlehnt und nachgeschaffen. Jetzt zum ersten Male erwuchs aus der Tiefe des deutschen Gewissens die Kraft, die tausendjährige Herrschaft des Romanismus abzuwerfen, die Grundlagen einer selbständigen Nationalkultur zu legen und gleichwohl mit der nationalen Aufgabe — das war das Größte! — auch eine Weltaufgabe zu lösen.

Luthers Jugendgeschichte ist ein typisches Abbild der aufsteigenden Kräfte seines an der Umprägung aller Daseinsformen und Lebenswerte mühsam arbeitenden Zeitalters. Die Entwicklung knüpft von Neuem an ihre Ursprünge an, die „Rückkehr zum Zeichen" erfolgt: der älteste Träger eigenwüchsig deutscher Kultur, der Bauernstand, schwingt sich mit ihm an die Spitze der Nation und vollzieht kraft der ursprünglichen Selbstgewißheit, mit der er sich der entscheidenden Probleme bemächtigt, die gewaltige Abrechnung mit der durch den Gang einer tausendjährigen Geschichte ihr auferlegten römischen Erbschaft. Es konnte ihm nur gelingen im Bunde mit den fortschrittlichen Mächten der Zeit: der Bauernsohn Luther wurde zum Genossen des Bürgertums und stieg von dort aufwärts in die Kreise der Wissenschaft, er wuchs auf in der Atmosphäre der städtischen Kultur, der Laienbildung und der Laienfrömmigkeit, hier zweigte seine Individualität aus kräftiger Wurzel empor, von diesem festen Grunde her war ihm Art und Richtung der Weltbetrachtung vorgeschrieben, und dies breite, sichere Haften im Mutterboden gehört zu den allezeit gegenwärtigen Bedingungen in seiner großen Auseinandersetzung zwischen Deutsch und Römisch, Laientum und Kirche. Aber die geistige Centralmacht des Jahrhunderts, die Kirche, konnte niemals von außen, konnte allein von innen her überwunden werden, allein von Dem, der sich ihr

mit Seele und Leib völlig zu eigen gegeben: Luther, der Bauer, der Bürger, der Gelehrte, wurde Mönch; er suchte die Kirche eben dort auf, wo trotz alledem und alledem immer noch ihre vornehmste ideale Kraft lag, in der Askese. Und als er den Riesenkampf vollendet, als der Laie in ihm den Mönch überwunden hatte, die Kutte zornig abzuwerfen und die Klosterpforten zu sprengen, da trat er kühn hinaus, die deutsche Laienwelt, Kaiser, Fürsten und Adel voran, auf den Kampfplatz rufend wider Rom, seine Kirche und seine Fremdkultur, und die Laienbildung erlebte unter Sturm und Drang ihren ersten durchschlagenden, hinreißend empfundenen Triumph: der Bauernsohn „lehrte Fürsten, Könige und Kaiser mit seiner Weisheit."

Nimmt man zu dem Allen die durch keine Formel hinlänglich zu fassende Intuition der spezifischen Genialität hinzu, so ist in dem geschilderten Prozeß das Verständnis von Luthers Jugendgeschichte und von der ungeheuren Summe von Kräften, die sein Hervortreten auslösen mußte, im Wesentlichen enthalten.

Der Reformator kam aus dem Herzen Deutschlands. Das sächsisch-thüringische Bergland war der Schauplatz seiner Jugendgeschichte; und seine Stammesart, von der des Westens und des Südens wesentlich unterschieden, ergriff in ihm die geistige Führung gerade an dem geschichtlichen Punkte, wo es galt, mit der bisherigen rettungslos krank gewordenen Entwicklung der Nation, welche eben auf der Vorherrschaft des Westens und des Südens beruht hatte, zu brechen und die große „Rückkehr zum Zeichen" zu vollziehen, d. h. dasjenige Problem wiederzuentdecken, von dessen unzulänglicher Lösung am Ende die ganze heillose Mißbildung herkam: Einklang des germanischen Charakters mit den überkommenen Ideen der römischen Kultur. Solange die führenden Kräfte der Reichsgeschichte im Westen und im Süden gelegen hatten, war Deutschland von jenen Ideen überwältigt, aus den Fugen gerückt und zu den außerordentlichsten Opfern genötigt worden; sobald aber die Zeugungskraft jenes Bodens durch diesen gewaltigen Prozeß erschöpft war, entfaltete sich die Triebkraft der nördlicheren Gebiete, welche die Kraft deutschen

Eigenlebens treuer hatten festhalten können und nunmehr in die Rolle des Südens eintretend das große Kulturproblem aufs Neue in Angriff nahmen, um es mit neuen Mitteln und aus einem ungleich kräftigeren nationalen Empfinden heraus zu lösen, wobei ihnen alle die furchtbaren Erfahrungen jenes langen Kampfes mit dem Romanismus lehrreich zu gute kommen mußten. Es war ja das Verhängnis, aber auch zugleich der Segen der deutschen Entwicklung, daß sie niemals ein fest lokalisiertes Königtum, niemals einen Alles überherrschenden Kulturmittelpunkt von der centralen Bedeutung wie Rom, Paris und London gekannt hat, daß vielmehr ihre landschaftlichen Teilgebiete in der geistigen Führung der Nation sich abgelöst haben und jedes einzelne, das Erbe seiner Vorgänger übernehmend, zugleich eine neue, unverbrauchte Kraft hinzubrachte, durch deren Übergewicht es die Richtung der Gesamtentwicklung bestimmte.

Der ausgesprochene Gegensatz nord- und süddeutscher Stammesart hat weit zurückliegende Voraussetzungen. Im letzten Grunde geht er zurück auf die hier früher, dort erheblich später, hier unmittelbar, dort nur mittelbar erfolgte Berührung mit der Kultur der Römerwelt. Während das fränkische Volk seinen Anteil an dieser Kultur mit einem erschreckenden sittlichen Verfall, einem Verlust seiner staatenbildenden Kraft und dem zersetzenden Widerstreit politischer Leidenschaften, eigensüchtiger Stammes- und Standesinteressen erkauft, den Sinn der sichern Größenschätzung, den Instinkt für das wirklich Erreichbare, die klare politische Fruchtbarkeit darüber eingebüßt hatte, während das Rheinland, dieses eigentliche Vorland der Civilisation, der ganze Westen und Süden den Einflüssen des Romanismus wehrlos offen stand, war das nördliche Deutschland in seiner schollentreuen Seßhaftigkeit und durch keinerlei einschneidende Teilungen gesprengten Geschlossenheit aus der gesunden Bahn eigenständiger Entwicklung nie herausgedrängt worden; weder sein politisches noch sein sittliches Leben hatte ähnliche Krisen durchzumachen, und die besonnen abwägende Klarheit, der sichere Blick für das Wirkliche und Notwendige, der unbeirrbare Scharfsinn und die zähe Energie

des Wollens blieben darum sein glückliches Erbteil. Nicht nur das Christentum setzte sich hier am Spätesten und als Träger der gehaßten, gewaltthätig auferlegten Fremdkultur unter furchtbaren Erschütterungen durch, auch alle romanischen Rezeptionen des Mittelalters traten hier, in größerer räumlicher Ferne, beträchtlich später und je nördlicher, um so abgeschwächter in Wirksamkeit, als im Süden und Westen: sie waren schon durch das fränkische Mittel hindurchgegangen, und ihre Aneignung vollzog sich so um viele Grade leidenschaftsloser und ohne die Gefahr, die Sicherheit der eigenen Natur daran zu verlieren. So innig und freudig man sich dem Christentum als Religion, nach dem Zeugnis des „Heliand", schließlich hingegeben hatte, so dankbar man die geistige, sittliche, technische und wirtschaftliche Kulturarbeit der Mönche anerkannte und in frommen Schenkungen und Stiftungen einen sehr regen religiösen Sinn bethätigte, — der Kirche als politischer Macht gegenüber blieb man immer mißtrauisch: die Abneigung, mit der man schon im 8. Jahrhundert hier der bischöflichen Gewalt, der Eintreibung des Zehnten und der Strenge der kirchlichen Bußdisziplin widerstrebt hatte, erbte sich weiter. Die Synode von Hohenaltheim (916), die der Stärkung der geistlichen Standesinteressen dienen sollte, war von den sächsischen Bischöfen nicht beschickt worden, die Verbindung Thüringens mit Sachsen war ungefähr gleichzeitig, dem Widerspruch des dort mächtigen Mainzer Erzbischofs zum Trotz, erfolgt, und der 919 zum deutschen König erwählte Sachsenherzog Heinrich I. wies die ihm von Mainz angetragene kirchliche Salbung und Krönung einfach zurück, um sich politisch, der Kirche unverpflichtet, lediglich auf das Einvernehmen mit den Laiengewalten zu stützen. Nichts bezeichnender für die norddeutsche Art, als das Verhalten dieses ersten deutschen Königs aus sächsischem Stamm zu der romanisch beeinflußten Sphäre seines Machtgebietes: bei allem Selbstgefühl, allem kriegerischen Hochsinn und Stammesstolz und der echt sächsischen Fähigkeit plötzlichen cholerischen Aufbrausens doch kein übermütiges Hervorbrechen, kein rasches, keckes Zugreifen, keine übereilten Gewaltmaßregeln, vielmehr ein schrittweises Vor-

gehen, zähe, verschlagen, mißtrauisch, die sächsische Hegemonie nicht brüsk behauptend, sondern durch Verträge und eine kluge Diplomatie langsam befestigend, über dem deutschen König nie seine sächsische Stellung vergessend und mit einem gewissen Unbehagen die Fühlung mit der fränkischen Kultur erstrebend. Denn noch war Sachsen ein Land von durchaus aristokratischer Kultur auf bäuerlicher Grundlage, noch ruhte seine Kraft in dem alten und kriegerischen und ritterlichen Geburtsadel, und trotz der Übernahme karolingischer Bildungen wie Grafengewalt, Schöffenwesen und Amtsadel war der Anschluß an das Leben der westlichen und südlichen Stämme auch nicht von fern erreicht, und erst Heinrich bereitete ihn vor, indem er unter dem Drucke der Slaven- und Magyarennot ummauerte Burgen anlegte, den Reiterdienst ausbildete, die Wehrkraft auf neue Grundlagen stellte und damit die Voraussetzungen schuf, aus denen auch hier, wennschon ungleich langsamer als im übrigen Deutschland, ritterliches und bürgerliches Leben sich allmählich entwickeln sollte. Aber wenn auch Heinrichs letzte Jahre eine entschieden kirchenfreundliche Politik einschlugen und sein Sohn Otto, nach dem unhaltbaren Versuch der Begründung einer absolutistischen Centralmonarchie in diese Bahn zurücklenkend, die Kirche in sein politisches System eingliederte und somit auch Burgund und Italien in seine Machtsphäre beziehen mußte, den Typus des römischen Reiches deutscher Nation schaffend und der Durchdringung der Gesamtnation mit der römisch-kirchlichen Kultur den entscheidenden Anstoß gebend, der Sachsenstamm blieb gleichwohl in seiner Sonderstellung beharren: auf seinen göttlichen Ursprung, seine Heldenkraft und sein Christentum pochend fühlte er sich stolz als das auserwählte Volk, gegenüber dem Reich und der Kirche wahrte er sich eine unbeeinflußte Freiheit der Entschließung, schloß sich beiden im Ganzen nur soweit an, als es seine eignen Interessen zuließen, nahm andernfalls offen eine feindselige Haltung an und hielt, während das Reich nach Süden blickte, das Auge allezeit fest gerichtet auf den englisch-skandinavischen Norden und den slavischen Osten, in dessen mannhafter Abwehr, Christianisierung

und Germanisierung er eine Jahrhunderte umfassende Kulturaufgabe erfüllte; in demselben Sinne richteten die sächsischen Fürsten 1147 ihre Kreuzfahrt nicht in den Orient, sondern gegen die heidnischen Wenden, und wenn schon in Kultur- und Stammesart ein Gegensatz zum Reiche begründet lag, so nicht minder in dieser kolonistischen Propaganda, die noch immer eine wirksame Schule gesunder Beobachtung, entschlossener Thatkraft und eines nüchternen, gleichsam voraussetzungslosen Realismus gewesen ist.

Schon zur Zeit Heinrichs III. trat diese Entfremdung der sächsischen Interessen deutlich hervor, der Schauplatz der eigentlichen Reichsgeschichte blieb auch in der Folge auf den Westen und Süden beschränkt, und der Gegensatz zum Norden wurde kaum überbrückt. Das unter dem genialen Erzbischof Adalbert zu einer kurzen, aber glänzenden Blüte aufsteigende Kirchenfürstentum Bremen erregte die grollende Bitterkeit der sächsischen Laienfürsten, die Sachsenpolitik Heinrichs IV. entzündete vollends einen leidenschaftlichen Haß gegen die hochmütigen, treulosen und räuberischen „Schwaben", wie man die Kaiserlichen nannte, die Zehntforderungen des Mainzer Stuhles wurden trotzig geweigert, und nirgends vielleicht waren die Spannungen zwischen den Erzbischöfen einerseits, Laienadel und Städten anderseits so heftige und so dauernde, wie gerade im thüringischen Sprengel. Das vom Papst unterstützte Gegenkönigtum und die Erhebung Heinrichs V. gegen seinen Vater fanden in Sachsen und Thüringen ihre wichtigsten Stützpunkte, mit einem sogar kirchenschänderischen Fanatismus der Rachsucht brach man die königlichen Zwingburgen nieder, in der Schlacht am Welfesholze bei Mansfeld 1115 wurde dann auch Kaiser Heinrich V. geschlagen, und ohne daß der geplante Feldzug des Saliers zur Niederwerfung der sächsischen Macht zu stande kommen sollte, bestieg 1125 noch einmal ein sächsischer Herzog, Lothar von Supplinburg, den deutschen Königsthron. Kurz zuvor hatte das oberdeutsche Fürstengeschlecht der Welfen durch die Vermählung Heinrichs des Schwarzen mit der Tochter des letzten Billungerherzogs Magnus in Norddeutschland Fuß gefaßt; dessen Sohn, Heinrich

der Stolze, mit Lothars einziger Tochter Gertrud vermählt, ließ dem größeren Enkel, Heinrich dem Löwen, eine politische Erbschaft zurück, die Dieser alsbald mit dem klarsten Bewußtsein antrat. Deutschland sonderte sich in eine staufische und eine welfische Machtgruppe: der Schwerpunkt jener lag in der unerschöpflich reichen oberrheinischen Tiefebene, ihre Stärke ruhte auf dem Ineinandergreifen kirchlicher und weltlicher, bäuerlicher und städtischer Verwaltung und auf der lehensrechtlichen Oberhoheit des Königtums über die Bistümer, wie sie das Wormser Konkordat bestätigt hatte; das welfische Machtgebiet war das größere, aber sein Verwaltungssystem war minder fest gefügt, denn bei einer durchaus antihierarchischen Laienpolitik, welche der Kirche gegenüber an dem Reformideal eines Norbert und Bernhard entschieden festhielt, gebrach ihm die stetige Fühlung mit den zahlreichen bischöflichen und klösterlichen Territorien, die es in seiner Mitte hatte, und die, nur im König ihren Lehensherren erkennend, die herzogliche Gewalt als ihre natürliche Feindin betrachteten. Heinrich der Löwe, als der mächtigste deutsche Laienfürst, wurde der Vorkämpfer germanischen Unabhängigkeitssinnes gegenüber dem Romanismus in Kaisertum und Kirche, aber er war ihm keineswegs gewachsen, denn nicht auf den Gegensatz, sondern auf das Gleichgewicht von Kirche und Laienadel hatte sich Deutschlands Kraft und der Fortschritt seiner Kultur gegründet, eine Überwältigung aber der Kirche oder des Kaisertums durch den Laienadel mußte zugleich einen Rückgang der Kultur bedeuten. Der Sturz Heinrichs und die Zerschlagung seiner Macht, die wesentlich zu gunsten der Kirche geschah, befreite die norddeutsche Kirche von dem herzoglichen Machtdruck, das Königtum gewann siegreich jene feste Stellung in den Harzlanden zurück, aus der es ein Jahrhundert zuvor hinausgedrängt worden war, und erst jetzt begann das nördliche Deutschland in die Kultur des Reiches voll einzutreten.

Thüringen, nach Lage, Stammesmischung, Volksart und Bildung das Mittelland zwischen Nord und Süd, hatte unter diesen langen Bürgerkriegen viel zu leiden gehabt. Das Haus,

welches aus der Reihe seiner Grafengeschlechter zur landgräflichen Würde emporgestiegen war, hatte in den Kämpfen mit Heinrich IV. und V. zu den Sachsen und auch nach Kaiser Lothars Tode zu der welfischen Partei gestanden, Landgraf Ludwig II., der Schwager Friedrichs des Rothbarts, war dann auf die staufische Seite übergetreten, Ludwig III. in dem Konflikt mit Heinrich dem Löwen bei ihr verblieben und Pfalzgraf von Sachsen geworden; sein Bruder Hermann I. hatte, als die welfische Macht neu erstarkt und in Heinrichs Sohn Otto IV. ein Gegenkönig gegen den Staufer Philipp erstanden war, zwischen beiden mehrfach treulos die Partei gewechselt, auch seine und seines Nachfolgers Stellung zu Kaiser Friedrich II. war keine klare gewesen, und sein Sohn Heinrich Raspe hatte sich 1246 zum Gegenkönig erheben lassen. Dann hatte der Wettiner Heinrich der Erlauchte Thüringen und die sächsische Pfalz mit dem noch halb slavisch gearteten Meißen vereinigt; in blutigen Kämpfen gegen die verhaßten „Schwaben", auf die man grausame Spottlieder dichtete, unter Adolf von Nassau und Albrecht I. behauptete das Land seine Selbständigkeit, und Heinrich VII. bestätigte 1310 Friedrich den Freidigen im Besitze von Meißen und Thüringen. Je mehr sich der Schwerpunkt Deutschlands nach Osten schob, wuchs auch die Bedeutung dieser Landschaften. 1331 machte Ludwig der Baier den Landgrafen Friedrich II. zu seinem Schwiegersohn, dem 1348 die deutsche Königskrone angetragen wurde, welche dann der edle Günther von Schwarzburg gewann. Unter Friedrich III. und seinen Brüdern mehrte sich durch Erbschaft, Kauf und Belehnung das Land, welches bei der Teilung von 1381 dem Landgrafen Balthasar, dann seinem Sohne Friedrich IV., zufiel, während der hervorragendste unter Friedrichs III. Söhnen, der meißnische Markgraf Friedrich der Streitbare 1423 mit dem Herzogtum Sachsen-Wittenberg und der Kurwürde belehnt wurde, wodurch der Name Sachsen auch auf die meißnischen Lande überglitt. Nach dem Tode Friedrichs IV. kam dann Thüringen an die beiden Söhne Friedrichs des Streitbaren, Kurfürst Friedrich den Sanftmütigen und Herzog Wilhelm den

Tapfern, den Eidam Kaiser Albrechts II., wodurch es, nachdem die hussitischen Stürme verbraust waren, der Schauplatz eines nicht minder verhängnisvollen Bruderkrieges wurde. Er endigte mit der Bestätigung Wilhelms im Besitze von Thüringen; da er aber keinen Erben hinterließ, kam sein Land an seine Neffen Ernst und Albrecht, durch deren Teilung von 1485 das wettinische Haus sich für immer in zwei Linien spaltete und Nordthüringen mit Meißen, der größere Teil des Landes aber mit Kursachsen vereinigt wurde. 1486 trat die Regierung der ernestinischen Lande Kurfürst Friedrich der Weise, nunmehr der angesehenste und einflußreichste Fürst im Reich, an, die albertinischen kamen 1500 an seinen trefflichen Vetter Georg. Auch hier war im 15. Jahrhundert die Fürstengewalt, durch den von Prälaten, Grafen, Herren, Rittern und Städten gebildeten Landtag wenig eingeschränkt, in beständigem Aufsteigen, die Macht des Adels schwand zusammen, die Städte blühten empor, und mehr und mehr begann auch das Kirchenregiment in die Hände der Landesherren überzugehen. Vor Allem wurde den Übergriffen der geistlichen Gerichtsbarkeit in die weltliche energisch gewehrt, und da die sittliche und wirtschaftliche Mission der Kirche längst vollendet, ihre politische Rolle als das Verhängnis Deutschlands längst erkannt und der unheilbare Zwiespalt ihrer Ideale mit dem Geist einer neuen Kultur immer klarer geworden war, war man jetzt um so eifriger beflissen, ihren Wirkungskreis von allen weltlichen Befugnissen hinweg auf das Seelsorgeramt zurückzudrängen und die alten Reformforderungen Armut, Keuschheit, Demut gegen ihre unwürdigen Vertreter geltend zu machen.

Ein starkes Gefühl für die territorialen Lebensinteressen, wie es auch durchweg in der Geschichtschreibung dieser Landschaften zum Ausdruck kam, der lebhafte Eindruck eines in der Beschränkung kräftigen landesherrlichen Waltens, ein heller realpolitischer Sinn, eine sehr klare Vorstellung von der Notwendigkeit der Sonderung geistlicher und weltlicher Kulturaufgaben und eine durch Jahrhunderte festgehaltene Abneigung oder doch Interessenverschiedenheit gegenüber dem universalen Reich und der

universalen Kirche, das war die eigenartige Mitgift des thüringisch-sächsischen Volkscharakters. In dem alten Kerngebiete der ottonischen Monarchie war um 1230 jenes klassische Rechtsbuch entstanden, in dem diese Mitgift einen sehr bestimmten Ausdruck gefunden hat: der Sachsenspiegel ist ein Protest des norddeutschen Konservativismus gegen die drohenden Verluste der alten Freiheit. „Da man zuerst Recht setzte, da war kein Dienstmann, und alle Leute waren frei, als unsre Vordern her zu Lande kamen.“ Gegenüber dem Hofrecht, dem Dienstrecht und den Stadtrechten vertritt er das gemeine Landrecht, gegenüber der Kirche und den Ministerialen das Recht der Laienfürsten und die Freiheit der schöffenbaren Geschlechter. Er schilt die Laienfürsten, daß sie Lehensmannen der Pfaffenfürsten geworden seien, und wiewohl er die Teilung der weltlichen und der geistlichen Gewalt anerkennt, mag er doch nichts davon wissen, daß der Papst das nationale Recht durch seine fremden Satzungen „ärgre“. Der König ist ihm alles Rechtes Quelle, aber auch er unterliegt dem Recht, und über ihn hat der Pfalzgraf zu richten; denn trotz allen Beeinflussungen durch fränkisches und kirchliches Recht war in diesen Territorien noch die altgermanische Anschauung lebendig, daß das Recht nicht auferlegte Satzung, sondern natürliches Wachstum, nicht Stiftung der Machthaber, sondern freies Erzeugnis des Volkes sei. Sachsen und Thüringen waren denn auch der Boden, auf dem sich alte rechtliche Institute wie das Vehmgericht und Bahrrecht ungleich länger, als im Oberlande, behaupteten.

Solchem zähen Festhalten an den altnationalen Überlieferungen entsprach auch eine fester gegründete Einsicht in den Wert der natürlichen Lebensbedingungen, die man um so höher zu schätzen wußte, je mühsamer man sie einem Boden von sehr ungleicher Tragkraft abzuringen hatte, eine ernstere sittliche Achtung der Arbeit, wie sie vor Allem bei der Kolonialthätigkeit sich aufdrängt, und ein tiefer haftendes Gefühl des nationalen und des Geschlechterzusammenhangs. Man wird schwerlich irren, wenn man annimmt, daß die isolierende Gedankenwelt der Askese in

den nördlichen Territorien Deutschlands niemals die Gemüter mit einer so übergreifenden Herrschaft sich unterworfen hat, wie in seinen romanisch civilisierten Gebieten. Allerdings begegnen wir auch hier allen Abwandlungen der Frömmigkeit, die für jene charakteristisch waren: im 10. Jahrhundert neben dem kirchlich kühlen Heinrich I. dem ersten, gleichsam bauernchristlichen Typus deutscher Religiosität in der Königin Mathilde, im 11. neben dem heitern, prachtliebenden und weltkundigen Thüringer Adalbert von Bremen den Vertretern der massiven Askese in dem trotzigen Eremiten Günther, der heiligen Paulina Recluſa oder dem wunderlichen heiligen Landstreicher Haimerad von Hasungen, dessen größte asketische Wonne herzhafte Prügel waren, im 12. und 13. Jahrhundert den Typen der höheren, kontemplativen und praktisch-mystischen Askese, etwa in Eberhard, dem Stifter des Klosters Georgenthal, in Elger von Hohnstein, dem berühmten Heiligenpaare Ludwig und Elisabeth von Thüringen oder in einem der größten Söhne des Landes, dem Meister Eckhart, im 14. und 15. Jahrhundert endlich derselben gewaltsamen Anspannung aller kirchlichen Mittel, denselben abergläubischen, psychocontagiösen und christlich-sozialen Erscheinungsformen der Massenreligion wie im übrigen Deutschland; und soweit der kirchliche Sinn sich in Schenkungen, Stiftungen und Liebeswerken, in Reformen der Klosterdisziplin und äußern Leistungen überhaupt zu bethätigen vermochte, ist es auch hier geschehen. Aber die Abneigung der Laien gegen die Askese, wenn sie auch nicht mehr so drastisch zum Ausdruck kam, wie einst im 9. Jahrhundert gegenüber dem vom Krieger zum Mönch verwandelten Wala, überwand sich doch nur schwer; das Verbot der Priesterehe stieß auf den leidenschaftlichsten Widerspruch und vermochte sich nicht für die Dauer durchzusetzen; die Achtung der Frau, ihrer häuslichen Stellung und wirtschaftlichen Fürsorge, wie sie uns in der Umgebung der trefflichen Mathilde so anmutend entgegentritt und von ihr sich forterbte, wurzelte offenbar tief, auf ihr beruhte zumeist jene musterhafte Sauberkeit des sächsischen Haushaltes, die schon dem Italiener Liutprand im Vergleich zum byzantinischen Hofe soviel

Respekt abgewann, und aus der Geschichte der Ehe Ludwigs und seiner unbeschadet ihrer Heiligkeit vortrefflichen Hausfrau Elisabeth klingt uns das schöne Wort entgegen, das an ein ähnliches aus Luthers Jugendzeit gemahnt: „Drei schöne Dinge sind, die beides Gott und Menschen wohlgefallen: wenn Brüder eins sind, die Nachbarn sich lieb haben und Mann und Weib sich mit einander wohl begehen.“ Die Freude an der Natur und das kräftige Behagen am weltlichen Leben, wie es einst im „Heliand“ den christlichen Stoff durchdrungen hatte, blühte in der thüringischen Sängerschule der Stauferzeit voller und reicher empor; von dem fatalistischen Determinismus des „Heliand“ zeigte sich z. B. Landgraf Ludwig der Eiserne berührt, wenn er etwa sehr unkirchlich meinte: „Wenn ich sterben soll, so werde ich sterben; den Tag meines Todes kann ich weder durch frommes Leben noch durch Sündigen beschleunigen. Soll ich selig werden, so können mir keine Sünden den Himmel nehmen; bin ich aber verdammt, so werden mir gute Werke auch nicht die Seligkeit verschaffen.“ Anderseits fällt es unter die auch in Thüringen vorhandenen und durch die Inquisition bekämpften widerkirchlichen Tendenzen, wenn derselbe Ludwig die häufigen Vergewaltigungen der Laienmächte am Kirchengut mit dem biblischen Worte decken zu können glaubte: „Der Himmel allenthalben ist des Herrn, aber die Erde hat er den Menschenkindern gegeben.“ Und welch ein energischer Weltsinn steckte in dem Wort, welches Heinrich dem Erlauchten von einem seiner Edlen entgegengehalten wurde, als Sophie von Brabant Ansprüche auf Thüringen erhoben hatte: „Und wenn Ihr einen Fuß im Himmel und den andern auf der Wartburg hättet, so müßtet Ihr den vom Himmel ziehen und auch auf die Wartburg setzen.“ Aber welcher Ruhm strahlte auch damals von diesem lieblichen Erdenfleck über die deutschen Lande aus! Jener Laienkultur, die im Reich als eine siegreiche Reaktion gegen die Ideenwelt der Kirche emporgestiegen war, war vom Norden her eine ältere nationale Bildung entgegengekommen, welche durch die kirchlichen Ideen noch gar nicht überwältigt worden und darum für diese neuen

Tendenzen doppelt empfänglich war: in Thüringen trafen sich die Ströme von Nord und Süd, und so wurde die Residenz des freigebigen und kunstbegeisterten Landgrafen Hermann I., inmitten eines Volkes, dessen Sangeslust schon einem Wolfram von Eschenbach nicht unbemerkt geblieben ist, jener glanzvolle Mittelpunkt der ritterlichen Laienkultur, an dem die vornehmsten Geister Deutschlands sich vereinigten, dessen überragende Bedeutung die Sage vom Sängerkrieg auf der Wartburg poetisch festhielt, und von dem sich entscheidende Anregungen auch nach Osten und Norden verbreiteten.

Dann war diese aristokratische Laienkultur, wie im übrigen Deutschland, von der bürgerlichen überwältigt worden: ihre fruchtbarsten Treibstätten waren auf thüringischem Boden Erfurt, welches als Knotenpunkt der Handelsstraßen von Nürnberg nach Niederdeutschland zu außerordentlichem Wohlstand aufblühte, Eisenach, der Vorort des östlichen Binnenhandels, Mühlhausen, Nordhausen, Arnstadt, Gotha, Langensalza, Tennstedt und Weißensee. Seit 1323 gewann Erfurt durch seine alljährlichen Handelsmessen eine steigende Bedeutung; zur Entwicklung einer städtischen Schule, wie anderwärts in Thüringen, kam es hier bei dem Übergewicht der Stiftsschulen allerdings nicht, aber 1392 wurde Erfurt durch die Eröffnung der Universität zu einem weitwirkenden Centrum der neuen wissenschaftlichen Laienbildung und des Humanismus. Allen Anfechtungen durch Seuchen, Wassersnot, Brand und Krieg zum Trotz bewegte sich die städtische Entwicklung Thüringens beständig aufwärts, erst die furchtbare Pest von 1463 und die große Feuersbrunst von 1472 schlugen zum mindesten Erfurt unheilbare Wunden, und der Handel verfiel mit dem allgemeinen Rückgang des deutschen Handels im 16. Jahrhundert. Aber im übrigen bedeutete das 15. Jahrhundert auch hier den Zenit städtischen Wohlstands: nie ist der materielle Lebensgenuß, die massive Freude an Schwelgerei und äußerem Aufwand größer gewesen, als in dieser Zeit. Immer wieder wurden Verordnungen der Obrigkeiten notwendig gegen das Übermaß in Speise und Trank, Schmuck und Kleidertracht, Spiel

und Unzucht, aber wirksamer als Verordnungen, wenngleich nur in plötzlichen asketischen Aufwallungen, waren die gewaltigen Bußpredigten eines Nikolaus von Cues und Johannes von Capistrano. Im Laufe des 14. Jahrhunderts waren hier, wie anderwärts, die adligen Geschlechter aus dem städtischen Regiment ausgestoßen worden, die Zünfte hatten sich emporgekämpft, die alte eingewurzelte Gereiztheit gegen den Mainzer Erzbischof machte sich in immer neuen Auflehnungen gegen dessen Vorrechte Luft, Bann und Interdikt waren die gewöhnliche Antwort darauf, wobei es schon 1281 so weit kommen konnte, daß ein Ratsbeschluß allen Bürgern jede Schenkung an Kirche, Priester oder Mönche in liegendem Grunde oder in barem Gelde ausdrücklich verbot; und als 1324 die Erfurter wieder einen Übergriff ins geistliche Gericht wagten, trotz domherrlichen Widerspruchs einen niedern Kleriker, der einen Bürger beschädigt hatte, einfach aufhängen ließen und infolgedessen die Geistlichkeit in allen Kirchen den Gesang einstellte, da ließ der Rat dem Volke offen verkündigen, wer etwas gegen die Pfaffen habe, der möge es ungehindert und straflos thun: es war das Signal eines stürmischen Aufruhrs, der durch das Eingreifen des Mainzer Erzbischofs nur mit Mühe gedämpft wurde. Auch im 15. Jahrhundert griff der Rat in die Gerechtsame der Klöster und Stifter fortwährend ein und suchte die Vermehrung ihres Vermögens auf alle Weise zu hindern. Die christlich-soziale Bewegung hatte hier, wo der Gegensatz zur Kirche von Anbeginn ein schärferer gewesen war, als im Reich, und wo die Sage von dem großen reformatorischen Zukunftskaiser auf dem Kyffhäuser lokalisiert worden war, schon früh sich in revolutionären Erhebungen Luft gemacht, wie in dem Pöbelaufstand zu Nordhausen 1324 und in den grausamen Judenverfolgungen; sie war durch die unmittelbare Berührung mit den hussitischen Ideen hier noch besonders gesteigert worden, und der stets geschäftige Geist der Rebellion erreichte den ersten Höhepunkt seines Ausbrechens in dem „tollen Jahr“ von Erfurt 1510, wo alle feindlichen Gegensätze der städtischen Autonomie, der erzbischöflichen und der sächsischen Oberhoheit, des Rats und

der Gemeinde, des Klerus und der Laienwelt, der Kapitalisten und des begehrlichen Pöbels in wilder Brandung aufeinanderstießen. Der Aufruhr endigte mit der Herstellung des alten Stadtregiments und der Erneuerung der sächsischen Schutzherrschaft; die reichsstädtische Freiheit, wie Mühlhausen und Nordhausen, hatte sich Erfurt nicht zu erstreiten und die Vorrechte des verhaßten Mainzer Stuhls nicht abzuschütteln vermocht.

Die große Kulturfrage, welche am Ausgang des 15. Jahrhunderts brennend über dem Horizonte Deutschlands stand, und deren Lösung zuhöchst von einer umfassenden Abrechnung mit der Kirche abhing sie hatte auch in Thüringen und seiner geistigen Metropole längst alle Schichten des Volkes bis in die untersten Tiefen erregt. Die Universität Erfurt war entschieden für den konziliaren Gedanken gegen den Papismus eingetreten: um so bittrer lautete die Anklage Jakobs von Jüterbock wider Papst und Kardinäle, sie hätten das heilige Kind, die Reformation, freventlich erwürgt, seine Mutter aber, der Konzilien Gewalt und Berufung, getötet. In den fünfziger Jahren hatte Johann Ruchrath von Oberwesel in Erfurt gelehrt, der den Ablaß mit rühmlichem Freimut bekämpfte und, wie Luther von ihm schreibt, „mit seinen Büchern die hohe Schule regierte“; Verurteilung zu lebenslänglicher Klosterhaft war sein Lohn gewesen. Andre Universitätslehrer, ein Johann von Dorsten, ein Johann von Lutrea, ein Sebastian Weinmann, hatten ähnliche Mißbräuche in Wort und Schrift bekämpft: den Reliquienschwindel, das krankhafte Wallfahrten, den Besetzungsmodus geistlicher Stellen, das ungeistliche Wesen des Klerus; überall hallten solche Entrüstungsstimmen wieder, das Volk war durchsetzt von antiklerikaler Erbitterung und erfüllt von den hierarchiefeindlichen, überwiegend moralistischen Stimmungen der schlichten Laienreligion. Wie Viele mochten sich zuraunen, was von einem Lehrer Luthers, Johann von Grefenstein, ausdrücklich überliefert ist, daß Hus mit Unrecht als Ketzer verurteilt worden sei, oder inniges Mitleid empfinden mit dem unglücklichen Franziskaner Johann Hilten in Eisenach, der zur Strafe für seine kühnen Predigten gegen die Verderbnisse der

Kirche lebendig eingemauert worden war, und von dem eine Prophezeiung umging, die auf das Jahr 1516 eine große Reformation ansagte: da werde ein Held aufstehen, der werde die Mönche scharf angreifen, und sie werden sich ihm nicht zu widersetzen wagen.

Und schon hatte sich der Held gefunden, dem die ganze Sehnsucht der Zeit entgegendrängte. Langsam löst sich uns die Gestalt von dem breiten Hintergrund ab, in dem ihre Erscheinung sich vorbereitete. Wir kennen die Bühne, wir kennen die Spieler, wir kennen das Publikum, das unheimlich Gewitterhafte in der Atmosphäre, die darüber liegt, das gährende Chaos von Gedanken, Gefühlen, Stimmungen und Strebungen, das in den fieberhaft erregten Köpfen arbeitet. Im Voraus empfinden wir die ganze Unberechenbarkeit der Wirkungen, die das plötzliche Auftreten des gespannt erwarteten Helden eben auf diesem Zeitpunkte entfesseln mußte, und so schicken wir uns denn an, ihm nachzugehen auf den verschlungenen Pfaden, die ihn, ungewollt und doch mit innerer Notwendigkeit, mitten auf den großen Schauplatz der Weltgeschichte hinführen sollten.

Rauh'sche Buchdruckerei, Berlin S.O., Adalbertstr. 41.

Verlag von Ernst Hofmann & Co. in Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 122.

Kaiser Wilhelm II.

Von **Friedrich Meister.**

Mit dem Kaiserbildnis in Lichtdruck und zahlreichen Illustrationen.

410 Seiten Großoktav in gotischem Druck.

Der hochfeine Einband von Peter Schnorr enthält u. a. die erstmalige Wiedergabe des neuesten Entwurfes zum Berliner Dome von Geh. Rat Prof. Raschdorff.

Geheftet M. 5,—; hochfein gebunden M. 6,20.

Der **„Deutsche Reichs-Anzeiger und Königlich Preußische Staats-Anzeiger"** vom 8. Dez. 1893 schreibt:

Dies Buch enthält eine sorgfältige Zusammenfassung aller Lebensereignisse Seiner Majestät des Kaisers seit der Geburt. Es ist nicht etwa nur für die Jugend bestimmt, sondern für alle Theile des Volks. Es ist namentlich dadurch wertvoll, daß es alle Kundgebungen des Kaisers, Thronreden, Gelegenheitsreden und Erlasse enthält und einen willkommenen Beitrag zur Geschichte unserer Zeit liefert, indem es über die geschichtlichen und politischen Ereignisse zum Verständnis jener Kundgebungen in fortlaufender Darstellung berichtet, ohne indeß dem aufmerksamen Beobachter der Zeitgeschichte etwas Neues zu bieten, geschweige denn seine Neugierde nach Unbekanntem zu befriedigen oder das Bedürfnis nach politischem Klatsch zu befriedigen. Die Darstellung ist des Gegenstandes würdig, die Charakteristik des Monarchen angemessen und taktvoll .... Die Grundlage des Buchs ist eine **warm patriotische** und verfolgt den Zweck, dem Volke ein getreues Bild von dem Monarchen zu geben und das Verständnis für seinen Charakter und sein Wirken zu verbreiten.

Die Kirchenpolitik

Friedrich Wilhelms, des Großen Kurfürsten.

Auf Grund archivalischer Forschung

von Dr. **Hugo Landwehr,**

Oberlehrer des Königlich Preußischen Kadetten-Corps.

400 Seiten Groß-Oktav.

Geheftet M. 7,20.

Die Reden des Grafen von Caprivi

im Deutschen Reichstage, Preußischen Landtage

und bei besonderen Anlässen.

Herausgegeben von **Rudolf Arndt.**

Mit der Biographie und dem Bildnis (Stahlstich).

Vom Reichskanzler autorisierte Ausgabe.

428 Seiten Großoktav.

Geheftet M. 5,—; in feinem Leinenband mit Rotschnitt M. 6,—.

Verlag von Ernst Hofmann & Co. in Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 122.

Geisteshelden.

(Führende Geister.)

Eine Biographieen-Sammlung.

Herausgegeben von

Dr. Anton Bettelheim.

I. Sammlung.

1. **Walther von der Vogelweide.** Von Dr. A. E. Schönbach, Regierungsrat, Professor in Graz.
2. 3. **Reuter.** — **Hölderlin.** Von Dr. Adolf Wilbrandt, Schriftsteller in Rostock.
4. **Anzengruber.** Von Dr. Anton Bettelheim, Schriftsteller in Wien.
5. **Columbus.** Von Dr. Sophus Ruge, Professor in Dresden.
6. **Carlyle.** Von Dr. G. von Schulze-Gaevernitz, Professor in Freiburg i. B.

II. Sammlung.

1. **Jahn,** von Dr. Franz Guntram Schultheiß in München.
   ☛ Preisgekrönte Arbeit. ☚
2. **Shakspere,** von Dr. Alois Brandl, Professor in Straßburg i. E.
3. **Spinoza,** von Dr. Wilhelm Bolin, Professor in Helsingfors.
4. 5. **Moltke,** I, v. Dr. Max Jähns, Oberstlieutenant a. D. in Berlin.
6. (Doppelbd.) **Stein,** von Dr. Friedr. Neubauer, Oberlehrer in Halle.
   ☛ Preisgekrönte Arbeit. ☚

Subskriptionspreis bei Entnahme einer Sammlung (= 6 Bänden): Geheftet je M. 2,—; in Leinenband je M. 2,80; in Halbfranzband je M. 3,40. Die Subskription kann bei jedem beliebigen Bande beginnen. Im Einzelkauf erhöht sich der Preis jedes einfachen Bandes um 40 Pf.

Verlag von Ernst Hofmann & Co. in Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 122.

Geisteshelden.

(Führende Geister.)

III. Sammlung.

1. 2. 3. **Goethe**, von Dr. Richard M. Meyer, Privatdozent an der Universität Berlin.

Gekrönt mit dem ersten Preise.

4. 5. 6. **Luther**, von Dr. Arnold E. Berger, Privatdozent in Bonn.

Weitere Biographieen von hervorragenden Mitarbeitern in Vorbereitung.

Der Beifall, den Strauß' „Voltaire", Palleskes „Schiller" und andere Biographieen in weiten Kreisen gefunden haben, ist ein Anzeichen dafür, daß die „Geisteshelden", — eine Kultur- und Litteraturgeschichte in Einzelbiographieen, dargestellt von berufenen Männern — den Bildungsbedürfnissen und der Empfänglichkeit breiter, dem Besten nachstrebender Schichten des Deutschen Volkes entspricht. Der Umfang der gediegen und geschmackvoll ausgestatteten Bände umfaßt je 200—240 Druckseiten in üblichem Oktavformat. Die Darstellung schlägt, bei aller Gemeinverständlichkeit, doch nie den „tiefsten Ton der Leutseligkeit" an, sondern ist, die Ergebnisse der Forschung auskernend, bemüht, nicht nur ein plastisches Bild des biographierten „Geisteshelden", sondern auch eine nach Form und Inhalt wohl abgewogene litterarische Leistung darzubieten. Der Text ist durch keine gelehrten Anmerkungen beschwert; doch wird den Weiterstrebenden im Anhang durch genaue Quellenangaben Material gewährt.

Eine Lektüre für alle gebildeten Kreise und Schichten,
geeignet für Erwachsene wie für die reifere Jugend,
für Männer und Frauen,
für Privat- und öffentliche Bibliotheken.

Schauspiele von Max Nordau:

Das Recht, zu lieben.	**Die Kugel.**
In 4 Aufzügen.	In 5 Aufzügen.

Geheftet je M. 2,—; fein gebunden je M. 3,—.

Der Verfasser tritt in diesen Schauspielen mit sittlichem Ernste für die Unverletzlichkeit der Ehe und die Heilighaltung der Kindesliebe ein. Als Lektüre wirken die geistvollen Stücke besonders genußreich.

Verlag von **Ernst Hofmann & Co.** in **Berlin** SW. 48, Wilhelmstraße 122.

Deutsche Kern- und Zeitfragen.

Von **Albert Schäffle,**

K. u. K. Minister a. D., Doktor der Staatswissenschaften.

480 Seiten Lexikon-Oktav.

Ladenpreis: Geheftet M. 10,—; fein in Halbfranz gebunden M. 12,—.

Der **„Deutsche Reichsanzeiger und Königlich Preußische Staatsanzeiger"** vom 28. November 1893 urteilt:

Es ist nicht nur der erfahrene Sozialpolitiker und Volkswirt, der sich hier kundgiebt, sondern auch der tiefe Denker, der auch die schwierigsten Fragen in furcht-, partei- und leidenschaftsloser und deshalb wohlthuend ruhiger Weise behandelt. . . . Die Darlegungen, die selbstverständlich niemals parteipolitisch sind, enthalten eine Fülle anregender Gedanken und ebenso viel historisches wie volkswirtschaftliches Material. Wird man auch im einzelnen oft von den mitgeteilten Ansichten und Urteilsschlüssen abweichen, so wird man doch stets die Wissenschaftlichkeit dankend anerkennen, mit der die staatsrechtlichen und volkswirtschaftlichen Untersuchungen geführt werden. Die in der Form populärwissenschaftliche, sehr klare und eindringliche Darstellung macht es möglich, daß viele sich mit den Kern- und Zeitfragen vertraut machen werden; jeder wird wenigstens einigen Nutzen daraus ziehen.

Die **„Neue Folge"**

über 500 Seiten stark, zum gleichen Preise zu beziehen, enthält folgende Haupt-Abschnitte: Bevölkerungspolitik. — Auswärtige Politik. — Verfassungspolitik. — Agrarpolitik. — Sozialpolitik. — Verkehrspolitik. — Finanzpolitik.

Öffentliche Charaktere

im Lichte graphologischer Auslegung.

Mit Einleitung und biographischen Notizen versehen

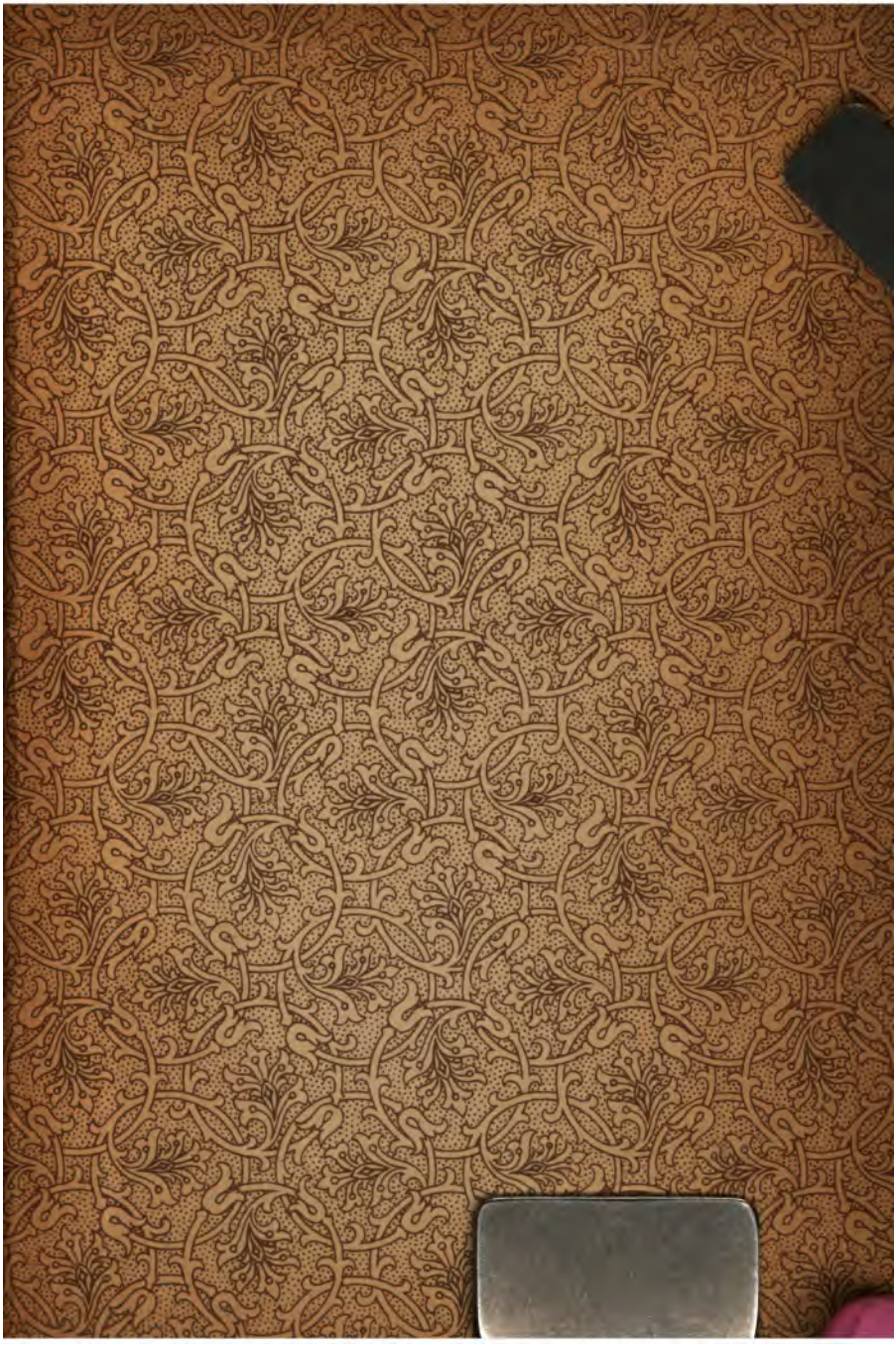
von **D. Zix.**

Mit 135 Handschriften-Facsimiles.

296 Seiten Royal-Oktav.

2. Aufl. Geheftet M. 4,50; in feinem Leinenband M. 5,50.

Das Werk enthält die Charakteristiken von 135 im öffentlichen Leben und Interesse stehenden Persönlichkeiten: Fürsten, Diplomaten, Staatsmännern, Abgeordneten, Militärs, Geistlichen, Gelehrten, Malern, Architekten, Komponisten, Musikern, Sängern, Schauspielern u. a. m., Männern und Frauen.

Die Charakteristiken sind von einer Persönlichkeit verfaßt, welche eine geradezu fascinierende Gabe besitzt, auf Grund der Handschrift die seelischen und geistigen Eigenschaften eines Individuums in ausführlicher, packender Form **zutreffend** auszulegen. (Die Auslegungen sind nicht mit sogenannten graphologischen Notizen in Familienblättern zu vergleichen.)

Schon die 135 Facsimiles verleihen dem Buche den Wert eines Autographen-Albums, und die teilweise erstmals in die Öffentlichkeit gelangenden biographischen Abrisse werden allseitigem Interesse begegnen.